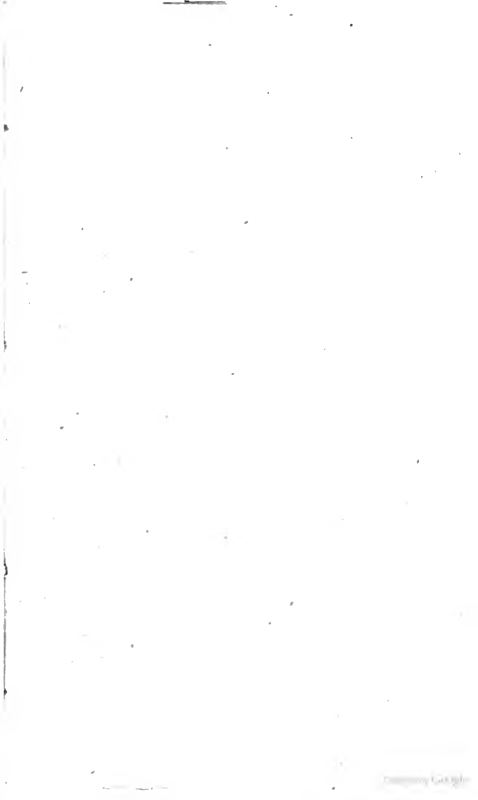

B 10
2
208



Digitized by Google



Digitized by Google



Erinnerungen

von

einer Reise

in den Jahren 1803, 1804 und 1805.

Herausgegeben von

Johanna Schopenhauer.



Zweiter Band.

Mit einer Charte.

Rudolstadt,
im Verlage der Hof- Buch- und Kunsthandlung.
1814.

Digitized by Google

Sp 10. 2. 208

Digitized by Google

Inhalt.

Digitized by Google

Durchflug

durch

Holland.

Digitized by Google

Durchflug durch Holland
im Frühling 1803.

Wir reis'ten von Bremen ab und diese große, uralte Stadt ließ, troz ihres altväterischen Ansehns, ihrer mit unzähligen Erkern und Vorsprüngen verunzierten Häuser, und ihrer engen Straßen, dennoch einen sehr freundlichen Eindruck bei uns zurück. Wir hatten bei ihren Bewohnern ächte teutsche Sitte und die wahre Höflichkeit gefunden, die dem Reisenden so wohl thut, indem sie das Gefühl des Fremdeseyns gänzlich verbannt. Die Gegend rings um Bremen gehört nicht zu denen, welche die Natur vorzüglich begünstigte, aber der Fleiß und die Wohlhabenheit der Bewohner schmückt sie mit unzähligen, großen und kleinen Gärten, so daß doch das Ganze gefällig erscheint.

So wie wir uns aber weiter von jener alten berühmten Handelsstadt entfernten, gewann Alles ein

anderes Ansehen. Ewige schwarze Haide, kein Laub, keine Blume, kein singender Vogel, Alles todt und öde wie das Chaos, ehe der Hauch des Lebens darüber wehte! Elende Dörfer, aus Einsturz drohenden Lehmhütten bestehend, sogenannte Städte, die wir mit Verwunderung ansahen, weil wir gar nicht begriffen, wie man vernünftiger Weise auf den Einfall kommen könnte, darin zu leben, unterbrachen von Zeit zu Zeit die Oede rings umher. In diesem Lande müssen die vier Jahreszeiten ganz unbemerkt vorüber ziehen, den Winter ausgenommen, der doch die Gefilde in Schnee kleidet; Frühling und Herbst haben keinen Einfluß auf diese unwirtbare Fläche, wo nichts gedeiht als Torfmoor und Haidekraut, welches sich immer gleich bleibt.

Zwei Tage lang hatten wir alle Zeit diesen und ähnlichen erbaulichen Betrachtungen nachzuhängen, und waren oft im Begriff mit Voltären auszurufen: quel chien de pays! Troz der vier Pferde vor unserm nicht schweren Wagen, gieng die Reise doch unerträglich langsam fort, denn die westphälischen Postillons jener Gegend können nicht reiten. Sie liefen gewöhnlich neben dem Wagen her, weil auf dem Bocke kein Plaz für sie frei war. Wir bekamen auf jeder

Station zwei; ihre wunderlichen Sprünge, wenn die Pferde einmal ein wenig trabten, waren das einzige, das uns belustigte; gewöhnlich gieng einer von ihnen neben den Pferden her, während der andere auf dem Koffer sitzend, die Luft mit Herz und Ohr zerreißenden Mißtönen aus seinem Posthorne erfüllte. Endlich, auf der letzten Station in Westphalen, gewonnen die Dinge ein anderes Ansehen; Alles sah hier schon Holländisch aus. Wir fanden in unserm Wirth einen Herrn Bürgermeister mit einer ehrwürdigen, aus hundert Löckchen bestehenden Perücke, in dem reinlichen Zimmer ein holländisches Kamin, auf allen Tischen Thee-Kannen, Thee-Tassen und auch Quispeldorjes *) in zierlicher Ordnung aufgepflanzt, mit Decken von grünem Flor gegen Staub und Fliegen geschützt. Die Frau Wirthin präsentirte uns Feuerstübchen mit Torfkohlen angefüllt, und nahm uns auch hernach auf gut holländisch zwei Gulden ab, weil wir an ihrem Feuer in ihrem Topfe unsere eigne Chocolade gekocht hatten.

Endlich passirten wir die holländische Gränze. Ein plötzlicherer Uebergang läßt sich nicht denken.

*) Zierliche Spucktöpfchen von Porzellan, die man bei'm Tabakrauchen auf den Tisch setzt.

Vor wenig Stunden mußten wir uns durch eine Wüste langsam hinschleppen lassen, jezt entzückten uns fruchtbares Land, angebaute Breiten voll hohen Getraides, hübsche Dörfer und Blütenbäume voll Nachtigallen. Die Städtchen und Flecken, durch die wir kamen, sahen alle so reinlich und lachend aus! Alle Häuser, Stackete, Thüren und Fensterladen neu angemalt, als wären sie gestern erst fertig geworden! Wir freuten uns, wie die Kinder, über das lustige bunte Wesen und hofften, es wäre nun auf immer mit der schwarzen Haide vorbei, aber wir wußten nicht, was für Trübsale uns bevorstanden; es kam ganz anders als wir dachten.

Um zwei Uhr waren wir in Allmela, einem Flecken oder Städtchen. Wir wollten weiter nach Deventer. Der Hr. Postmeister, ein großer Politiker, schüttelte das weise, ebenfalls mit einer hundertlöckigen Perücke wohlversehene Haupt und meinte, das gienge nicht, weil Deventer, als eine Festung, regelmäßig Punkt zehn Uhr geschlossen würde. Wir aber rechneten ihm vor, daß man in acht Stunden wohl vier Meilen fahren könne, so ließ er uns denn unserm blinden Willen folgen, gab uns vier große prächtige Pferde, seinen Hrn. Sohn zum Fuhrmann, seinen Segen obendrein, und fröhlich rollten wir da-

hin bis an das Thor, doch, so wie wir aus dem Orte waren, gieng es Schritt vor Schritt, Fuß vor Fuß auf dem ebensten Wege von der Welt weiter. Alle halbe Stunden wurde angehalten, um den Pferden allerhand Erfrischungen zu präsentiren. Wir baten, wir scholten, wir baten wieder, nichts half, unser Führer sah sich kaum nach uns um, es war, als wären wir gar nicht da.

Endlich versuchten wir das letzte Mittel. Ein goldner Ducaten soll ja ein Talismann seyn, der jedes ächt holländische Herz in süße Bewegung setzt; den glänzendsten, den wir nur finden konnten, ließen wir im Glanz der Abendsonne blinken, und setzten ihn zum Preise unsers Eintreffens in Deventer vor Thorschluß. Ein ganz klein wenig drehte der Unerbittliche den Kopf nach uns um, und blinzte das Goldstück verstohlen an. Hat die Herrschaft so große Eile, fragte er; wir versicherten es ihm auf's lebhafteste. — Ich nicht — sagte er gelassen, und fuhr so langsam weiter wie zuvor.

Endlich sahen wir in der Dämmerung die Thürme von Deventer am Horizont sich erheben, wir hofften also doch zeitig genug einzutreffen, um uns einmal

wieder in einem guten Gasthofe recht auszuruhen. Jetzt ward es dunkler, die Pferde trabten ein wenig, wir hofften lebhafter; mit einmal hielt der Wagen an der Thür einer einzeln liegenden Bauernkneipe, und unser Fuhrmann am Schlage bedeutete uns, wir müßten bis gegen Morgen hier bleiben; zugleich hörten wir aus der Ferne die Trommel zu uns herüber wirbeln, die den Thorschluß von Deventer verkündigte. Zu sagen, daß wir uns gleich mit guter Art in dieß Schicksal ergaben, wäre eine zu unwahre Behauptung. Doch wir ergaben uns, weil wir mußten. Nach besserer Ueberlegung beschlossen wir sogar bonne mine zu machen, so viel möglich, und traten in die dunkle Thür der räucherigen Hütte.

Da standen wir in einer dunkeln Bauernstube. Ein von Zeit zu Zeit hellauflodernbes Kaminfeuer und eine Thranlampe verbreiteten ein seltsames flackerndes Licht auf ein Dutzend Bauern, welche an verschiedenen runden Tischen saßen und Spülwasser tranken, welches man hier zu Lande Kaffee nennt. Große messingne Kannen, rundum mit Hähnchen versehen, zum möglichst bequemen Auszapfen dieser Panacee und winzig kleine Delfter Tassen standen vor ihnen. Alle hatten schwarze lange, zugeknöpfte Röcke an, und platte dreieckige Filz-

deckel auf den Köpfen, deren mittlere Spitze vorn hoch in die Höhe stand. Stumm saßen sie da, kein Laut ertönte, sie waren so ganz in Pflegma versunken, so ganz ohne Leben, Bewegung und Neugierde, daß kaum einer bei unserm nicht geräuschlosen Eintritt den Kopf ein wenig nach uns wandte. Lange standen wir da und betrachteten, nicht ohne Vergnügen, diese sonderbare Gruppe in der halbdunkeln, wunderbaren Beleuchtung. Wir sahen hier mit einem Male die Meisterwerke niederländischer Maler, der Teniers; Ostade, de Steen und Anderer ins wirkliche Leben treten. Alles umher, die Bauernstube, die glänzenden und gescheuerten Kessel und kupferne Geschirre an den Wänden und auf dem Kaminsimse; Alles war, wie wir es unzählige Mal in Gemälden bewunderten. Hier auf den eigenthümlichen Grund und Boden jener unsterblichen Meister muß man treten, um ihre unaussprechliche Wahrheit und Treue zu fühlen und zu bewundern, wie sie Zug für Zug der Natur folgten, ohne zur Karrikatur herabzusinken.

Endlich fiengen wir an nach dem Wirthe zu fragen. Keiner der Automaten rührte sich, keiner antwortete, einer endlich erbarmte sich unser und zeigte mit dem Finger auf eine Seitenthür, jedoch ohne sich

mehr dabei in Bewegung zu setzen, als eben nöthig war. Wir folgten dem Winke und traten in ein zweites, dem vorigen ähnliches Zimmer, in welchem sich Niemand befand. So wie in Schiffs-Kajüten; waren in einer ziemlichen Höhe vom Fußboden einige Betten in den Wänden angebracht, nur die enge Oeffnung, durch welche man hineinkriecht, verrieth ihr Daseyn, eine kleine Gardine von buntem großblumigem Kattun hieng davor. Wir fiengen jetzt an unsere Situation wahrhaft komisch zu finden, indessen allmählich gewann die Sache eine bessere Gestalt. Die alte Wirthin kam endlich herbei geschlichen, bald loderte ein freundliches Feuer im Kamin, wir erhellten das Zimmer mit den Wachslichtern aus den Wagenlaternen, das Wasser braus'te häuslich im siedenden Kessel, wir setzten uns zum Theetisch vor dem Kamin und suchten mit Lesen, Plaudern und sonst so gut wir konnten, die Zeit erträglich hinzubringen. Allmählich aber wurde es um uns lebendig, die Stummen aus dem Nebenzimmer traten herein, wir glaubten, die Flöte, welche einer von unserer Gesellschaft eben geblasen hatte, habe sie herbei gelockt und fiengen schon an unsern Musiker, als einen zweiten Orpheus zu ehren, der selbst Steine in Bewegung setzen könne; da sahen wir aber mit Erstaunen, wie unsere Hollän-

der, ohne sich im mindesten zu geniren, anfiengen ihre Nacht-Toilette zu machen, und sich immer drei und drei in Ein Bette, zur Ruhe zu begeben.

Das war uns denn doch zuviel; anfangen konnten wir mit diesen Leuten nichts, das wußten wir schon aus Erfahrung; uns blieb also nur ein weiser Rückzug in das so eben von ihnen verlassene Zimmer, wo wir denn bald ihr melodisches Schnarchen hörten welches alle Flöten der Welt übertönt hätte. Endlich erfreute uns der anbrechende Tag und die Nachricht, daß angespannt sey; froh stiegen wir in den Wagen, schlichen noch eine Stunde langsam weiter, und erreichten endlich Deventer, wo wir uns von der Ermüdung jener abentheuerlichen Nacht erholten.

So waren wir denn, nach dieser Probe von dem berühmten Pflegma der Nation, überzeugt unter Holländern zu seyn, wenn gleich nicht in dem fruchtbar angebauten Holland, welches wir allen Beschreibungen nach gleich auf der ersten Meile über die Gränze hinaus, zu finden erwarteten. Dörfer und Städte sahen wir freilich mit einem Kranze von blühenden Feldern und Gärten umgeben, so wie wir aber diese ihre nächsten Umgebungen im Rücken hatten, fiengen

die traurigen schwarzen Haiden wieder an, und nur selten unterbrach ein einzeln liegender Bauerhof, noch seltner ein Baum, diese öde Einförmigkeit. Von Deventer bis Amersford gieng es allmählig besser. Wir fuhren durch lange Reihen schöner Gärten und Gartenhäuser, Alles zeugte von bürgerlicher Wohlhabenheit ohne übertriebenen Luxus, Alles glänzte wie neu in bunten, lustigen Farben und höchster Reinlichkeit. Warlich Holland ist das gelobte Land der Anstreicher! Ein hoher, hübscher Thurm, von welchem mit jedem Stundenschlage ein Glockenspiel lustig ertönte, ziert die ziemlich große und freundliche Stadt Amersford. Aehnliche Thürme mit Glockenspielen findet man in allen holländischen Städten, und soviel sich auch in musikalischer Hinsicht gegen der letztern ewiges Geklimper einwenden läßt, dem Reisenden kommen diese luftigen Töne wie eine freundliche Begrüßung anmuthig entgegen.

Bis Nordhuis schlichen wir wieder langsam weiter durch Sand und Haide, nun aber kam endlich das Holland, wie wir es uns gedacht hätten. Von Narden aus, der letzten Station vor Amsterdam, fanden wir, was wir schon lange herbei sehnten, das fruchtbar bebaute Land, die fetten Wiesen, auf welchen

schön gefleckte Kühe bis ans Knie im hohen Grase wadeten, die prächtigen Kanäle, belebt durch Hunderte von Kähnen und von Pferden gezogenen Fahrzeugen mit zierlichen Kajüten, Treckschuyten genannt, in welchen man hier zu Lande fast alle Reisen macht. Auch für uns zu Lande Reisenden wurden die Wege nun vortrefflich. Bis jetzt hatten wir diese durchgängig schlecht gefunden, und doch nie mehr und höhere Wegegelder bezahlt. Außer den Chaussee-Geldern waren noch eine Menge Abgaben zu entrichten, ohne daß wir recht begreifen konnten, wofür. Fuhren wir in ein Stadt-Thor hinein, so bezahlten wir Passage-Geld, wir hielten uns keine Minute in der Stadt auf, sondern fuhren gleich wieder zum andern Thore hinaus, da capo Passage-Geld, dann hieß es, myn Heer ye betaalt Toll, und so immer fort. Zuletzt waren wir die Sache so gewohnt, daß wir schon von selbst zu einander sagten, myn Heer ye betaalt, wenn wir Jemand an der Landstraße stehen sahen, der uns scharf ansah, und irrten fast nie. Alte Weiber und Kinder folgten uns bis in die Gasthöfe, und forderten Abgaben ein, ohne daß sie sagen konnten, wofür, und ohne irgend eine Autorität dafür aufweisen zu können, aber der Wirth decidirte und wir betaalten. Dieses und das ewige Betteln, besonders der Kinder auf den Stra-

ßen trägt eben nicht zur Annehmlichkeit des Reisens in diesem Lande bei, und mag dem der Sprache ganz unkundigen Reisenden oft sehr lästig und verdrießlich werden.

I.
Amsterdam.

Mit Recht nennen es die Eingebornen das prächtige Amsterdam. Die breiten reinlichen Straßen, die mit Linden eingefaßten großen schiffreichen Kanäle, die schönen gemauerten Brücken, die Menge öffentlicher Gebäude und Kirchen, die vielen schönen Privat-Häuser, Alles dies zusammen macht einen großen und imponirenden Eindruck auf jeden Fremden, wie vielleicht keine andere Stadt. Reichthum, Ordnungsliebe, weiser Gemeingeist, der alle Einzelne zu einem großen Ganzen verbindet, leuchten überall hervor. Ueberall sieht man deutlich, daß nicht die Macht eines Einzigen hier waltete und schaffte, sondern die Betriebsamkeit, die weise Oekonomie eines ganzen, an Mäßigkeit und Arbeit gewöhnten Volkes. Der prächtige Haven, mit seinem Walde von Masten, die einst in allen Zonen

der Welt als Bäume blühten und grünten, und jetzt hier in einer ungeheuern Versammlung die Wimpel und Flaggen aller Nationen in den buntesten Farben spielen lassen, setzt auch ein an Hamburg und London gewöhntes Auge in Erstaunen. Das Gewühl der fleißigen Menge in den Straßen, gleicht einem Bienenkorbe. Hier wo Alles in gewohnter Ordnung still und fleißig neben einander hingeht, und in der Arbeit Lohn und Vergnügen findet, muß ein Müssiggänger es gar nicht aushalten können. Entweder er bekehrt sich zum Fleiße, oder er sucht anderswo eine bequemere Existenz, denn wenn ihn nicht die Schaam vertreibt, so vertreibt ihn die Langeweile aus einem Orte, wo Niemand Zeit hat, sich mit ihm abzugeben.

Zwar kennt man das Vergnügen in Amsterdam eben sowohl, als in andern großen Städten, aber erst nach gethaner Arbeit. Die sogenannte Pflastertreterei, die Morgenvisiten und was dem anhängt, gedeihen hier nicht. Unser Aufenthalt in Amsterdam war zu kurz, um Alles zu sehen, oder mit dem häuslichen und geselligen Leben der Einwohner recht vertraut zu werden; aber durch gewissenhafte Anwendung jeder Stunde gelang es uns doch größtentheils, das Aeußere der

Stadt und ihre Merkwürdigkeiten kennen zu lernen. Mannichfaltige Empfehlungen, frühere Verbindungen mit einigen der besten Handelshäuser, und Bekanntschaft mit der Landessprache, verschafften uns Gelegenheit auch mit ihren Einwohnern in freundliche Berührung zu treten; so ward der Mangel an Zeit ersetzt und wir nahmen einen allgemeinen Begriff von der Lebensweise in diesem Lande mit uns, der in mancher Hinsicht von dem abweicht, was man sich gewöhnlich von Holländern denkt.

Jeden Morgen, und auch manche freie Tagesstunde, wandten wir an, um Straßen und Gebäude kennen zu lernen. Da die Stadt sehr groß ist, hatten wir für die Zeit unsers Aufenthalts in derselben eine recht hübsche Kutsche und zwei gute Pferde, zu einem weit billigern Preise als in Paris oder Wien, gemiethet. Im Vergleich mit andern großen Städten konnten wir uns überhaupt nicht über Theuerung in unserm Gasthofe, dem größten in der Stadt, beklagen. In allen Straßen, durch die wir kamen, fanden wir dieselbe solide Pracht, dieselbe Reinlichkeit, überall die schönen mit Linden besetzten Kanäle und die steinernen, hübschen Brücken. Die Ausdünstung der Kanäle wird freilich, bei warmen Tagen oder bei einfallendem Re-

genwetter sehr beschwerlich. Diese üble Luft und der Mangel an gutem Trinkwasser sind für Amsterdams Einwohner eine große Unannehmlichkeit. Mit der Zeit gewöhnt man sich wohl daran, aber dem eben Eintretenden fällt es sehr auf, zwei Haupt-Elemente des Lebens in ihrer ursprünglichen Reinheit entbehren zu müssen, und gewöhnlich wird man durch ein oft sehr langwieriges kaltes Fieber erst gleichsam nationalisirt. Das ewige Scheuern, Waschen und Anmalen in Holland, so wie die immer dampfenden Tabaks-Pfeifen, verdanken gewiß der feuchten bösen Luft ihr Daseyn. Das Holzwerk muß fast jährlich mit Oelfarben überzogen werden, wenn es nicht in kurzer Zeit, angegriffen von Nässe und Salpeter, verfaulen soll. Alles Silber wird in einer einzigen Nacht wie vergoldet, alles Metall schwarz, Eisen und Stahl in kurzer Zeit von Rost verzehrt, wenn nicht immer gerieben und geputzt wird, um der Zerstörung Einhalt zu thun. Der Rauchtabak, so ungern wir ihm das Wort reden, ist für die Bewohner dieser Moräste, eine rechte Wohlthat, auch giebt es wohl keinen Holländer, vom vornehmsten bis zum geringsten, der nicht rauchte. Die Weiber der untern Klasse, besonders die, so um ihres Gewerbes wegen viel im Freien seyn müssen, die Fisch-, Fleisch- und Gemüse-Verkäuferinnen, die Bäckerinnen,

rauchen fast alle. Zuerst fällt es lustig auf, oft wohlgekleidete Weiber mit langen Pfeifen gravitätisch dasitzen zu sehen. Wie man uns erzählte, versagen sich die ältern Frauen des Mittelstandes, ja bisweilen auch die der höhern Stände nicht die Freude, zuweilen so ein kleines Rauchopfer zu bringen, doch behandeln sie diese Selbstindulgenz als ein Geheimniß, von welchem der Fremde nichts erfahren muß. So wie der Tabak, ist auch der Gebrauch des Branntweins, besonders des Wachholderbranntweins, in diesem Klima unentbehrlich, doch sieht man wenig Betrunkene in den Straßen.

Nach dieser gewissermaßen aus der Luft gegriffenen Episode kehren wir zurück zu den Straßen von Amsterdam. Einige derselben, die von sehr breiten Kanälen durchschnitten sind, so wie die **Heeren Gracht**, gewähren einen wirklich imposanten Anblick. Zwar stehen die Häuser fast alle mit der Giebelseite nach der Straße zu, aber ihre Höhe und oft verhältnißmäßige Breite, die großen blitzenden Fenster von Spiegelglas, die marmornen Thür-Pfosten, die reichen Portale, welche den Eingang schmücken, die zierlichen eisernen Balustraden vor den Fenstern des untern Stocks, Alles giebt ihnen ein reiches, wenn auch bloß bürgerliches

Ansehen. In keiner Stadt außerhalb Italien ist vielleicht die Anwendung des Marmors so allgemein, als hier. Kamine und Fußböden davon findet man in allen Häusern, in den bessern sind die Treppenlambrien auf der Hausflur und in den Vorsälen, Thür- und Fenster-Gesimse und Säulen von Marmor ganz in der Regel. Das Gewühl in den Straßen von Amsterdam ist groß, doch weniger drückend, drängend und treibend als in andern großen Städten. Schon das ganze Wesen eines Holländers hat etwas Gesetztes, Bedächtiges, welches sich mit keiner ungestümen Eile verträgt. Dazu kommt noch, daß nur die auf den Straßen zu finden sind, welche wirklich dort etwas zu thun haben. Die Frauen lieben im Durchschnitt die Häuslichkeit und gehen wenig aus; geschäftige Müßiggänger giebt es gar nicht. Aus diesem Grunde sieht man auch nicht viele Equipagen rollen; Hollands Lage begünstiget diesen Luxus nicht. Jederman strebt hier ohnehin mehr nach Solidität und Bequemlichkeit als nach Glanz. Der reiche Kaufmann hat zwar seinen bequemen, mitunter ein wenig altmodischen Wagen, bespannt mit ein paar guten, wenn auch schwerfälligen Pferden, die ihn jeden Sonnabend treulich nach seinem Garten ziehen, während der Herr Sohn, wenn es hoch

kommt, nebenher reitet, so gut er kann: aber Luxus wird mit alledem nicht getrieben.

Man fährt, weil es commoder ist als Gehen, mehr prät ndirt Niemand. Im Winter freilich, wenn die Canäle gefroren sind, fahren einige Liebhaber mit ungeheuer schnellen Pferden, sogenannten Harttrabern, im Schlitten gleichsam um die Wette. Sie wenden große Summen daran, um vorzügliche Läufer zu haben; doch auch diese Liebhaberei ist im Sinken, und nur wenige halten sie noch aufrecht, als eine von ihren Vätern herstammende Sitte. Last- und Fuhrmanns Wagen, sieht man in Amsterdam weniger als in andern Handelsstädten, weil hier fast aller Waarentransport zu Wasser geschieht. Alles dies befördert sehr die Reinlichkeit der Straßen und gewährt, bei alle dem regen Leben der großen Handelsstadt, doch ein Gefühl von Ruhe und sinnigem Streben zum vorgesetzten Ziele. Ein gar possierliches Fahrzeug sind die Schlitten oder Schleifen, auf welche ein alter abgelebter Kutschenkasten befestigt ist. Gelassen und langsam lassen sich die bejahrten Mynheeren in einem solchen Vehikel durch die Straßen schleifen; ein einziges Pferd zieht sie; bedächtig wandert der Fuhrmann nebenher, bald macht er dem Pferde mit seiner Peit-

sche ein wenig Muth, bald gießt er Wasser unter die Kufen des Schlittens, um zu verhindern, daß sie nicht von der Reibung auf dem Steinpflaster in Brand gerathen. Oft glaubten wir das ganze Fuhrwerk würde beim Umbiegen um eine Ecke in den Canal fallen, aber dergleichen Unglücksfälle kommen nicht vor. Die Amsterdamer lachen selbst über diese Wagenschlitten, dennoch halten sie sie in Ehren und behaupten: sie wären sehr bequem, besonders um Abends vom Schmause heimzukehren.

Merkwürdige Gebäude und Kunstsammlungen.

Vor allen Dingen mußten wir das berühmte Amsterdamer Rathhaus sehen. Jetzt hat es freilich seine Bestimmung verändert und vieles darin ist anders geworden, prächtiger, königlicher; indessen ist uns die Erinnerung an seine ehemalige Gestalt zu werth, als daß wir ihrer hier nicht mit wenigen Zeilen gedenken sollten. Obgleich wir von Jugend auf viel davon gehöret hatten, überraschte es uns dennoch durch die imposante Größe und Pracht. Abbildungen davon sind überall zu sehen und zu haben, deshalb wollen wir

nur der Säle und der darin aufgestellten Kunstwerke gedenken, welche den größten Eindruck auf uns machten. Zuerst des sehr hohen und großen Vorsaals. Fußboden und Wände sind ganz mit Marmor bekleidet. Zwei Gallerien zieren ihn an zwei Seiten, geschmückt mit Bildhauer-Arbeit von schönem weißen Marmor, zwar nicht im hohen italienischen Styl, aber mit niederländischer Wahrheit, treuem Fleiß und nicht ohne Anmuth gearbeitet. Die an den Pfeilern angebrachten Trophäen sind vorzüglich schön, zwei davon, eine aus den Attributen der Musik, die andere aus denen der Fischerei zusammengesetzt, mußten wir als das Vollendetste bewundern, was vielleicht in dieser Art existirt. Nächst diesem ein ganz von de Witt gemaltes Zimmer. Die eine Wand bedeckt ein Gemälde von ungeheurer Größe. Es stellt Moses vor, wie er dem Israelitischen Volke Gesetze giebt und enthält ein und siebenzig lebensgroße Figuren. Moses steht auf einer Erhöhung im hellsten Lichte, Begeisterung spricht aus seinen Zügen, die Stellung sowohl, als die ganze Gestalt sind edel gedacht und ausgeführt, auch das Volk umher bildet einige sehr schöne Gruppen. Täuschend grau in grau gemalte Basreliefs von demselben Meister sind über den Thüren angebracht. Ueber den auf Marmor gemalten Plafond, an welchem er auf dem

Rücken liegend arbeiten mußte, ist er leider blind geworden. Im obern Stock sahen wir in einem kleinen Vorzimmer vier um einen Tisch sitzende Amsterdamer Bürgermeister, gemalt von Rembrand, gewiß eines der schönsten Gemälde dieses großen Meisters. Der an dieses Vorzimmer stoßende große Saal enthielt einen unbeschreiblichen Schatz der vorzüglichsten Werke aus der niederländischen Schule. Lauter große Bilder in Lebensgröße. Viele Porträts von Männern, deren Verdienste um den Staat ihnen hier die Ehrenstelle erwarb, welche ihr Andenken verewigt. Wir freuten uns der kräftigen, treuen Gesichter und ihres Ausdrucks fast so sehr, als der Kunst, die hier wahres athmendes Leben herzauberte. Die Krone von allen ist ein sehr großes Gemälde von Van der Helst, welches alles übertrift, was wir je in dieser Art sahen. Es stellt ein Friedensfest vor. Der Spanische Gesandte sitzt ganz vorn, an einer reich bedeckten Tafel, Hand in Hand mit dem Bürgermeister von Amsterdam, beide schöne kräftige Männer mit allem Ausdruck und allem Charakteristischen ihrer so sehr verschiedenen Nationen dargestellt. Etwas weiter zurück steht ein sehr schöner Mann in schwarzen Sammt gekleidet, der eine große blaue Fahne trägt; ein anderer in schwarzem Atlas, gießt ihm hellrothen, perlen-

den Champagner ins schön geformte Trinkglas; noch ein anderer ist beschäftigt eine Pastete aufzuschneiden; ringsum stehen viel Neben-Personen, Vasen, Gläser mit Wein, Prachtgefäße aller Art, ein unendlicher Reichthum, Alles wahr, Alles treu und schön bis in's kleinste Detail, mit ächtem Künstler-Sinn geordnet. Höher läßt sich die Täuschung nicht treiben, als auf diesem wunderbar heiterem Gemälde. Eine vom hellsten Mondlicht beleuchtete Darstellung einer Nachtwache von Rembrand, machte uns großes Vergnügen, wegen ihres aus der Natur aufgegriffenen Lebens. Die Hand des Anführers und die Flinte eines hinter ihm stehenden Soldaten treten wahrlich aus dem Bilde hervor.

In seiner Art eben so merkwürdig, als das Stadthaus, ist die Amsterdamer Börse; wir konnten nur durch die sie verschließende eiserne Gitter-Thür hinein sehen. Der Fußboden war plötzlich eingesunken und die Kaufleute mußten sich deshalb eine Zeit lang an einem andern Platze versammeln. Ein Ereigniß, welches eine trübe besorgliche Ahnung in den Gemüthern der Amsterdamer erregte, obgleich es in diesem morastigen Lande übrigens nichts Wunderbares an sich hat.

Ein recht hübsches, großes, modernes Gebäude, welches den wunderlichen Namen Felix meritis führt, wurde uns von aller Welt gepriesen; man ruhte nicht eher, bis wir es gesehen hatten, und ein wenig Eitelkeit mochte dabei mit im Spiele seyn. Mehrere Privatpersonen erbauten es vor einigen Jahren durch Subscription und weihten es den schönen Künsten und dem höhern geselligen Verein. Es enthält einen artigen Conzert-Saal, in welchem wir ein recht gutes Oelgemälde von einem hiesigen Künstler mit Vergnügen sahen. Es stellt das erste Conzert vor, so in diesem Saale gegeben ward, und erhält dadurch für den Amsterdamer ein eignes Interesse, daß alle Köpfe darauf Porträte sind. Ein ähnliches Gemälde fanden wir in dem zweckmäßig zum Zeichnen eingerichteten Saale, auf welchem man fast alle Köpfe der jetzt hier lebenden Künstler und Kunstfreunde sprechend ähnlich abgebildet sieht. In einem Zimmer sahen wir einen schönen physikalischen Apparat aufgestellt; alles dies wird zum Unterricht für junge talentvolle Leute auf's zweckmäßigste benutzt. Das astronomische Observatorium war noch im Werden, und von dem platten Dache desselben genossen wir einer höchst interessanten Aussicht. Zu unsern Füßen lag die große prächtige Stadt. Dem Auge fast unabsehbar, dehnt sie sich von

der einen Seite weit über die Ebene hin, während von der andern der ungeheuere Wald von Masten sich erhebt, mit allen seinen buntfarbigen Wimpeln und Flaggen. Ein eignes unnennbares Gefühl ergriff uns, wie wir so in das in dieser Höhe fast lautlose Gewühl der fleißigen Menge herabsahen, und das endliche Ziel all dieses Strebens vor unsere Seele trat. Wir besuchten auch die Schule für Kinder, die zum Dienst der Marine bestimmt sind. Die Freunde die uns hinführten, waren nicht ganz zufrieden damit; man sagt: sie koste viel und schaffe wenig Nutzen. Uns schien es, als wäre eine zweckmäßigere Bildung für den einmal erwählten Stand unmöglich. Erzöge man alle junge Leute zu dem ihnen bestimmten Fache auf ähnliche Weise, so würde wahrscheinlich jeder unendlich mehr in seiner Stelle leisten können, als jetzt geschieht. Ob aber dadurch die ganz unvermeidliche Einseitigkeit, die natürliche Folge einer solchen Erziehung aufgewogen würde, ob Aeltern und Vormünder schon in der frühen Jugend bestimmen können, was für ihre Kinder das Rechte sey? ist freilich eine Frage, die wir bejahend zu beantworten uns nicht getrauen. Für den Seemann, der körperlich abgehärtet, und an sein unstätes Element einmal gewöhnt, ohnehin fast nie seine Carriere verändert und dem häuslichen Leben

beinahe ganz entsagen muß, ist diese frühe Bekanntschaft mit allem, was seine Lebensweise Hartes und Beschwerliches mit sich führt, augenscheinlich von großem Nutzen. Man muß durchaus schon in der ersten Jugend dazu vorbereitet werden, um auf Masten klettern zu können und weder Wind, Wetter, noch Todesgefahr zu scheuen; früh muß man sich, will man es einst beherrschen, mit dem Elemente bekannt machen, welches auf jeden Neuling eine, alle Seelen- und Körperkräfte vernichtende Gewalt ausübt. In dieser Anstalt werden verwaiste Knaben, größtentheils aus guten Familien, erzogen; die, so Vermögen haben, bezahlen eine Pension, die andern nicht. Alle aber werden ganz gleich, ohne allen Unterschied gepflegt und gehalten. Diese Knaben sind reinlich, aber höchst einfach als Matrosen in lange Schifferhosen von gestreifter Leinwand und kurze Jäckchen gekleidet. Sie schlafen, wie auf einem Schiffe, in Hangematten, die sie, wie es dort gebräuchlich ist, jeden Morgen zusammenrollen, und essen aus großen hölzernen Schaalen Erbsen, Stockfisch, Pöckelfleisch und lauter Schiffskost; ihr Brod ist Schiffszwieback. Dabei sehen sie frisch und gesund aus, sind lustig und froh. Auf dem Hofe liegt, freilich auf trocknem Lande, eine ziemlich große Fregatte, an welcher sie alle Handgriffe lernen, doch werden sie auch auf der

See und in allen Wissenschaften geübt, die ein guter Seemann braucht. Daß dabei streng auf Subordination und Ordnung gehalten wird, versteht sich ohnehin. Ein munterer vierzehnjähriger Knabe mit einem sehr klugen und dabei offnen Gesicht, führte uns überall herum. Er sprach fertig Französisch und war schon drei Jahre in Paris in Pension gewesen; das Geld so wir ihm für seine Mühe geben wollten, schlug er sehr höflich und bescheiden aus, indem er sagte, es wäre hier nicht erlaubt etwas zu nehmen. In einem obern Zimmer, in welchem sich die Vorsteher und Lehrer dieser Anstalt versammlen, sahen wir ein sehr schönes Gemälde, welches gerade in diesem Hause einen besonders rührenden Eindruck auf uns machte. Es stellt den Admiral van der Zaan vor *), wie er, im Begriffe sich einzuschiffen, von seine schönen blonden Frau Abschied nimmt. Tiefer, aber gehaltner Schmerz, spricht aus ihren jugendlichen Zügen, er faßt ihre Hand, und zeigt mit der Rechten auf den gefährlichen Weg, den er nun betreten soll; man sieht in der Ferne den Haven und das segelfertige Admiralschiff.

*) So wenigstens klang uns der, von holländischen Lippen mit holländischem Accent ausgesprochne Name, welches immer für Fremde sehr schwer zu verstehn ist.

Sein männlich schönes Gesicht zeigt den Kampf des Helden mit dem Menschen, es wird ihm schwer der sanftern Regung nicht zu unterliegen, aber er besiegt sie mit festem Muthe, während die Frau seinem hohen Beispiele zu folgen strebt. In einem Schranke bewahrt man einen spanischen Orden und zwei schwere goldne Ketten mit Schaumünzen daran, die Belohnungen seiner Tapferkeit, und das Ende von allem diesem, die Kugel, die sein Heldenherz tödtlich traf.

Amsterdam besitzt keine eigentliche Bildergalerie, aber in vielen reichen Privathäusern findet man ansehnliche und höchst sehenswerthe Kabinette, welche dem Fremden mit großer Gefälligkeit gezeigt werden. Monate würden nicht ausreichen, um Alle gehörig zu sehen; wir begnügten uns, ein Paar der vorzüglichsten derselben zu besuchen, deren Eigenthümern wir ohnehin bekannt waren, die des Herrn de Smett und des Herrn de Winter. Zwar bestehen sie fast durchaus nur aus Kunstwerken der niederländischen Schule, aber wer sollte diese auch nicht gern hier, auf dem Boden sehn, auf welchem sie entstanden? Vorliebe für die eigne vaterländische Kunst herrscht hier allgemein. Man bekümmert sich eigentlich um die übrigen Schulen wenig; doch jeder, dessen Bildung ihn

über die unterste Klasse des Pöbels hinaussetzt, kennt die großen Meister seines Volks, wenigstens den Namen nach und verweilt mit sichtbarer Freude und Theilnahme vor ihren Werken, wo sich ihm die Gelegenheit dazu anbietet. Diese Kunstliebe hängt genau mit der dem Holländer ganz eignen Vaterlandsliebe zusammen. Wie sollte eine Nation auch das Land nicht lieben, welches sie sich selbst schuf, indem sie es mühsam den Wellen abkämpfte? Die Künstler stellen gewöhnlich große Momente der vaterländischen Geschichte dar, oder Porträte berühmter Männer, deren Namen und Verdienste um ihr Volk von allen Lippen tönen; oder sie bildeten treulich die sie umgebende Natur und das innere häusliche Leben nach, wie man beides noch täglich sieht. Natürlich muß dies alles Menschen lebhafter interessiren, welche kälter und phlegmatischer scheinen, als sie es sind, und diese Wärme mit der sie sich darüber ausdrücken, mit der sie den Beifall des Fremden gleichsam herausfordern, ist eine um so angenehmere Erscheinung, je unerwarteter sie kommt. Herrn de Smett's Sammlung war in einer Reihe von Zimmern sehr elegant aufgestellt. Er selbst führte uns herum, unter mehrern sahen wir bei ihm einen wunderschönen Rembrand, Mann und Frau vorstellend, die an einem Tische saßen. Allerliebste kleine

Gemälde von Miris, schöne Thierstücke von Potter, ein Paar Wasserfälle von Ruisdal, auch Einiges von unserm Albrecht Dürer. Am auffallendsten wegen ihrer großen Wahrheit waren uns ein Paar perspectivische Darstellungen von Peter de Hoog. Eine stellt das Aeußere, die andere das Innere eines Hauses mit offnen Thüren und Fenstern vor; man sieht genau durch verschiedene Gemächer, was im Innern des häuslichen Lebens vorgeht, man sieht sich so hinein, daß man am Ende fast fürchtet, die Leute würden gleich kommen und Thür und Fenster dem unberufenen Beobachter vor der Nase zuschließen. Das Kabinet des Herrn de Winter ist noch größer, als das des Herrn de Smett und nicht weniger merkwürdig, nur aus Mangel an Platz nicht so gut aufgestellt. Auch hier sahen wir einige solche perspectivische Gemälde von Peter de Hoog und bewunderten auf's neue ihre große Wahrheit und höchst vollendete Ausführung. In Teutschland scheint dieser Künstler wenig gekannt zu seyn. Bei einem Freunde machten wir auch die Bekanntschaft des Herrn Verstek, Besitzers einer sehr großen und merkwürdigen Sammlung von Handzeichnungen. Mit vieler Gefälligkeit und auf eine für uns sehr belehrende Weise, zeigte er uns mehrere Abende nach einander in einzelnen sehr reichen Map-

pen einen Theil seines Schatzes; mehr erlaubte uns unsere beschränkte Zeit nicht zu sehen.

Einer Ausstellung müssen wir noch gedenken, die uns großes Vergnügen gewährte. Dies war der Blumenmarkt, der alle Montage gehalten wird. Was nur blühet und duftet im Reiche der Natur, Blumen, Sträuche, kleine Bäumchen, einheimisch und fremde, zur rechten Jahreszeit blühend, oder auch durch Kunst getrieben, in Töpfen wachsend, oder schon abgeschnitten zu Blumensträußern, wird alle Woche einmal in langen zierlichen Reihen zu beiden Seiten einer Straße aufgestellt. Der Anblick ist wirklich einzig in seiner Art. Dabei fehlt es so wenig an Käufern, als an Verkäufern, denn die Blumenliebhaberei ist hier zu Hause. Die schönsten und seltensten Pflanzen verkauft man jedoch in großen, am Blumenmarkt gelegenen Kellern. Wir stiegen in einen derselben hinab, und staunten fast eben so sehr über den Handelsmann, als über die große Pracht und Menge der Blumen, die hier zum Verkaufe standen. Ein häßlicher schmuziger Jude war der Eigner dieser Schätze; es sah poßierlich aus, wie er mit seinem langen spitzigen Barte und orientalischem Gesichte sich zwischen diesen schönsten, zärtesten Kindern des Frühlings behend hin und her drehte und sie mit

der seiner Nation eigenthümlichen Beredtsamkeit uns anpries. Der Bock als Gärtner, mußte Jedem dabei einfallen. Man sagte uns, der Blumenhandel sey, wie fast aller Kleinhandel, größtentheils in den Händen der Juden. Die Kinder Abrahams mischen sich auch hier in Alles, und sind fast überall zu finden.

Den Anblick eines andern Magazins, wie man es vielleicht außer Holland nicht wieder in Europa trifft, gewährte uns der Besitzer eines sogenannten Japanischen Ladens, in der Nähe unsers Gasthofs. Da er uns oft vor seinem Hause vorbei gehen sah, lud er uns höflich ein, einmal herein zu treten, um seine Curiositäten zu sehen, und versicherte, es wäre ihm gleich, wenn wir auch nichts kauften. An einem Nachmittage erfüllten wir seinen Wunsch. Myn Heer hatte sich auf unsern Besuch eingerichtet und förmlich Toilette gemacht; er trug einen langen, ziemlich engen Schlafrock von hellblauem indischem Zeuge, mit einem bunten Gürtel über den Hüften zusammen gehalten und einen großen Hut mit spitzigem Kopf und niedergeschlagenen Krämpen auf seinem, mit einer runden, braun wollnen Perucke geziertem Haupte, welchen er auch im Zimmer nicht ablegte. So angethan sah er einer seiner großen chinesischen Pagoden

nicht unähnlich. In einem geräumigen Zimmer fanden wir seine Schätze zierlich aufgestellt, die geschmacklosesten, unbrauchbarsten und wunderlichsten Seltenheiten, die man nur sehen kann. Wahre Curiositäten! Aecht chinesische Pagoden, groß und klein, mit dicken Bäuchen, langen Ohren, in allen nur möglichen Unformen nickten uns entgegen, steckten die Zungen aus und verdrehten die Augen zu unserm Willkommen. Einige der kostbarsten saßen in Glasschränken, in Lebensgröße, mit wirklichen chinesischen Kleidungsstücken herausgeputzt. Dies waren keine Karikaturen, sondern Figuren, wie sie wahrscheinlich die gute Gesellschaft in Peking oder Kanton aufweist. Nächst diesem zeigte er uns eine Menge in Holz und Elfenbein zierlich gearbeiteter chinesischer Kunststücke, fremde sonderbare Zeuche und Stickereien, eine Menge des alten Japanischen Porzellans, womit in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein großer Luxus getrieben ward, und welches noch in Holland hochgehalten wird, kostbare chinesische lackirte Möbeln und Kästchen, schwarz mit Gold, fremde Federn, ausgestopfte Vögel, kurz, so viel Buntes durch einander, daß uns Hören und Sehen dabei vergieng. Am Ende wurden wir noch mit ächtem chinesischen Kaiser-Thee, aus ganz kleinen ächten japanischen Täßchen regalirt, kauf-

ten uns ein kleines Täfelchen schwarzer chinesischer Tusche für zwei Ducaten, giengen fort und zerbrachen uns die Köpfe, was er doch wohl mit seinem Magazin anfangen möge; denn es schien uns unmöglich, daß irgend Jemand viel von diesen Herrlichkeiten brauchen oder kaufen könne. Obendrein war der Preis von Allen ganz ungeheuer hoch.

Das holländische große Theater war eben im Haag, wo es im Sommer einige Monate hindurch spielt. Wir mußten uns vor jetzt damit begnügen, zwei kleine französische Theater zu besuchen; eines davon war noch unter der Mittelmäßigkeit, das andre erhielt sich mühsam auf dieser goldnen Stufe. Dennoch wurden beide fleißig besucht. Die französische Sprache ist in Amsterdam sehr beliebt, und die vorzugsweise sogenannte gute Gesellschaft hat die National-Sprache fast ganz aus ihrer Mitte verdrängt. Freilich können wir auch den Wohlklang derselben nicht rühmen; uns, die wir Plattteutsch verstehen, schien sie durch unvermeidlich gewordne Vergleichungen und Ideen-Associationen mehr komisch als widerwärtig. Sie hat etwas treuherziges wie das Plattteutsche, und wenn die Damen recht schnell unter sich sprachen, klang es

nicht übler, als z. B. das Englische. Die Einheimischen lieben ihre Sprache, erzürnen sich, wann man darüber lacht und rühmen deren großen Reichthum. Fremden wird es schwer zu verstehen, wenn Einheimische schnell sprechen; die rechte Aussprache hat große Schwierigkeiten und kann fast nicht erlernt werden.

Allmählich fiengen wir an mit dem holländischen Leben und Seyn bekannter zu werden. Man thut dem Volk, wenigstens dem Amsterdamer, Unrecht, wenn man es für gröber hält als anderswo; uns erschien es höflicher, als in mancher niedersächsischen Stadt. Daß diese Leute fast nie den Hut abnehmen, auch im Zimmer nicht, und ihre Pfeife nicht leicht Jemand zu Ehren ausgehen lassen, kann ihnen nicht als Mangel der Höflichkeit ausgelegt werden. Es ist einmal eingeführte Landessitte, sie wissen's nicht anders, und wenn der Fremde in ihrem Zimmer den Hut abnimmt, so denken sie, er thue es, weil es ihm so bequemer ist und behalten den ihren ungestört auf dem Kopfe. Kaltes Pflegma, ruhiges Unbekümmertseyn um alles, was sie nicht nahe berührt, kann man ihnen so wenig absprechen, als eine Sparsamkeit, die wohl ein wenig an Knauserei gränzt. In ihrem Betragen haben sie allgemein etwas Ruhiges,

Freundliches und Gutmüthiges, sie sind auch nicht ungefällig, nur muß es kein Geld kosten; ein wenig Mühe achten sie nicht leicht. Man sagt den Holländern der niedern Stände mancherlei nach, was wir nicht bestättigt fanden. Kein einziger hat uns je, wenn wir nach der Stunde fragten, oder um Zurechtweisung in den Straßen baten, Geld für den guten Rath abgefordert, wie man doch allgemein von ihnen erzählt; im Gegentheil mancher wohlbeleibte Myn Heer latschte freundlich im Schlafrock und auf Pantoffeln eine ziemliche Strecke mit uns, um uns an der Ecke der Straße mit seiner Tabakspfeife das Haus zu zeigen, welches wir suchten und stand dann gelassen still und sah uns nach, ob wir auch die rechte Thüre träfen, ohne mehr als einen freundlichen Dank dafür zu erwarten. Von der Frugalität dieses fleißigen Volks kann man sich auswärts kaum einen Begriff machen, so viel man auch davon erzählt. Selbst in vielen reichen Kaufmannshäusern kömmt gewöhnlich nur Sonntags ein großer Braten auf den Tisch, welcher die Woche über in mancherlei Gestalten wieder erscheint. Das Volk ist zufrieden, wenn es nur an dünnem Kaffeewasser, Tabak und Wachholderbranntwein keinen Mangel leidet, und die beiden letzten Artikel macht das Klima nothwendig.

Der Geist des Aufbewahrens, ist der eigentliche National-Geist der Holländer. Sie haben zum Beispiel ungeheure Vorräthe der schönsten feinsten Wäsche, aber sie verwahren sie sorgfältig in großen Kisten für ihre Kinder, die sie wiederum ihren Kindern nachlassen, während sie sich mit weit schlechterer für den lebenslänglichen Gebrauch begnügen. Und auch in diesem Gebrauch sind sie von einer Sparsamkeit, die wir nicht näher bezeichnen mögen; genug, die gepriesne Reinlichkeit dieses Volks erstreckt sich nur auf die Wohnungen, für sich selbst ökonomisiren die guten Holländer sogar mit dem Wasser. Eben so sparsam sind sie mit der, in ihrem Lande doch gar nicht kostbaren Feuerung, die größtentheils aus Torf besteht. Die Kamine sind oft so enge, daß gar kein ordentliches Feuer darin gemacht werden kann. Die Frauen sitzen fast den ganzen Tag mit den Füßen auf den Feuerstübchen, um nur nicht ganz zu erfrieren. In ihrer Kleidung sehen die Holländer besonders auf Dauerhaftigkeit, und achten keine erste Auslage, wenn es nur Dinge von bleibendem Werthe betrifft. Die Form gilt ihnen gleich; massive Knöpfe, Ketten und Spangen von Gold und Silber, nicht selten auch Edelsteine, findet man fast bei Allen, freilich höchst altmodisch gearbeitet und von vielen Generationen auf

einander vererbt. Sie wohnen in engen, elenden Kämmerchen, bedienen sich der schlechtesten Möbeln; aber sie haben ein Prunkgemach, in welchem Alles glänzt und blinkt. Dies ist der Stolz der Hausfrau, obgleich sie vielleicht in mehrern Jahren es nicht benutzt und nur von Zeit zu Zeit hineintritt, um den Staub abzuwischen. So ist's in der niedern Classe des Volks. Bei den höhern Ständen findet man freilich dieselben Grundzüge wieder, nur unendlich modifizirt. Was dort oft wie schmuzige Kargheit erscheint, wird hier zur weisen Sparsamkeit, Häuslichkeit und zum stillen ruhigen Familienleben. Im Allgemeinen darf Niemand die Holländer geizig schelten, der nur einen Blick auf die vielen milden Anstalten wirft, die ihr Daseyn bloß der wohlthätigen Freigebigkeit der Nation verdanken. Sobald von einem solchen Zweck die Rede ist, giebt Jeder gern. Daß sie einen höhern Werth auf Geld und Eigenthum legen, als sie vielleicht sollten, ist nicht zu läugnen, aber kann dies dem Volke verargt werden, welches Alles, was es besitzt, mit Arbeit erwarb; sogar die Erdscholle, auf der es lebt, einem mächtigen Element, mit ungeheuerer Anstrengung abgewann, gegen das es noch immer anstreben muß mit Dämmen und Gräben, damit die alte Fluth nicht einst wieder gewaltsam ihr ehemaliges

Eigenthum verschlinge. Bei aller übrigen Oekonomie hat indessen keine Nation mehr wie diese, sogenante Liebhabereien, welche oft mit großen Kosten befriedigt werden. Nirgends giebt es mehr Sammler von Seltenheiten aller Art. Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Handzeichnungen, Münzen, Conchylien und naturhistorischen Merkwürdigkeiten, sind die Liebhabereien der Reichen, während die übrigen sich mit Siegel-Abgüssen, Tabaks-Pfeifen, iapanischem Porzellan und allerlei Spielkram begnügen. Jeder hat doch in seinem Hause etwas, woran er sich nach des Tages Mühe erfreut und großen Werth darauf legt, sey der Gegenstand auch dem Auge des Unbefangenen noch so unbedeutend. Die Gartenliebhaberei ist die allgemein herrschendste und man wendet viel Geld darauf. Wer es nur möglich machen kann, besitzt bald näher, bald entfernt von der Stadt einen Garten, in welchem er vom Sonnabend bis Montag mit den Seinen lebt.

Die Häuser sind oft sehr prächtig, wohl möblirt, dazu große Gärten und schöne Treibhäuser. Die holländischen Gärtner haben eine eigne Geschicklichkeit, der Natur ihre schönsten Gaben in einem ungünstigen Klima gleichsam abzuzwingen. Alle edlere Früchte

gedeihen unter ihren pflegenden Händen, als wären sie in ihrem Vaterlande. Sonne, Luft und Licht werden bei Anlegung der Treibhäuser so benutzt, daß dadurch viel an Feuerung erspart wird, und die Früchte nur um so besser gedeihen. Pfirschen, Melonen, Trauben, denen wenig zur völligen Reife fehlte, sahen wir im Treibhause eines reichen Kaufmanns schon in der Mitte des Mais, und wie man uns versicherte, ohne alles Feuer zu dieser Vollkommenheit gebracht. Nur um Ananas zu treiben, welche wir ebenfalls hier schön und groß fanden, wendet man Feuer an. Die holländischen Gemüse und Blumen sind zu berühmt, als daß wir versuchen sollten, sie hier noch anzupreisen. Die Garten-Anlagen schwanken zwischen dem sogenannten englischen und französischen Geschmacke, doch ist zu fürchten, daß die neumodischen, dichten, diesem ganz flachen Lande so wenig angemessenen Boskete, in welchen man sich auf einem beschränkten Raume, in schmalen, ängstlich gewundenen Gängen fast bis zum Schwindel herum drehen muß, bald die in einem größern Styl gedachten Anlagen mit ihren prächtigen Alleen und Blumen-Parterren, so gut aus Holland verdrängen werden, als es schon aus Teutschland geschehen ist.

Das eigentlich gesellige Leben ist in Amsterdam sehr verschieden. Mittagsmahlzeiten sind weniger gebräuchlich als Soupers, ausgenommen Sontags auf den Gärten, weil Jeder den Tag in der Woche zur Arbeit anwendet. Es giebt hier Häuser, in welchen man ganz auf großem Fuß lebt, um halb zehn Uhr Abends sich zum Spiel versammelt und gegen Mitternacht erst zur Tafel geht, dieß sind aber größtentheils fremde Familien, die eine Ausnahme von der Regel machen. In den eigentlichen Amsterdamer Familien lebt man häuslicher, der Umgang schränkt sich auf Verwandte und wenige Hausfreunde ein.

Die Zirkel werden dadurch kleiner; ein freundlicher, herzlicher, wenn auch etwas altmodischer Ton erinnert an das Leben in den vormaligen Reichsstädten, wie es vor etwa zwanzig Jahren noch war. Wunderlich sieht es aus, wenn man zuerst in ein Besuchzimmer tritt und vor jedem der im weiten Kreise zum Empfang der Damen rangirten Fauteils ein Feuerstübchen stehen sieht, auch im Sommer, wo sie dann freilich kein Feuer enthalten, sondern nur zur Bequemlichkeit dienen, um die Füße darauf zu stellen. Die Holländerinnen sind so sehr an deren Gebrauch gewöhnt, daß sie sich durchaus nicht ohne sie behelfen

können; auch ist's die erste Höflichkeit, die man einer zum Besuch kommenden Dame erzeigt daß man ihr ein Feuerstübchen präsentirt. Im Winter sind sie freilich unentbehrlich, denn die Gesellschafts-zimmer sind größtentheils geräumig und hoch, Oefen nicht gewöhnlich, und das Klima wenig oder gar nicht wärmer, als im mittlern Teutschland. Obendrein herrscht der unfreundliche Gebrauch, daß in Gesellschaft nur die Herren sich dem Kamin-Feuer nähern und den Damen kaum den Anblick desselben erlauben. Diese müssen nun freilich zu den Feuerstübchen ihre Zuflucht nehmen, um nicht zu erfrieren, aber an Grazie gewinnen sie durchaus nicht bei der Stellung, die dabei unvermeidlich ist. Es ist schwer nicht zu lachen, wenn man beim Eintritt in den Salon ein Dutzend geputzter Damen in dieser brütenden Position sitzen sieht. Das Spiel ist in den holländischen Gesellschaften so gewöhnlich wie in Teutschland, der Tisch anständig, aber selten verschwenderisch besetzt, die Kochkunst nähert sich der französischen, ist aber weit einfacher. In einem Fache der Kochkunst übertreffen die holländischen Köchinnen alle Köche der Welt, nämlich in der Zubereitung der Fische, sie besitzen darin eine Kunstfertigkeit, die sich weder erlernen, noch beschreiben läßt. Auch wissen sich die guten Hausfrauen viel damit, besonders

gegen fremde Damen. Es erscheinen immer mehrere Auflagen dieses beliebten National-Gerichts nach einander auf der Tafel, nur wenig auf einmal, damit die Fische warm bleiben und nicht zu lange im Wasser zerweichen. Zum Nachtisch servirt man gewöhnlich neben den Dessert-Weinen, auch Likör, welchen selbst die Damen nicht verschmähen. Wir haben schon bemerkt, daß das Klima diese erwärmenden Getränke eben so nothwendig macht, wie die Feuerstübchen. Aus demselben Grunde trägt man auch in Zucker eingemachten Ingwer auf, der den nicht daran Gewöhnten heiß wie die Hölle vorkommt; die Holländerinnen lieben ihn sehr und verderben sich damit ihre ohnehin selten gesunden Zähne völlig. In freundschaftlichen Gesellschaften ohne großes Zeremoniell, welche hier die gewöhnlichsten sind, wird jedem Herrn beim Dessert eine große thönerne Tabakspfeife gebracht, und selbst Knaben von funfzehn Jahren dampfen tapfer mit. Die Damen sind daran gewöhnt, man sagt, daß die ältern von ihnen bisweilen dies Vergnügen mit den Männern theilen, doch haben wir es nie gesehen, vielleicht, weil sie sich für dem Spotte der Fremden fürchten. Die Quispel-Dorjes prangen dann neben den Früchten und den Confituren mit auf dem Tische. Nur daß man weiß, wozu sie dienen, macht ihren Anblick wi-

derlich, übrigens sind diese Spucknäpfchen ganz zierlich von Porzellan, oder Beinglas, mit einem ziemlich engen, hohen Halse, so gemacht, daß man weiter nichts sieht, als ihre, einer altmodischen Streuzuckerbüchse nicht unähnliche Form.

2.
Bruck.

Wir konnten Amsterdams Umgebungen nicht verlassen, ohne dieses, wegen seiner hochgetriebenen Reinlichkeit berühmte Dorf besucht zu haben. Im Haven schifften wir uns auf einer der vielen Treckschuyten ein, welche von dort aus jede Viertelstunde abgehn und das Reisen in diesem wasserreichen Lande bequem, sicher und unbeschreiblich wohlfeil machen. Das Fahren zu Lande kann sich aller dieser Vorzüge nicht rühmen; wie theuer es ist, haben wir schon erwähnt. Dazu sind die Holländer keine sonderlichen Pferdebändiger, die Wege meistens schlecht, und langsam gehts zu Wasser wie zu Lande, dafür giebts keine Hülfe, man muß sich mit holländischer Geduld waffnen. Eile mit Weile, ist hier das allgemeine Symbolum.

Auf solch einem mit Verdeck versehnen langem Boote hingegen, sitzt man wie in einer Wiege, kein Staub beschwert den Reisenden, er kümmert sich nicht um Wind und Wetter, sondern liest, schreibt, arbeitet wie in seinem Zimmer. Ist der Wind gut, so werden die Segel aufgespannt, ist er's nicht, so ziehen Pferde das Boot. Davon auch der Name Treckschuyt. Das Verdeck ist in zwei Zimmer eingetheilt, in ein größeres und ganz hinten noch ein kleineres, welches man bei größern Reisen oder Spazierfahrten für sich allein miethen kann. Diesmal war unsere Reise sehr kurz; wir fuhren nur quer über den Haven, mitten durch das Gewimmel von Schiffen und Böten. Dort fanden wir gleich in einem Wirthshause einen erträglichen Wagen, der uns in einer guten halben Stunde auf einem sehr niedrigen, zwischen Kanälen und Wiesen hinlaufenden Wege ans Ziel unsrer Reise brachte. Nie sahen wir einen seltsamern Ort als Bruck, und es giebt auch wohl keinen so in der Welt. Die Einwohner desselben sind lauter reiche Kapitalisten, die hier wie Einsiedler, in der völligsten Abgeschiedenheit von der Welt, ihre Zinsen verzehren, einzig und allein beschäftigt, Alles um sich her zu scheuern und zu putzen, und mit den Fliegen Krieg zu führen. Sie haben selbst unter einander wenig Um-

gang, Jeder lebt für sich, selten läßt sich Jemand auf der Straße blicken. So wie ein Fremder im Orte erscheint, ziehen sich die Einheimischen wie Schnecken in ihre Häuser zurück, riegeln die Thüre zu und schielen nur verstohlen durch die Spalte der schneeweißen Gardinen, welche ihre spiegelhellen Fenster von oben bis unten dicht verhängen. Nur Fremden vom höchsten Range erlauben sie, und das sehr ungern, den Eintritt in ihre Häuser, weil sie es nicht ändern können. Vor einiger Zeit besuchte eine sehr hohe Dame verschiedene Häuser, um die Wohnungen dieser seltsamen Menschen in der Nähe zu sehn. Aengstlich schlich eine Magd ihr auf jedem Tritte nach, um gleich mit einem feuchten Tuche die Stelle abzuwischen, worauf sie mit ihren zierlichen seidenen Schuhen getreten hatte, so wie sie den Fuß weiter setzte, damit ja kein fremdes Stäubchen in der Wohnung zurück bleibe. Das Dorf zieht sich in einem Halbzirkel um ein Bassin, welches zwei sich hier vereinigende Kanäle bilden. Die Straßen sind so schmal, daß kein Wagen hindurch fahren kann, das Reiten ist durch hin und wieder angebrachte Barrieren ebenfalls verwehrt. Keine Kuh, kein Pferd, kein Schaf darf durch die Straßen gehen, alle Thiere werden hinten herum in ihre Ställe geführt, ja wenn es möglich wäre, würde man auch

den Vögeln verbieten, über die Straßen weg zu fliegen. Das Pflaster besteht aus schmalen, rothen und bläulichen glasurten Ziegelsteinen, man nennt sie Klinker. Diese sind in allerhand Muster gelegt, so, daß es aussieht, als wären die Straßen mit türkischen Teppichen belegt. Kein Schmuz wird darauf geduldet, alles ist wie der Fußboden im elegantesten Salon; die zwischen dem Pflaster aufsprießenden Gräschen rauft man sorgfältig aus. Die Häuser sind nicht groß, aber zierlich, geschmacklos und bunt, als kämen sie aus einem Nürnberger Spielzeug-Laden. Vor jedem Hause liegt ein Gärtchen, dadurch stehen sie weit genug aus einander, um das gehörige Licht zu erhalten, ohne daß die Straßen breiter wären, als es für zwei oder drei neben einander hingehende Personen nöthig ist. Jedes Haus hat zwei Thüren, eine im Hinter-Gebäude für den täglichen Ein- und Ausgang, die andere an der Hauptfronte des Hauses. Diese wird nur bei den drei Hauptepochen des Lebens mit großer Feierlichkeit geöffnet, nämlich bei Taufen, Hochzeiten, und Begräbnissen. Dann setzt man auch die Treppe hin, die zu diesen, einige Fuß über der Erde erhobenen Eingängen hinauf führt; so wie aber das Fest vorüber ist, wird sie gleich wieder weggenommen, damit ja kein unberufener Fuß die

heilige Schwelle berühre. Diese Thür, der Stolz ihres Eigners, der höchste Schmuck des Hauses, ist stattlich vergoldet, bunt angemalt, und mit allerlei krausem Schnitzwerk aufs überladenste geschmückt. Ueber derselben prangt eine Art Hautrelief aus, Spielpuppen ähnlichen, vergoldeten und angemalten Figürchen zusammengesetzt; gewöhnlich ist darunter irgend eine sinnreiche Anspielung auf den Besitzer des Hauses, seinen Namen oder sein Berufsgeschäft verborgen. So erinnern wir uns noch mit Vergnügen eines kleinen Notars in Pontificalibus, der eine goldene Feder schnitzte, so lang als er selbst, während er eine ähnliche hinterm Ohr stecken hatte. Die Gärten vor den Häusern sind eben so wunderlich anzuschauen; Alles ist darin zu finden, nur keine Natur. Da sieht man Bäume, die gar nicht mehr wie Bäume aussehen, so verschnitzt sind ihre Kronen, die Stämme werden zur größern Zierlichkeit mit weißer Oelfarbe angemalt. Da stehen alle mögliche und unmögliche Thiere der bekannten und unbekannten Welt aus Buchsbaum geschnitten, neben Säulen, Pyramiden und Ehrenpforten von Taxus. In der Mitte des Gärtchens erhebt sich noch eine ganz auserlesene Verzierung, etwa ein bunt gemalter, auf einem Fasse sitzender Holländer oder ein Türke, der sein Pfeifchen raucht, oder ein ungeheurer

Blumenkorb, aus welchem ein kleiner, ganz weiß angemalter Gärtner mit vergoldeten Extremitäten schalkhaft hervorblickt. Den Boden bedecken unzählige krause Schnirkel von Buchsbaum, nett gezogen, als wären sie mit der Feder gerissen. Ausgefüllt mit bunten Glaskorallen, Muscheln, Steinen und Scherben in allen möglichen Farben nach der schönsten, steifsten Symmetrie, gleichen sie kolossalen, geschmacklosen Stickereien. Das Waisenhaus war das einzige, in welches man uns den Eintritt nicht wehren konnte. Hier erfreute uns die große Reinlichkeit, obgleich sie nicht weniger pedantisch, als im übrigen Ganzen erschien, weil wir daran dachten, welchen guten Einfluß sie auf die Gesundheit der oft so vernachlässigten armen Kinder haben muß. Ueberall in den Stuben und auf den Gängen, lagen Fußsteige von Leinwand, die man nicht überschreiten darf, und sogar auf den Schwellen schneeweiße Tücher ausgebreitet, auf welche man gleichsam den Probetritt machen muß. Wer auf solch einem Tuch eine Spur seines Trittes nachließe, dürfte wohl schwerlich weiter zu gehn Erlaubniß erhalten. Daß die ächte holländische Tracht sich unter diesen Leuten in ihrer ursprünglichen Reinheit erhält, versteht sich von selbst; bemerkenswerth erschien uns der Kopfpuz der Frauen. Sie trugen die gewöhnlich-

en kleinen holländischen Mützen mit goldnen oder silbernen Spangen, die vermittelst einer Springfeder so fest an den Kopf und die Backen schließen, daß sie wie angenagelt aussehen. Vor diesen Spangen aber, rund um die Stirne kräuseln sich die Haare in tausend kleine platte, einander ganz gleiche Ringelchen; jedes Ringelchen besteht aus etwa sechs Haaren, ängstlich abgezählt und fast, als wäre es von Eisendrath. Sie leimen die Haare mit Zuckerwasser so zusammen und damit sind sie dann wenigstens auf eine ganze Woche mit diesem Hauptstück ihrer Toilette fertig.

3.
H a r l e m.

Der Weg von Amsterdam nach Harlem beträgt ungefähr zwei Meilen. In schnurgerader, selten durch eine kleine Biegung unterbrochener Richtung, läuft er immer neben breiten Kanälen hin. Troz der schönen Wiesen, auf welchen prächtige Kühe im hohen Grase weiden, und der vielen großen und kleinen Landhäuser mit ihren Gärten, an welchen wir vorbei fuhren, fanden wir die kleine Reise doch ein wenig

langweilig. Eine ermüdende Gleichförmigkeit ist der Charakter dieses Landes, an welche man sich schwerlich gewöhnt. Harlem ist eine beträchtliche Stadt, mittlerer Größe, nach holländischer Art hübsch gebaut, und unbeschreiblich sauber und reinlich. Sogar in Holland zeichnet sie sich in dieser Hinsicht aus, ohne jedoch in die lächerlich pedantische Weise von Bruck zu verfallen. Ehe wir die Stadt erreichten, erblickten wir das Harlemer Meer, ein dem Auge unabsehbarer See; hier standen vor einigen Hundert Jahren mehrere Dörfer, umgeben mit Wiesen und Gärten, bewohnt von glücklichen Menschen. Alles gieng unter, denn das Meer durchbrach zürnend die Dämme, die es einengten, und die Unglücklichen, die gewagt hatten es zu verdrängen, versanken mit ihren Wohnungen in den schäumenden Wogen. Spurlos sind sie verschwunden von der Erde, silbern und ruhig spielen jetzt die blauen Wellen im Sonnenschein über dem weiten ungeheuern Grabe. Kein Holländer müßte diesen See ohne Schaudern erblicken; denn wer kann es verbürgen, daß nicht, was einst geschah, wieder geschehe. Aber achtlos und ruhig wandeln sie am Gestade des grausenvollen Sees. Die Zeit ist noch mächtiger als die Elemente, sie vernichtet Alles, sie besiegt Alles, Furcht und Hoffnung und jeden Schmerz, wie

jede Freude. Dicht hinter der Stadt breitet sich das Harlemer Holz aus; ein schönerer Lustwald läßt sich auf ganz ebenem Boden nicht denken; er ist von beträchtlicher Größe, durchkreuzt von hohen Alleen, in welchen unzähliche Nachtigallen sangen. Nie sahen wir herrlichere Bäume als hier. Schöne Landhäuser, umgeben von reizenden Gärten, liegen im Holze zerstreut; einige derselben sind ausgezeichnet elegant und prächtig, so wie die dazu gehörigen, im englischen Geschmack angelegten großen Gärten. Vor Allem zeichnet sich das, mit fürstlicher Pracht erbaute, Landhaus des berühmten Banquiers Hope aus. Man sagt, daß das Innere desselben nicht ganz dem Aeußern entspreche. Vielleicht ist das jetzt anders. Die Façade des sehr weitläuftigen Gebäudes, verziert mit vielen Marmor-Statuen, macht einen großen Effekt. Wir besahen die Harte Camp, einen Landsitz, der eben zum Verkauf stand; er heißt die Harte Camp, weil in einem dazu gehörigen Thier-Garten viele Hirsche, seltene Gäste in diesem Lande, gehegt werden. Das Haus zeichnet sich weniger aus, als der schöne große englische Garten, in welchem wir besonders eine Menge immergrüner Bäume und Sträuche von seltener Schönheit und Größe bewunderten. Harlem ist berühmt durch den Blumenhandel, der hier so sehr im

Großen betrieben wird, als nirgends weiter. Ganz Europa wird von hieraus mit Blumenzwiebeln und Saamen versorgt. Der Anblick eines solchen, zur Blumencultur eingerichteten Feldes (denn man kann diese Gärten kaum mehr Gärten nennen, so groß sind sie) ist höchst reizend zur Zeit der Blüte. Wir besuchten einige derselben, deren Eigner sehr angesehene Leute sind. Lange, ehe wir den Garten erreichten, athmeten wir schon den entzückenden Duft von tausend Blumen. Wir trauten unsern Augen nicht, wie wir die fast unabsehbaren Felder erblickten, auf welchen die schönsten, größten Hyacinthen, Tazetten, Jonquillen in den herrlichsten wechselndsten Farben, wie ein Kornfeld im lauen Winde, hin und her wogten. Die Tulpen waren schon verblüht; ihr buntes Reich muß einen Anblick von orientalischer Pracht gewähren. Aurickeln aber funkelten gleichsam wie dunkle Sterne von Rubinen und Saphiren auf tausend Beeten. Nelken und Rosen standen in eben solcher Fülle da und erwarteten nur den günstigen Augenblick, um auch ihre Pracht zu entfalten.

Wie glücklich ist solch ein Harlemer Blumist, dachten wir im Herzen! Wie wir aber den Eigner dieser

Anlage von dem, was uns so entzückte, wie von jedem andern Waaren-Artikel sprechen hörten, wurde unsre Illusion sehr gestört und wir eilten weiter.

4.

Haag.

Der Weg von Harlem nach dem Haag, zum Theil durch schöne Alleen führend, würde höchst angenehm durch seine Umgebungen seyn, wenn er selbst nur weniger sandig wäre, eine Unannehmlichkeit welche der ewige, alle Geduld vernichtende, Schneckenschritt der Pferde um ein Großes vermehrt. Von allen Seiten erblickten wir schöne Landhäuser, umgeben von reizenden Gärten im höchsten Blütenschmuck des Frühlings. Auf der Hälfte des Weges sahen wir in einer kleinen Entfernung, zur linken Seite die alte berühmte Stadt Leyden liegen, damals noch in ihrer ursprünglichen Pracht, geziert mit schönen Thürmen; das zerstörende furchtbare Unglück war noch nicht über sie hereingebrochen. Gern hätten wir einige Zeit in ihr verweilt und gesehn, was ihre

Mauern Merkwürdiges enthalten, aber die immer drohender werdenden Kriegs-Gerüchte trieben uns vorwärts. Näher gegen den Haag wird das Land merklich höher, die Gegend gewinnt an mannichfaltigem Reize. Kurz vor der Stadt erreichten wir das Haager Gehölz; es übertrifft noch das von Harlem an Schönheit und Größe; auch hier empfieng uns der Gesang von tausend Nachtigallen und von allen Seiten öfneten sich unsern Blicken liebliche Spaziergänge und herrliche Alleen durch den frühlingsgrünen Wald. In der Nähe vom Haag, wurden wir durch die Gegend lebhaft an den Weg von Braunschweig nach Wolfenbüttel erinnert. Im Haag fanden wir die ganze Stadt voll Leben und Lust. Es war der letzte Tag der Kirmeß, alles lustige Getümmel eines großen Jahrmarkts wogte unter den Fenstern des Gasthofes, wo wir abstiegen. Seiltänzer, Bereuter, Marionetten, aufgeputzte Buden voll Spielsachen für große und kleine Kinder, entzückten aller Herzen, die Myne Heeren schienen hier ganz ihre gewohnte Gravität vergessen zu haben, und waren lustig wie andre Leute.

Man nannte sonst den Haag ein Dorf, man hatte Unrecht, es war ein Dorf von Palästen. Der Ort ist sehr

groß, ein liebliches Gemisch von Stadt und Land, überall schöne Privathäuser und prächtige, Palästen ähnliche Gebäude, dazwischen reizende Gärten, Promenaden und Alleen, Alles im gewohnten Glanze holländischer Sauberkeit und Ordnung. Wir besuchten hier zum ersten Male das holländische Theater. Man gab eine Uebersetzung der Femme jalouse, eines sehr larmoyanten Stücks; Madame Snuck, ein großer Liebling des Publikums, spielte die Hauptrolle wohl mit etwas zu viel Pathos, ganz im hohen französisch-tragischen Styl, so auch die übrigen Schauspieler. Das ganze Schauspiel scheint uns nach jenen Mustern gebildet. Die Sprache klingt freilich in den hohen pathetischen Redensarten ein wenig possierlich, und wir lachten ein paar Mal, zum großen Aerger unserer gerührten Nachbarn. Das Nachspiel war eine kleine, ebenfalls aus dem Französischen übersetzte Operette, die kindliche Liebe, und auch, so viel möglich, auf französische Weise dargestellt. Hier nahm sich die Naivität der holländischen Sprache schon passender aus, selbst beim Singen gieng's besser damit, als wir vermutheten. Wir besuchten den ehemaligen Palast des Statthalters, welchen jetzt die Regierung occupirte. Einer der Deputirten von Amsterdam hatte die Güte, uns selbst herum zu führen. Der Saal, in welchem die Deputirten sich

versammelten, macht einen imposanten Eindruck. Die hochgewölbte Kuppel sowohl, als die Wände sind mit Malerei und Vergoldung reich, wenn auch in ziemlich veraltetem Geschmacke, verziert. Das durch diese Decoration hervorgebrachte Hellbunkel schickte sich gar wohl zu der ernsten Bestimmung dieses Locals. Der für das gesetzgebende Corps bestimmte Saal war weit heiterer, ganz weiß decorirt; oben herum lief eine Galerie für das Publikum, im Saale selbst standen, außer den Schranken, Stühle für die Deputirten gesetzt, welche diesen öffentlichen Sitzungen beiwohnen wollen. Außer verschiedenen andern Zimmern und Sälen, sahen wir noch in drei oder vier derselben, eine wohlgeordnete Bibliothek, zum Gebrauch der Deputirten aufgestellt, und den Saal, in welchem ein allgemeiner Friede geschlossen ward. Er ist groß, reich, aber im ältern Geschmacke mit Bildhauerarbeiten, Malereien und Vergoldungen über und über verziert, hoch gewölbt, mit einem sehr schön gemalten Plafond. Er hat das Eigne, daß man in keiner Ecke desselben so leise sprechen kann, daß es nicht in der schräg gegenüber entgegengesetzten Ecke deutlich zu vernehmen wäre. Auch ließ man uns als eine Merkwürdigkeit den Fußboden dieses Saals bewundern, denn so lang er auch ist, sind dennoch alle Dielen darinn aus

einem einzigen Stücke. Ungeheure Bäume, der Stolz uralter Wälder, mußten unter der mörderischen Axt gefallen seyn, um diese Breter zu liefern. Wir fuhren einen sehr angenehmen Weg durchs Holz, nach dem Busch, sonst das Lustschloß des Statthalters. Ganz gesunken von seiner ehemaligen Bestimmung fanden wir den Garten und selbst einen Theil des Schlosses in den Händen eines Restaurateurs, zu einem öffentlichen Vergnügungsorte eingerichtet. Uns zog die Gemälde-Sammlung hin, welche dort in sieben Zimmern aufbewahrt und Fremden gezeigt wird. Leider aber konnten wir nur wenig Zeit darauf verwenden. Die beiden ersten Zimmer interessirten uns vorzüglich. Sie enthielten lauter merkwürdige, gut gemalte Porträts, sogar von den besten Meistern. Alle stellten Bildnisse von Männern vor, die sich in der vaterländischen Geschichte einen ewigen Namen erwarben. Größtentheils gutmüthige, treuherzige Gesichter, klug ohne Arglist; mitten unter ihnen der Kopf des Herzogs Alba, blaß, mager, kalt, furchtbar in Blick und Ausdruck. Sehr lebhaft umschwebte uns bei diesem Anblicke das Bild jener Zeiten, wie unser unsterblicher Schiller sie schilderte, und Göthe „auf den Bretern die die Welt bedeuten", sie uns vor Augen stellt. Ein Schauder erregendes Nachtstück hieng

hier, es stellt die Ermordung der Brüder de Witt vor. Von einer einzigen Fackel glühend beleuchtet, gewährt dieses Gemälde einen furchtbaren Anblick, auch wird es gewöhnlich mit einem grauseidenen Vorhange bedeckt, denn diese Darstellung der Gräuel-Scene ist zu empörend, um sie lange vor Augen zu haben.

Ein Saal ist täuschend grau in Grau von de Witt gemalt, beinahe kann man sich nur durchs Gefühl überzeugen, daß der Pinsel und nicht der Meißel hier zauberte. Viele vorzügliche Gemälde der besten niederländischen Meister füllen die übrigen Zimmer, Werke von van Dyk, Rubens, Wuwermann, Tenniers, Ostade, Hondekoter und andre mehr. Sehr freundlich ist das Bild Carls des zweiten von England, mit seiner Schwester Hand in Hand, noch als Kinder, von van Dyk gemalt. Die liebliche himmelreine Unschuld der Kindheit kontrastirt mit der schweren prächtigen Kleidung der Königskinder; es ist ein reizendes Bild, von welchem wir nicht wegkommen konnten. Gräßlich dagegen ist der Bethlehemitische Kindermord von Rubens. Wie konnte je die schöne ruhige Kunst den entsetzlichen Gegenstand sich wählen! Und dennoch hat auch selbst Raphael einen

gemalt! Wie ist es möglich, bei so einer Darstellung mit Liebe zu verweilen, und das muß der Künstler doch! Hier nun vollends die heulenden Mütter, die Schlächterknechte von Soldaten, die entstellten schreienden Schlachtopfer, alles Gräßliche, alles Blutige, wie es nur die aufgeregteste Phantasie erdenken kann, recht anschaulich in Lebensgröße abgebildet. Es war zu grausend, um davor zu verweilen. Unendlich lieber erschien uns das freundliche Bild eines in Pelz gehüllten alten Mannes von Holbein, und Mann und Frau, recht treue Natur und nicht unedel, von Tenniers dargestellt. Man zeigte uns auch einige Gemälde der Italienischen Schule; aber auf diesem Boden muß man dergleichen nicht suchen. Keines derselben schien uns bedeutenden Werthes, obgleich sie mit großen Namen prunkten. Manches hoch und heilig gehaltene Alterthum wird hier noch sorgfältig aufbewahrt mit der treuen Vaterlandsliebe, die den Holländer auszeichnet; zum Beispiel, das Schwert des Admirals de Ruyter, dessen Andenken noch immer wie das eines Halbgottes von seiner Nation verehrt wird, und eine vergoldete Kanone, mit Verzierungen von getriebener Arbeit aus Silber, welche er in der Barbarei erbeutete. Den größten, wenn auch nicht angenehmsten Eindruck, machte auf uns ein sogenannter Tanzsaal; wie man aber

darinn jemals tanzen mochte, blieb uns unbegreiflich. Die Decke desselben erhebt sich zu einer spizzig zulaufenden Kuppel, von beträchtlicher Höhe. In dieser Kuppel sind die Fenster angebracht, welche den Saal von oben erleuchten, doch wird man sie von unten kaum gewahr. Diese Kuppel, die Seitenwände, der Raum zwischen den Fenstern, die Thüren sogar, welche man, zugeschlossen, von innen nicht unterscheidet, Alles ist mit Malereien bedeckt, die ein einziges ungeheures, den ganzen Raum erfüllendes Gemälde ausmachen. Lebensgroße, sogar kolossale Figuren, schlingen sich unter und übereinander, im seltsamen Gewühle durch einander gewirrt. Weiber, Greise, Kinder, Pferde, Todtengerippe, Könige, Krieger, heidnische Gottheiten, christliche Heiligenbilder, Engel und Teufel wanken wie im Fiebertraum vor dem geblendeten Auge. Unmöglich ist's, Anfang oder Ende zu finden, kein leerer Fleck, wo man ruhen könnte, kein Ausweg aus diesem seltsamen Saale ist sichtbar. Die Gestalten erdrücken den Anschauer; es ist eine Unruhe darinn, eine düstere Beklommenheit; umsonst martert man sich ab, den Sinn des Ganzen zu errathen, eine Art von Ordnung herein zu bringen; je mehr man's ansieht, je ärger schwimmt Alles durch einander, je schwindelnder ergreift uns ein Grausen. Einen Tag einsam

in diesem Saale zu verleben, wäre für jeden, den die Natur mit einer lebhaften Phantasie beschenkte, eine unerträgliche Strafe. Wenn nun die Strahlen der Sonne einzelne Theile dieser ungeheuern Gebilde beleben, oder die Dämmerung gegen Abend das ohnehin Verworrne noch mehr verwirrt, hier wo keine Thür sichtbar ist, wo aus allen Ecken Todtenschädel grinsen, wilde, große, weiße Pferde sich bäumen, fürchterliche Gesichter neben schönen Weiber-Köpfen herüber und hinüber blicken, könnte Einen eine Art Wahnsinn ergreifen, daß man am Ende nicht mehr die Wahrheit von dem Scheine zu sondern wüßte. Die Urheberin dieses Wirrwars, irgend eine alte Prinzessin aus dem Hause Oranien, guckt ganz oben aus der Spitze der Kuppel hinunter, mit einem Todtenkopfe im Arme. Jordan und seine Schüler haben diesen Saal gemalt; eine Allegorie liegt dem Ganzen zum Grunde; wer aber könnte und möchte diese dechiffriren?

Auf dem Rückwege vom Busch besuchten wir die sehr sehenswerthen großen Treibhäuser des Herrn Becker, eines reichen Tabakshändlers aus Rotterdam, dann eilten wir, gegen unsern Willen Haag zu verlassen. Der Weg von dort nach Rotterdam beträgt

nur wenige Stunden und gleicht einer Lustfahrt. Wir fuhren fast immer zwischen Gärten und Landhäusern, über deren Größe und Pracht wir oft erstaunten. Dieser Weg gieng dicht neben Delft vorbei, einer großen Stadt, die wir aber auch, aus Mangel an Zeit, nur im Vorüberfahren erblickten, und ehe wir's glaubten, waren wir in Rotterdam.

5.
Rotterdam.

Diese Stadt, nach Amsterdam die beträchtlichste in Holland, bietet eine sehr freundliche Außenseite dar. Auch ihre Einwohner haben wir alle Ursache zu loben. Während der wenigen Tage unsers Aufenthalts unter ihnen, wurden wir in verschiednen Häusern gastlich aufgenommen. Gutmüthiges, freundliches Wesen, vereint mit feiner geselliger Bildung, fanden wir überall, unter den höheren Ständen. Das eigentliche Volk erschien uns hier eben so wie in Amsterdam. Die Sprache der feinen Welt ist in Rotterdam durchgängig die Französische; dies erleichtert dem Fremden

den Umgang gar sehr. Der Ton der Gesellschaft hat ziemlich viel Aehnliches mit dem der Hamburger, nur darin weichen sie von einander ab, daß man in Rotterdam im Durchschnitt sehr niedrig spielt; gespielt aber wird so viel in der einen dieser Städte, als in der andern. Rotterdam ist groß, die Häuser stehen zwar alle mit der Giebelseite nach den Straßen, dennoch ist es im Ganzen wohl gebaut, obgleich wir uns keines besonders merkwürdigen Gebäudes erinnern. Reinlichkeit, Wohlhabenheit, Ordnung blicken auch hier überall hervor. Die Stadt hat den großen Vorzug vor Amsterdam, daß Luft und Wasser hier weit besser sind, als dort. Frisches fließendes Wasser strömt in den sehr breiten Kanälen, die, besetzt mit schönen Linden, große Schiffe aus den entferntesten Gegenden der Welt, bis dicht vor die Thüren ihrer Eigenthümer oder Ablader tragen. Vor Allen angenehm schien uns eine Straße de Boomjes genannt. Eigentlich ist es nur eine Reihe Häuser, an einer breiten, mit zwei Reihen hoher schöner Bäume eingefaßten Straße; diese wird an der andern Seite von der vorüber strömenden Maas begränzt, welche hier tief und breit genug ist, um die größten Schiffe zu tragen. Es ist keine geringe Freude für den Rotterda-

mer Kaufmann, wenn er so aus den Fenstern seines Wohnzimmers seine reich beladenen Schiffe aus den entferntesten Weltgegenden anlangen sieht. Ueber dem Wasser hinaus am entgegengesetzten Ufer erblickt man üppige Wiesen mit schönen, darauf weidenden Kühen; Landhäuser, Gärten, Alleen, allen Reiz einer hübschen, holländischen Gegend. Ueberhaupt gehören die Umgebungen von Rotterdam zu den angenehmsten des Landes. Die Reinlichkeit wird in Rotterdam wo möglich noch höher getrieben, als in Amsterdam, obgleich hier nicht, wie dort, die bösen Ausdünstungen der Kanäle das ewige Waschen und Scheuern nothwendig machen. In unserm, nicht sonderlichen Gasthofe, au Maréchal de Turenne, der aber der beste in der Stadt seyn soll, erwachten wir einstmals tief in der Nacht von einem gewaltigen Lärmen. Es war, als wenn heftige Wolkenbrüche vom Himmel strömten, wir hörten das Wasser an die Fenster prasselnd anschlagen, als drohte es, sie einzuwerfen. Erschrocken sprangen wir auf, der ganze Gasthof war erleuchtet, viele Stimmen murmelten dumpf durch einander, unser nächster Gedanke war, es sey plötzlich Feuer ausgebrochen; dieses bestättigte sich, da wir im Hofe Leute mit großen Hand-Feuerspritzen um gewaltige Was-

Digitized by Google

serkübel versammelt sahen. Endlich erfuhren wir, man spüle nur mit diesen Feuerspritzen den Staub von dem Hause und den Fenstern ab, eine Operation, die alle Sonnabend Nachts durch die ganze Stadt vorgenommen wird. Dies war gerade ein Sonnabend. Halb lachend, halb ärgerlich suchten wir wieder einzuschlafen und nahmen uns vor, dem Wirth zu bedeuten, daß es doch wohlgethan wäre, den dieser Sitte unkundigen Fremden vorher damit bekannt zu machen, denn der erste Schreck war nicht gering gewesen.

Rotterdam's Bewohner zeichnen sich durch einen Hang zur stillen religiösen Schwärmerei aus; wenigstens gedeihen hier viel Brüder-Gemeinen, der sogenannten Stillen im Lande, und machen noch täglich Proseliten, selbst unter den höhern gebildeten Ständen. Im Hause eines sehr reichen angesehenen Kaufmanns, wo wir in einer zahlreichen Gesellschaft zu Mittage aßen, bemerkten wir ein junges Frauenzimmer, welches wir bei frühern Besuchen nie dort gesehen hatten. Sie war höchst einfach gekleidet, ohne allen Schmuck und Putz, mit einem kleinen eng anliegenden Häubchen, einem großen, ganz einfachen Halstuche, mehr vermummt als bedeckt; auch der Schnitt des Kleides

war ganz altmodisch, wie ihn die eleganten Rotterdamerinnen seit vielen Jahren nicht mehr tragen. Wir hielten sie zuerst für eine Haushälterin, doch widersprach diesem die ausgezeichnete Achtung, mit der ihr von Allen begegnet ward. Mit Erstaunen vernahmen wir, sie wäre die älteste Tochter des Hauses, die Schwester der jungen Mädchen, die geputzt nach der neuesten französischen Mode neben ihr lachten und schäkerten. Sie war die fröhlichste, die eleganteste von Allen gewesen, hatte Musik, Tanz und jedes gesellige Vergnügen geliebt und mitgemacht, bis sie eines Tages aus der Predigt eines, wegen seiner Frömmigkeit berühmten, Predigers ganz veränderten Sinnes zu Hause kam. Von der Minute an legte sie ihre modische Kleidung ab, kleidete sich wie jetzt, entsagte allen Vergnügungen, zu denen Jugend, Stand, Vermögen und eine angenehme Gestalt sie berechtigten, erschien nur selten und nur zur Mittags-Tafel im geselligen Kreise, welcher sich in ihrer Aeltern Hause oft versammelte, lebte still vor sich hin und kannte keine Ergötzlichkeit, als fromme Uebungen und die Betstunden der Gemeine, zu welcher sie sich jetzt zählte. Sie ward uns durch diese Erzählung zu merkwürdig, als daß wir sie nicht genauer hätten beobachten

sollen; ihr ganzes Wesen schien ruhig und heiter, stille Ergebung, keine Spur von Trauer war auf ihrem Gesichte zu finden, aber auch keine Freude. Alle Vorstellungen ihrer Verwandten hatten nicht vermocht, sie nur auf einen Augenblick wankend zu machen. Man versicherte uns, sie sey bei weitem nicht die einzige, die auf diese Weise dem fröhlichen geselligen Leben entzogen wurde; Rotterdam hätte noch viele Beispiele ähnlicher schnellen Sinnes- und Lebens-Aenderungen aufzuweisen; gerade die fröhlichsten und schönsten Mädchen würden gewöhnlich zuerst von diesem frommen Schwindel ergriffen und nichts vermöge sie davon abzubringen.

Ehe wir von Rotterdam scheiden, müssen wir noch eines recht hübschen Liebhaber-Conzerts gedenken, welchem wir in einem artigen, durch Subscription dazu erbauten, sehr schön erleuchteten Saale beiwohnten. Fast alle Instrumente waren durch Liebhaber besezt, von welchen einige sich durch Vortrag und Fertigkeit bedeutend auszeichneten, besonders gefielen uns einige Sänger und Sängerinnen, wie man sie wohl selten unter Dilettanten findet. Ein großer eleganter Zirkel von Zuhörern war dort ver-

sammelt, und sowohl die stille Theilnahme der passiven, als die Kunstfertigkeit der thätigen Mitglieder der Gesellschaft, dienten uns zum Beweise, daß diese erheiternde Kunst hier mit wahrer Liebe getrieben wird.

Fortsetzung
der
Reise bis Calais.

Die Reise von Rotterdam bis Bergenopzoom, die wir, begünstiget vom vortheilhaftesten Winde, in einem Tage zurücklegten, ist mehr eine Wasserfahrt, als eine Landreise zu nennen. Zuerst mußten wir dicht vor Rotterdam in einer Fähre über die Maas setzen, darüber gieng eine Stunde hin. Nicht lange, so strömte die alte Maas uns über den Weg. Da sie nicht völlig so breit ist, als die neue, kamen wir in einer halben Stunde hinüber. Nun gieng es wieder eine Zeit lang auf vier Rädern fort, bis wir an eine Art von Meerbusen gelangten, die Diepde genannt. Hier wurde unser Wagen und unser Gepäck mit vieler Umständlichkeit auf ein kleines Schiff, sie nannten es eine Jalke, hinauf gewunden, und wenigstens 50 Dorfjungen folgten mit großem Geschrei hinten nach. Verwundert über die viele Mannschaft, fragten

wir den Schiffer, was dieses bedeute? Ganz freundlich erwiederte er uns: es wären die Jongekens aus der benachbarten Gegend, die von der Gelegenheit profitirten, sich ein Plaisirchen zu machen. Wir konnten nichts dagegen einwenden, weil Niemand auf unsre Gegenreden geachtet haben würde, also entschlossen wir uns in dieser lärmenden Gesellschaft die Reise anzutreten. Neugieriger, oder vielmehr schaulustiger giebts nichts in der Welt, als das gemeine Volk in Holland; wo wir nur ankamen, selbst in großen Städten, versammelten sich gleich eine Menge Gaffer um unsern Wagen, die ihn bewegungslos anstaunten, als hätten sie nie zuvor etwas dem Aehnliches gesehn. Vollends an den Fähren, wo wir selbst aussteigen und unsre Effecten zum Theil aus dem Wagen nehmen lassen mußten, wurden wir fast von Neugierigen erdrückt. Gewöhnlich braucht man drei Stunden, um die Diepde zu durchschiffen, diesmal aber kamen wir in anderthalb Stunden hinüber, und landeten bei der kleinen Festung Wilhelmsstadt, welche im Jahr 1793 sechzehn Tage bombardirt wurde und sich dennoch nicht ergab. Hinter Wilhelmstadt mußten wir noch zweimal uns auf Fähren einschiffen, und langten endlich mit dem Schlag neun Uhr, gerade wie man die Thore schloß,

vor Bergenopzoom an. Da standen wir vor der verschloßnen Stadt, unser Postillon stieg vom Pferde und verschwand, während wir schon eine Wiederholung der Scene von Deventer zu fürchten anfiengen. Glücklicherweise aber war er eines andern Geistes Kind, als der Herr Sohn des Herrn Bürgermeisters von Allmelco und in seiner Art wohl ein holländisches Genie zu nennen. Nach einer guten Viertelstunde kam er ganz glorreich von seiner geheimen Unterhandlung zurück, trat an den Wagen und versicherte uns: man öffne zwar für keinen Fremden die Thore, wenn sie einmal geschlossen wären, aber um seinetwillen, da er eben unser Postillon wäre, würde der Herr Gouverneur es dies Mal thun. Wir lachten und warteten geduldig, weil wir musten. Nach einer guten halben Stunde rasselten wirklich Schlösser und Riegel, knarrten die niedergelassenen Zugbrücken und wir fuhren triumphirend durch Bergenopzooms Thore, wo man uns nach unserm Passe fragte und da wir ihn nicht gleich in der Dunkelheit finden konnten, mit 11 Stübern vorlieb nahm. In einem guten Gasthofe, am hellodernden Kamin-Feuer vergaßen wir bald des zu Wasser und zu Lande ausgestandenen Ungemachs des vergangenen Tages, fuhren den folgenden Morgen sehr früh aus, und langten noch Vormittags in Antwerpen an.

Ein banges trauriges Gefühl muß sich jedes Reisenden bemächtigen, der zum erstenmale die weiten Straßen, die unabsehbar großen Plätze dieser Stadt betritt. Dunkle Paläste von beiden Seiten derselben in hinsinkender Pracht, überall Verfall, zerbrochene oder gar mit Bretern zugenagelte Fenster, Gras vor den Thüren, denen man es ansieht, daß sie schon lange nicht mehr gastfrei sich öffneten. Es ist, als ob man in einer durch Krieg und Pest ausgestorbenen Stadt unter Gräbern der Vergangenheit wandelte. Die Größe der Häuser, die Breite der Straßen, die gothische Pracht der Kirchen und öffentlichen Gebäude verkündigt, daß einst ein mächtiges reiches Leben hier waltete, hier, wo jetzt unser Tritt in den menschenleeren, öden Straßen schauerlich wiederhallte, und ungestüme Bettler uns auf jedem Schritte verfolgten. Zwar fieng der Handel jezt wieder an, seine Seegnungen zu verbreiten, mit ihm erwachte die Hoffnung, diese alte berühmte Stadt wieder in ihrer vorigen Pracht aufblühen zu sehen und wahrscheinlich wird sie sich aus der jetzigen Versunkenheit erheben, wenn allgemeiner Friede einst wieder die Welt beglückt; aber auch unter den günstigsten Umständen muß dennoch viel Zeit dazu gehören, ehe diese Straßen und Plätze wieder wie vormals, von fröhlichen, wohlha-

benden Bürgern wimmeln. Die Stadt ist zu weitläuftig groß und was in Hamburg oder der Londner City schon ein Gedränge erregen würde, gienge in diesem ungeheuern Local friedlich nebeneinander und wäre kaum zu bemerken. Schon jetzt sahen wir hin und wieder einzelne große modern dekorirte Häuser, neben den in Verfall gesunkenen erstehen. Reiche Kaufleute wohnten darinnen, herbeigezogen aus dem Auslande durch Begünstigungen, die seit kurzem Antwerpen zu Theil geworden waren; dagegen vermißten wir die hübschen, kleinen wohlhabenden Bürgerhäuser, wie man sie in Holland überall sieht, und die bei aller ihrer Anspruchlosigkeit das ächte Wohlseyn des Ganzen verkündigen. Die Kleidung der Weiber aus den geringen Ständen trägt nicht wenig dazu bei, das düstere Ansehen von Antwerpen zu vermehren. Wie Gespenster schleichen sie einher, eingewickelt in ein großes schwarzes Tuch von schlechten wollnen Zeuche, welches sie vom Kopfe bis beinahe auf die Füße verhüllt, so, daß vom Gesichte nur die Nasenspitze sichtbar ist und die ganze übrige Gestalt verborgen bleibt. Andere tragen einen sehr weiten faltenreichen Mantel, von weißlichen wollenen Zeuche, der vorn zufällt, die Arme ganz versteckt und bis auf die Füße reicht. Eine Kappe ist daran befestigt, die hinten von Falten,

steif wie Papier, breit absteht und so, weit übers Gesicht hinaus reichend, dies vor allen Augen völlig verbirgt. Solche häßliche mönchsartige Masken erblickten wir überall. Die eleganten Bürgerinnen tragen den Mantel von röthlichem Kattun, die Kappen mit einer breiten Falbel verziert, was denn doch etwas leidlicher steht. Diese Tracht nennt man eine Faille; sie ist allgemein durch ganz Brabant und Flandern verbreitet, und stammt wahrscheinlich aus den frühesten Zeiten des Mittelalters, aber trotz ihres ehrwürdigen Ursprungs würde es schwer seyn, etwas Häßlicheres und Entstellenderes zu erdenken.

Unser erster Besuch galt der berühmten großen Kathedral-Kirche. Dieses herrliche Gebäude ist zu bekannt, als daß wir dessen Beschreibung versuchen sollten. Lange standen wir und staunten die reiche Façade und den prächtigen hohen Thurm mit Ehrfurcht an. Mehrere tausend Bildsäulen, Blumengewinde, Thürmchen und andre gothische Verzierungen bedeckten die ganze Façade, selbst den Thurm bis zur höchsten Spitze hinauf und dennoch verschwindet alles Kleinliche dieses, bis ins geringste Detail unendlich mühsam und sorgfältig ausgearbeiteten Schmuckes, gegen die einfache Größe des Ganzen. Wie viel tausend

fleißige Hände, die an diesem großen Monumente ihrer Zeit treu und liebevoll arbeiteten, ruhen jetzt seit Jahrhunderten aus und Niemand nennt mehr ihre Namen! Dankbar gedachten wir dieser Vergessnen, hier vor dem großen Werke ihrer vereinten Kräfte, welches noch in ewig frischer Schönheit sich stolz in die blaue Luft erhebt und dem Lauf der Jahre Trotz bietet. Das Innere des Gebäudes stand jetzt einsam da, entblößt von allem Schmucke. Zwei und dreißig Altäre, welche sonst hier waren, sind fortgebracht, nur der Hochaltar hat seinen Platz behalten. Kein Gemälde, kein Heiligenbild ist in der ganzen Kirche mehr zu finden, Alles geraubt, fortgeschleppt, verkauft in jenen Tagen schrecklicher Anarchie, die mit ruchloser Hand auch das Heiligste nicht schonte. In einem Winkel des Mittelganges sahen wir, halb versteckt, ein einziges altes Muttergottes-Bild, trübe brannte ein kleines Licht davor. Die haben wir noch mit Mühe gerettet, flüsterte der uns begleitende Küster mit einfältig frommem Lächeln; andächtige Seelen haben ihr neue Kleider und Silbergeräthe geschenkt, setzte er hinzu. Herrliche Gemälde, welche sonst der Kirche größte Zierde waren, sind jetzt in die weite Welt zerstreut; das prächtige große Altarbild von Rubens und noch einige andere Gemälde desselben Meisters fanden in der kaiserlichen Galerie in Wien einen

ehrenvollen Platz. Doch, öde und Schmuckberaubt, wie der alte Tempel jetzt da steht, erschien er uns vielleicht um so ehrwürdiger mit seinen hohen Säulengängen, seinem prächtigen himmelanstrebenden Dome und den hohen gemalten Fenstern, durch welche eben die Abendsonne milden Schimmer in bunter Farben-Pracht verbreitete. Schweigend wandelten wir lange in diesen weiten, öden Gängen, wo jeder unsrer Tritte schauerlich wiederhallte in der Einsamkeit, blickten hinauf an die hohen, das Gewölbe tragenden Säulen, an denen die Schatten der Dämmerung mit dem Glanze der hin und wieder zerstreuten, funkelnden Lichter der Abendsonne wunderbare Gestalten bildeten, und gedachten der vielen tausend Menschen, die vor uns hier wandelten, ihren Schmerz, ihre Freude, ihre Wünsche hieher trugen und nun so ruhig unter unsern Füßen schlummerten.

Wir traten hinaus auf den weiten Kirchhof. Auch hier hatte der Geist der Zeit gewaltet, aber freundlicher. Umgestaltet zu einem schönen, mit Bäumen eingefaßten, Grasplatze, dient der Gottesacker jetzt zum Spaziergange. Es war eben Jahrmarkt, rings umher standen Buden, und fröhliche blühende Kinder tummelten sich lustig umher und spielten mit

neuen, eben geschenkten Spielsachen über den Gräbern ihrer Voreltern.

Wir durchwanderten noch manche öde Straße, betrachteten manches alte Denkmal der Vorzeit, vor Allen das Rathhaus, ein großes Gebäude, geschmückt mit aller Pracht gothischer Architektur. Auch die Börse besuchten wir, ebenfalls ein in seiner Art sehr schönes Gebäude, dessen Größe noch von der Beträchtlichkeit des sonst hier blühenden Handels zeugt. Wir giengen an den Haven, in welchem wieder neues Leben sich zu regen anfieng, setzten dann in einer Fähre über die Schelde, und waren nun in Flandern. Hier fanden wir Alles plötzlich verändert. Verschwunden war das holländische Phlegma, die ewigen Tabakspfeifen, die Quispeldorjes, aber mit ihnen auch das lachende reinliche Ansehn alles Leblosen, die Teppiche in den Zimmern, die niedlichen Blumengärtchen vor den Häusern. Wir fanden jetzt durchaus gut gepflasterte, mit Bäumen eingefaßte Wege, auch Postillone, welche reiten konnten und auf französische Weise, das heißt vortrefflich, fuhren. Die Gegend, durch die wir kamen, glich einem schönen fruchtbaren Garten.

Bald erreichten wir Gent, eine Stadt noch viel größer als Antwerpen, aber auch noch trauriger, noch

verfallner und menschenleerer. Zwar existiren hier noch einige große Tuch- und andere Fabriken, welche einem kleinen Orte wohl Leben geben könnten, aber in dieser großen Masse von Gebäuden nicht bemerkbar sind. Still wie in einem Todtenhause giengen wir viele Straßen auf und ab, neben verschlossenen verfallenden Häusern. Das Rathhaus erregte unsre Bewunderung; es ist eins der schönsten gothischen Gebäude. So auch mehrere Kirchen. Eine davon, dem heiligen Beda geweiht, ist auch von innen sehr reich mit Marmor verziert. Wir erblickten darinn verschiedne alte prächtige Grabmäler, aber die ganze Kirche war voll still Betender, die vor den Altären, in Andacht versunken, auf den Knieen lagen. Wir konnten uns nicht überwinden, diese zu stören und begnügten uns lieber mit dem Ueberblick des reichen Ganzen, ohne in die Details zu dringen. Eine der vielen Kirchen war jetzt von der Regierung zu einem Museum eingerichtet. Es enthält viele Gemälde, zum Theil aus andern Kirchen hierher geschafft, und sehr gute Gips-Abgüsse der schönsten antiken Statuen. Die alten Götter nahmen sich sonderbar in diesem neuen Wohnplatze aus, es war, als ob sie sich selbst darüber verwunderten. Müde in der todtenstillen Stadt, durch breite Straßen und un-

absehbare Plätze und Märkte einsam zu wandeln, eilten wir weiter.

Ganz Flandern sieht sich gleich, schnurgerade gepflasterte Straßen, durch ein fruchtbares, angebautes, aber ganz flaches Land. Eine gewisse ermüdende Einförmigkeit ruht auf dem Ganzen; so ungefähr müssen die gepriesenen Ebnen der Lombardey erscheinen. Wir kamen durch verschiedene kleine Städtchen und Flecken; überall erstaunten wir über die unverhältnißmäßig großen Marktplätze, die augenscheinlich für eine ungeheure Volksmenge eingerichtet wurden und jetzt je größer, je verlassener dastehen. Dagegen waren auch wir der Gegenstand der Bewunderung der Einwohner, die sich an jedem Orte, wo wir Pferde wechselten, um den Wagen versammelten und gelassen stehen blieben, bis wir wieder abfuhren. Diese Gafflust, welche wir in Holland bemerkten, fanden wir also durchaus in den Niederlanden wieder. Brügge, ebenfalls eine sehr große Stadt, ist wo möglich noch todter, und öder als Gent. Es war eben Jahrmarkt, wie wir dort ankamen, aber selbst dieser Umstand vermochte nicht das geringste Leben in der ausgestorbenen Stadt zu erwecken. Die wenigen Einwohner, welche wir auf den Straßen langsam umher schleichen sahen,

waren in ihrem festtäglichen Putze, dem Sonntag und Jahrmarkt zu Ehren; lauter Gestalten aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, in alten verblichnen, von Großältern ererbten Kleidern, die Frauen in ihrer häßlichen Nationaltracht, die Männer mit steifen Rockschößen, Drathperucken, Haarbeuteln und sogar einer mit einem kleinen porzellanenen Degen. Neben ihm ein andrer mit einem Rhabarberfarbnen, runden großen Mantel, Pfirsichblütenfarbnem Rock und langer buntgestickter weißtaftner Weste. Diese Beiden standen lange neben unserm Wagen und sahen aufmerksam einer Reparatur zu, die das Rasseln auf dem Steinpflaster an einem der Räder nothwendig gemacht hatte. Sie schienen wichtige Honoratioren des Orts zu seyn; denn die übrigen Schaulustigen hielten sich in ehrerbietiger Entfernung hinter ihnen. Froh, als entrännen wir einem Gefängnisse, rollten wir endlich aus dem Thore dieser Stadt, wo Alles uns beengte, nach **Dünkerken** zu.

Auf der letzten Station dahin führt der Weg hart am Strande des Nord-Meers hin. Nur zur Zeit der Ebbe kann er befahren werden; kommt man zur Zeit der Fluth, so muß man warten, bis Poseidon seine Wogen zurückruft. Wir langten eben zeitig genung an,

um Dünkerken erreichen zu können, wenn der Postillon gut zufuhr und kein Zufall uns aufhielte. Wir wagten es, Trotz der einbrechenden Nacht. Der Wagen rollte leicht auf dem feuchten Meeressande. Die Pferde mußten laufen, was sie konnten, denn die Postillone schienen sich selbst vor der Fluth zu fürchten, welche im blassen Strahle des Neumonds schimmerte, erst aus der Ferne und dann immer näher und näher daher brauste. Endlich sahen wir Lichter blinken, Schiffe im Haven liegen, und standen vor Dünkerkens verschlossnen Thoren, die uns aber geöffnet wurden, nachdem wir eine Stunde gewartet hatten. Im Posthause, welches zugleich auch der beste Gasthof dieser Stadt ist, überraschte uns eine Aufnahme, als wären wir längst erwartet. Es empfieng uns ein gut erleuchtetes, hübsch decorirtes Zimmer, in welchem ein belebendes Feuer in dem, mit Vasen voll duftender Blumen geschmückten Kamin hell loderte; Alles sah freundlich und bequem aus. So ist's an allen Orten, welche die reichen reisenden Engländer oft besuchen. Freilich muß man diese von ihnen geschaffnen Bequemlichkeiten dann oft auch mit englischen Guineen bezahlen, aber man thut es gern, erinnert man sich dabei der schlechten Bewirthung und der

verhältnißmäßig nicht geringern Rechnungen der Wirthe in den mehresten kleinen Städten Teutschlands.

6.

Ueberfahrt nach Dover.

Den nächsten Morgen erreichten wir Calais und stiegen in einem der größten Gasthöfe der Welt ab bei dem Nachfolger des weiland berühmten Herrn Dessein, welchem Yorick Sterne ein unvergängliches Denkmal in seiner Sentimental Jurney stiftete. Dieser Gasthof ist merkwürdig durch seine so ganz ins Große gehende Einrichtung, die zu einer Zeit getroffen ward, wie der Verkehr zwischen England und dem festen Lande unendlich beträchtlich war. Damals mußte jeder Britte, der einigermaßen auf feinen Ton Anspruch machen wollte, einige Zeit nach Frankreich und Italien gehen, um in beiden Ländern auf englische Weise mit Engländern zu leben, und hernach ungefähr eben so bekannt mit dem Auslande und dessen Sitten, eben so vorurtheilsfrei, eben so gebildet nach Hause zu kommen, wie er ausgegangen

war. Manche, sagt man, begnügten sich damit, einige Zeit in Calais zu verweilen, sie waren denn doch auf dem Continent gewesen, ohne die geliebte Küste von Alt-England aus den Augen zu lassen. Im Ganzen hatten sie ihren Zweck so gut erreicht, als die Andern. Diese Reisewuth der reichsten Particuliers, welche sich oft aus Wahl, oft von widrigen Winden zurückgehalten, bald längere bald kürzere Zeit in Calais aufhielten, erregte den speculativen Geist des alten Dessein; er errichtete diesen, in seiner Art einzigen, Gasthof und fand damals gewiß seine Rechnung dabei. Alles was Reisende nur wünschen können, um ihre Launen und Bedürfnisse zu befriedigen, war hier auf einem Punkte vereint anzutreffen. Daß es an dem gehörigen Local nicht fehlte, um eine große Anzahl Fremde der verschiedensten Stände zu bewirthen und zu beherbergen, versteht sich von selbst. Aber auch alle Handwerker, alle Waaren, die ein Reisender brauchen kann, alle Gattungen Wagen zum Kauf und zur Miethe, dabei Gelegenheit den eignen Wagen zu verkaufen, wenn man ihn nicht mit nach England nehmen will, waren hier zu finden, dazu ein hübscher Garten zur Promenade, und ein Theater darinn, in welchem Dessein eine Truppe unterhielt, welche die kleinen französischen Operetten artig genug spielte.

Für Alles war gesorgt, Alles aufgeboten, den Fremden und seine Guineen in Beschlag zu nehmen. Dessein's Nachfolger strebten zwar in den ersten Jahren nach seinem Tode das Ganze zu erhalten, und es gelung ihnen ziemlich, so lange die Communication beider Reiche offen war, allein mit Dessein's Tode war doch der Geist gewichen, der Alles belebte und zusammen hielt. Dies ist ja das Schicksal jeder Einrichtung, die von einem überwiegenden Genie geschaffen, bloß auf ihm und seinem Wirken beruhend, nach dessen Scheiden zwar noch den Anschein des Lebens behält, aber nach und nach in sich selbst untergeht. Kein großer Mann findet einen Nachfolger, der seine Pläne getreu befolget, darum hoffe keiner für die Ewigkeit zu bauen. Wir fanden das Ganze noch ziemlich in der alten Ordnung. Das Haus war angefüllt mit Fremden, seit vielen Tagen hielt ein, auf alle Schiffe gelegtes Embargo, sogar die Packetboote im Haven gefesselt; nur die Mails-Postschiffe, welche die Briefe herüber bringen, hatten noch die Erlaubniß zu segeln. Es hieß allgemein, die beiden Fahrzeuge, welche segelfertig des guten Windes harrten, ein französisches und ein englisches, würden die letzten seyn, und gleich darauf, beim unvermeidlichen Ausbruche des Kriegs, alle Communication mit England

gehemmt werden. Wir gesellten uns zu der großen Anzahl von Fremden, die diese letzte Gelegenheit herüber zu kommen, benutzen wollten. Der größte Theil derselben bestand aus Engländern, zum Theil waren es ganze Familien, die lange auf dem Continent lebten, und jetzt sehr ängstlich die Ueberfahrt erwarteten, aus Furcht, sonst ganz aus Old-England verbannt zu bleiben. Alle mußten sich gedulten, wir mit den übrigen, denn der Wind war conträr. Wir eilten, auf dem englischen Schiffe unsere Plätze zu bestellen, und unser Gepäck an Bord bringen zu lassen, denn es hieß, der Schiffer mache einige Hoffnung, gegen Mittag abzusegeln. Dieser Schiffer aber war eine unsichtbare Gottheit, deren Aussprüchen wir uns unterwerfen mußten, die zwar unser Schicksal bestimmte, sich aber von unsern sterblichen Augen nirgends erblicken ließ. Wen wir auch fragen mochten, Niemand hatte ihn gesehen.

Von allen Contrarietäten, die unser armes Leben verbittern, ist conträrer Wind, bei einer bevorstehenden Seereise, eine der ärgsten. Alle Welt ist verdrießlich, und hat ein Recht dazu, alle Welt ist müßig, denn Niemand mag irgend Etwas unternehmen, da er nicht weiß, ob er noch über die nächste Stunde bestimmen

kann. Da giebts denn ein zweckloses Herumtreiben, ein langweiliges Hin und Hergehen, noch obendrein in einem sehr beschränkten Raume, denn man darf sich nicht entfernen, um die Ueberfahrt nicht zu verlieren. Die glänzendste Schönheit wird in der Oper nicht so sehnsuchtsvoll lorgnirt, als in solchen Fällen die Wetterfahne. Kurz, es ist eine sehr verdrießliche Existenz. Gegen Mitternacht endlich wurden wir davon erlößt, man holte uns ab, und noch etwa ein Dutzend andere reisende Herren und Damen, mit der Versicherung, der Wind wäre gut, wir würden in einer halben Stunde unter Segel gehen. Die übrigen Passagiers waren schon längst an Bord, um die bessern Plätze und Betten einzunehmen; wir hatten nichts davon erfahren und kümmerten uns auch wenig darum, weil wir die Sache uns nicht so dachten, wie wir sie später fanden.

So unbedeutend diese Seereise von wenig Stunden eigentlich ist, so wurde sie doch diesmal durch die Neben-Umstände so abentheuerlich, daß wir uns bei der Erzählung derselben ein wenig verweilen müssen. Schon der Weg zum Haven, wo wir uns einschiffen sollten, war sehr unangenehm; er ist ziemlich lang, schmal und uneben; ein Matrose lief mit einer einzi-

gen Laterne, die uns leuchten sollte, sehr schnell voraus; wir mußten folgen, so gut wir konnten, alle Augenblicke stießen wir an einander, oder die Bedienten, die unser Gepäck für die Nacht, Mäntel und dergleichen trugen, verloren etwas davon, dann gab's ein Stoßen und Suchen und Fluchen im Dunkeln, genug, dieß Vorspiel war schon nicht sehr geneigt, unsre Stimmung zu erheitern. Uns war, als giengen wir in ein Gefängniß, der Wiederschein des Lichts an den hohen Mauern der Wälle, die engen Pforten in denselben, durch welche wir zweimal gebückt kriechen mußten, (denn man fand es unnöthig, sie ganz zu öffnen,) die großen wilden Matrosen, die neben uns hergiengen, als ob sie uns bewachten, Alles mußte diese nicht erfreuliche Täuschung hervorbringen. Endlich waren wir am Haven, wo wir einem Munizipalitäts-Beamten, der in Uniform mit der dreifarbigen Schärpe da stand, unsere Pässe vorzeigen sollten. Hier überstieg nun die Unordnung, das Drängen und Stoßen und Schreien allen Begriff. Aus den übrigen Gasthöfen der Stadt waren noch eine Menge Fremder herzugekommen, die sich auch einschiffen wollten; in der Dunkelheit, im Gedränge, hatte Jeder die verloren, welche zu ihm gehörten und auf seinem Passe mit bezeichnet waren, und es dauerte lange, ehe man sich wieder zusammen

fand, dazu die Unbekanntschaft der vielen Engländer mit der französischen Sprache. Die Scene war für die Mitspielenden höchst unangenehm, aber für den bloßen Zuschauer mochte sie manches Komische haben, denn wir hörten mitten im Aerger rund um uns lachen und manche lustige Bemerkung.

Wir als Teutsche wurden bald sehr höflich von der Munizipalität ausgezeichnet; der Beamte sorgte sogar dafür, daß wir unbeschädigt die Leiter zum Schiffe herab kamen, während oben der Krieg mit den Engländern schon anzugehn schien. Mühsam stiegen wir herab; hin und wieder reichte uns ein englischer Matrose hülfreich die Hand, und verfolgte uns hernach mit Geschrei um Trinkgeld für die dabei gehabte Mühe. Auf dem Verdeck, auf der Treppe zur Kajüte war fürchterliches Gedränge und Lärmen; betäubt, getrennt von einander, taumelten wir in die Kajüte, wo wir das Ende unsrer Noth zu finden hofften; aber gleich beim Eintritte trat uns ein übelaussehender Mensch in einer Art Uniform entgegen und machte ohne Weiteres Anstalt uns die Taschen zu visitiren. Die Damen hatten Mühe ihm zu bedeuten, daß sie jetzt keine mehr trügen, die Herren musten sich der erniedrigenden Zeremonie unterwerfen. Mit wie guter

Art dies geschah, läßt sich denken; Alles wurde genau durchgesehn, jedes Portefeuille, jeder Arbeits-Beutel der Damen wurde geöffnet, um zu sehen, ob nicht versiegelte Briefe darinne wären. Voll Inngrimms standen wir Alle um den Zöllner versammelt; er ließ sich durch nichts stören, sondern versicherte bloß, er wär von der Policei. In einem der Damenbeutel fand er eine sehr schöne Dose, ohne Umstände nahm er eine Prise daraus, der Tabak war zum Glücke trocken; dieser Umstand führte auf einmal die gute Laune wieder bei uns ein, wir lachten Alle überlaut, und hustend und sprudelnd, die Augen voll Tabak, verfolgt von witzigen Einfällen, verließ endlich die Policei unsere Kajüte.

Endlich wurde Ruhe, die Ueberlästigen waren fort, und wir konnten um uns blicken und uns das Plätzchen aussuchen, wo wir den Ueberrest der Nacht hinbringen wollten. Diesmal aber war die Wahl schwer, denn es gab nichts zu wählen. In dem kleinen, auf englische Weise nett möblirten, mit einem dunkelgrünen Fußteppich versehnen Zimmerchen, stand in der Mitte ein kleiner runder Tisch mit einem Lichte darauf; zwei Herren saßen dabei und lasen eifrig in Voltaires Candide. In den zwei Seiten-Wän-

den waren acht hübsche, sehr elegante Betten angebracht, in jeder derselben viere, zwei unten und zwei oben drüber; in sieben von diesen Betten lagen Damen, die schon vor Sonnen-Untergang an Bord gekommen waren, im achten ein großer dicker Engländer mit pechschwarzen überhängenden Augenbraunen, der im tiefsten Schlaf versunken, fürchterlich schnarchte. Die wenigen Stühle, die noch Platz fanden, waren Alle eingenommen; viele Herren hatten sich aus ihren Mantelsäcken und Mänteln auf dem Fußboden ein Lager bereitet. Schon wollten wir ihrem Beispiel folgen, als ein Franzose uns seinen Feldstuhl abtrat, ein Engländer, des Lesens im Candide überdrüßig, gab seinen hölzernen Lehnstuhl her, weil er lieber auch auf der Erde liegen mochte; eine junge, wie es schien, auf Abentheuer ausgehende, Dame aus Brüssel, die in einem der Betten lag, bot uns eine ihrer Bettdecken an; wir ließen unsre Mäntel bringen, und richteten uns mit allen diesen, von so verschiedenen Nationen erborgten Dingen für die Reise ein, so bequem es gehen wollte. Auf dem Verdeck und im Raume herrschte fortdauernd Lärmen und Verwirrung, das Schiff war überfüllt mit Passagieren; der größte Theil derselben mußte in der kühlen, regnichten Mainacht oben auf dem Verdecke im Freien bleiben. Die

Kutsche des Sir C.... welche auf dem Verdecke stand, verengte noch mehr den an sich kleinen Raum; leider war sie verschlossen, sonst hätten wir lieber die Nacht in ihr zugebracht, als in der engen Kajüte. Sir C.... der von einer Consulsstelle noch vor Ausbruch des Krieges nach England zurückkehren wollte, hatte den Mittag so tapfer auf eine glückliche Reise getrunken, daß er unfähig ward sie anzutreten, obgleich seine Sachen schon am Bord waren. Er selbst blieb in Calais zurück und war gewiß bei seinem Erwachen sehr verwundert, sich dort als Kriegsgefangenen zu erblicken. Um zwei Uhr hieß es, wir giengen unter Segel, eigentlich aber lavirten wir, wie wir später erfuhren. Die Bewegung des Schiffs war unerträglich; Alles ward krank, nur nicht der immer lauter schnarchende Engländer. Die englischen Damen ächzten und schrieen in grellen, schneidenden Tönen nach dem Steward *), der ihnen hülfreiche Hand leisten sollte; ein Paar seekranke Möpse, die auch von der Gesellschaft waren, vermehrten eben nicht die Annehmlichkeit derselben. Alle Augenblicke kamen todtenbleiche Gestalten vom Verdeck in die Kajüte und warfen sich

*) So ruft man den Aufwärter der Kajüte, ein Matrose wie die andern.

auf den Boden, wo sie Platz fanden; die Luft war kaum mehr Luft zu nennen; das schwarze Loch von Kalkutta fiel uns unwillkührlich ein. Nichts Trostloseres giebts in der Welt, als die Seekrankheit; eine alle Kraft, alle Sinne lähmende Abspannung bemächtigt sich unser, der recht Seekranke kann kaum das Ertrinken mehr fürchten; nichts befördert so sehr, wie dieses Uebel, die philosophische Stimmung, in der uns Alles, Leben und Tod, gleichgültig ist. Wenn wir die Augen aufschlugen und die grüne Fußdecke der Kajüte langsam, langsam in die Höhe steigen, und dann eben so langsam wieder sinken sahen, ergriff uns ein Schwindel, ein schmerzender Krampf in der Brust, der mit keiner andern Empfindung sich vergleichen läßt. Geschloßne Augen und eine ganz regungslose Stellung, sind das einzige, wodurch man sich einige Erleichterung verschaffen kann. Wir waren bestimmt, diesmal uns keiner Ruhe zu erfreuen; ehe wir es dachten, erschien der Kapitän, unser gestrenger Gebieter unter uns. Er, der vorher, wie von unsrer Bequemlichkeit die Rede war, sich durchaus nicht blicken ließ, ward jetzt mit einem Male sichtbar; vermuthlich war er erst eben am Bord gekommen, wie wir aus dem, was später vorgieng, zu errathen glaubten; unbarmherzig zwang er Jeden von uns, er mochte noch so krank seyn,

ohne Unterschied des Standes und Geschlechts seinen Namen selbst aufzuschreiben, und ihm zwei Guineen Passage-Geld zu geben, obgleich der feste Preis sonst nur eine Guinee für die Person beträgt. Die kranken Damen reichten ihm ihre Börsen und ließen ihn nehmen was er wollte, die Herren fluchten und schalten. Ihm war Alles einerlei; den kranken Damen leuchtete er ins Gesicht und trieb allerhand ungesitteten Spaß, und an den ohnmächtigen Zorn der seekranken Herren kehrte er sich ebenfalls nicht. Solch ein kleiner Despot gebietet nun einmal uneingeschränkt auf seiner hölzernen Welt. Endlich entfernte er sich; wir hofften jetzt gewiß ruhig zu bleiben, als eine neue Scene neue Bewegung unter uns brachte. Ziemlich blaß und verstört, trat einer der englischen Herren, der auf dem Verdeck geblieben war, mit der tröstlichen Nachricht in die Kajüten-Thüre, daß wir in diesem Augenblick nach Calais zurück müßten: der Krieg sey declarirt, wir würden alle Kriegsgefangene; das französische Mailschiff und eine französische Fregatte segelten auf uns los. So mährchenhaft dieses auch klingen mochte, so gewaltig war dennoch der Eindruck, den es auf die Zuhörer machte. Es entstand ein Tumult ohne Gleichen. Die englischen Damen erhoben eine laute jämmerliche Wehklage, und behaupteten, auf diese

Weise konnten sie sich nicht von Alt-England, dem schönsten Lande der Welt, trennen; sie weinten, beteten, schrieen, bekamen Krämpfe; die armen seekranken Möpse wurden aus den Betten geworfen und erhoben auch auf ihre Weise eine laute Jammerklage. Einige der Herren zitterten und bebten und klagten mit den Damen um die Wette. Andre thaten heldenmäßig, und meinten, sie müßten auch dabei seyn, wenn wir genommen würden; Andere fluchten einige Dutzend God damm's hinter einander weg; die Kajüte füllte sich bis zum Erdrücken mit denen, die jetzt vom Verdeck herunter kamen und unsere Verfolger mit eignen Augen gesehen haben wollten. Dieser unbeschreiblich tumultuarische Zustand währte wohl eine Stunde. Wir konnten ihm für unsre Personen mit ziemlicher Gelassenheit zusehen und thaten es auch. Endlich kam eine andere Nachricht, und Alles schöpfte freien Athem. Keine französische Fregatte segelte hinter uns her, wohl aber das mit uns zugleich ausgesegelte französische Mailschiff und eine Menge Böte, welche unsre Helden in der Eil für die Fregatte gehalten hatten. Wir waren noch gar nicht weit von Calais entfernt; das Ganze war augenscheinlich eine Betrügerei, die beide Schiffer unter einander verabredeten, und wir mußten so lange vor dem Haven herum laviren, damit sie sie ausführen konnten, wel-

ches auf folgende Weise geschah. So wie das französische Mailschiff aus dem Haven war, trat der Kapitän unter seine Passagiere, die ihm schon seine zwei Guineen für die Person ebenfalls hatten zahlen müssen. Er sagte ihnen, er habe diesen Augenblick erfahren, der Krieg sey erklärt, er könne jetzt nicht auf Dover und müsse zurück nach Calais. Den größtentheils englischen Passagieren blieb nun die traurige Alternative, entweder zurück nach Calais zu gehn und vielleicht Jahre lang von ihrem Vaterlande getrennt zu bleiben, oder mit Zurücklassung ihres Gepäcks kleine Böte, die auch gleich zur Hand waren, zu besteigen, und sich so an unser englisches Schiff bringen zu lassen. Natürlich wählten alle englischen Passagiere das Letztere. Ihre Lage war wirklich traurig, es waren viel Frauenzimmer und Kinder dabei; in der Verwirrung und Dunkelheit konnten sie fast nichts mitnehmen, und mußten sich so den Wellen, dem Regen, der kalten Nachtluft in offnen Böten aussetzen. Das Heruntersteigen von ihrem Schiffe, das Hinaufklimmen an dem unsrigen aus den, von den Wellen umhergetriebnen schwankenden Böten, auf einer perpendiculär an den Seiten des Schiffes herabhängenden Strickleiter, in der Dunkelheit, in der allgemeinen Verwirrung, war für die Frauen und die Kinder keine Kleinigkeit und es ist unbegreiflich, wie es

zugieng, daß kein Mensch dabei verunglückte. Niemand, wes Alters noch Geschlechts, wurde in die Böte gelassen, der nicht eine Guinee bezahlte, Niemand für weniger als zwei Guineen ins Schiff aufgenommen. Es waren Familien von mehrern Personen darunter, die solange auf dem festen Land von ihrer Arbeit gelebt hatten; diesen kostete diese unglückliche Reise zwanzig und mehr Guineen, eine Ausgabe, die wohl nur Wenigen gleichgültig seyn konnte; obendrein hatten sie auf jenem Schiffe all ihr Gepäck zurück lassen müssen, und kamen so vielleicht um den größten Theil ihres Eigenthums. Unser Kapitän, nur bedacht auf seinen Raub, nahm auf keine Vorstellung Rücksicht. Es thut uns sehr leid, den Namen dieses Ehrenmannes nicht genau zu wissen, er verdiente bekannt zu werden.

Die neuen Ankömmlinge mußten größtentheils auf dem Verdeck bleiben, einige wurden im Raume untergebracht, die Kajüte war längst zum Ersticken vollgepfropft von Menschen, kaum daß ein Paar kleine halb erfrorne Mädchen noch von uns aufgenommen werden konnten, die andern Kinder hörten wir draußen weinen. Mit den Neuangekommenen waren wir jetzt nahe an zweihundert Menschen auf einem Schiffe, wo kaum

funfzig erträglich Platz finden konnten. Der Aufenthalt in der Kajüte war höchst unangenehm, die Luft kaum mehr zu athmen, ans Herauskommen war nicht zu denken; denn Alles, Treppen, Gang und Verdeck lag voll von Menschen. Der Kranken wurden immer mehr, vielleicht war auch unsere Existenz auf dem überladenen Schiffe nicht ohne Gefahr; so viel ist gewiß, daß bei irgend einem plötzlichen Zufall, aus Mangel an Platz an kein Manövriren der Matrosen zu denken gewesen wäre. Der Morgen brach endlich über allem diesem herein, glücklicher Weise bließ ein frischer Wind in unsre Segel. Die Fahrt gieng jetzt schnell von statten, um zwei Uhr Nachmittags waren wir in Dover, wo wir Alle ermattet, geisterbleich ans Land stiegen. War es aus Müdigkeit, oder weil wir uns Alle noch krank fühlten, oder war es Freude die Reise überwunden zu haben, genug, es dachte Niemand daran, den Schiffs-Kapitän vor Gericht zur Rechenschaft zu ziehen, wie er es wohl verdient hätte.

7.

London.

Von welcher Seite man auch diese Stadt betreten mag, immer glaubt man schon lange in ihrer Mitte zu seyn, ehe man noch ihre Gränzen erreichte. Keine der größten Städte Europas, nicht Wien, nicht Berlin, selbst nicht Paris, kündigt sich aus der Ferne so imposant an. Häuser reihen sich an Häuser, durch fast unbemerkbare Zwischenräume in verschiedene Flecken, Städtchen und Dörfer abgetheilt, Alle scheinen zu einem Ganzen vereint, Alle vergrößern ins Ungeheuere die Stadt, welche ohnehin in ihrem eigentlichen Bezirke, bei verhältnißmäßiger Breite sieben englische, oder fast anderthalb teutsche Meilen lang ist. Schöne, breite Heerstraßen führen von allen Seiten hinein. Sie sind auch außer den Städten und Flecken, mehrere Stunden weit von der Stadt, mit Laternen besetzt. Ein ewiges Gewühl von Wagen und Reitern, verkündigt dem Fremden schon von ferne, daß er dem Wohnorte von fast einer Million Menschen sich nähert.

Von Shooters-Hill, einer 26 englische Meilen von London entfernten Anhöhe, erblickten wir zuerst London, lang sich hindehnend an den Ufern der königlichen, mit Schiffen bedeckten Themse. Hoch in die Lüfte sahen wir St. Pauls wunderbaren Dom sich erheben, weiter zurück den schönen gothischen Doppelthurm der Westminster-Abtei, daneben noch die Thürme von weit über hundert andern Kirchen. Es war ein schöner heiterer Tag; aber der aus so vielen Kaminen ewig aufsteigende Steinkohlen-Dampf, ließ uns die Gegenstände nur wie durch einen Flor erblicken.

Schnell rollten wir hin auf dem prächtigen Wege, und glaubten, wie alle Fremde, lange schon am Ziele zu seyn, ehe wir es erreichten. Endlich sahen wir die Themse vor uns. Die schöne Black-friars Brücke führte uns hinüber, und nun erst waren wir in London. Betäubt von dem Gewühle rund um uns her, erreichten wir das nicht weit von der Brücke entlegene York-Hotel, wo wir für's Erste abstiegen, um späterhin mit Bequemlichkeit eine stillere Wohnung in einem Privathause zu wählen.

London, in aller seiner Größe, seiner Pracht, und seiner Individualität ganz zu schildern, ist ein

Unternehmen, dem wir uns nicht gewachsen fühlen, auch wäre es nach so vielen, zum Theil trefflichen Vorgängern ein sehr überflüssiges. Nur was wir während unsers Aufenthaltes einzeln sahen und aufzeichneten, können wir dem Leser hier geben. Kleinere Züge wollen wir zu dem großen Gemälde liefern, welches Andere vor uns schufen. Der Gegenstand ist bedeutend genug, um auch in sonst weniger beachteten Details interessant zu erscheinen.

* * *

Ein Gang durch die Straßen der Londoner City.

Man erzählt von einem der unzähligen kleinen Souverains des weiland heiligen Römischen Reichs; er habe, da er spät Abends in London seinen Einzug hielt, geglaubt, die Stadt sey ihm zu Ehren illuminirt. Wäre er bei Tage durch die volkreichsten Straßen der City, etwa durch Ludgate-Hill, oder den Strand gekommen, er hätte eben so leicht wähnen können, ein allgemeiner gefährlicher Aufruhr setze die Einwohner Alle in Bewegung. Niemand, der es nicht mit seinen Augen sah, kann sich einen Begriff machen von dem ewigen Rollen der Fuhrwerke aller

Art in der Mitte des Weges, von dem Wogen und Treiben der Fußgänger auf den, an beiden Seiten der Straßen hinlaufenden, etwas erhöhten Trottoirs. Nicht die Leipziger Oster-Messe, nicht Wien, selbst nicht Paris können hier zum Vergleiche dienen. Dennoch geht es sich nirgends besser zu Fuß als in London, sobald man sich in die Art und Weise der Eingebornen finden gelernt hat. Dies gewährt den Fremden, besonders den reisenden Damen einen großen Vortheil, um Alles zu sehen und zu bemerken. Wenn man, wie in andern großen Städten, immer in seinem Wagen festgebannt bleiben muß, und keinen Schritt gehen kann, lernt man den Ort kaum zur Hälfte kennen; auf den schönen Quadersteinen der Trottoirs aber geht es sich vortrefflich, selbst wenn das Wetter auch nicht ganz günstig wäre. In den Hauptstraßen sind sie breit genug, um sechs, acht und mehr Personen bequem neben einander hinwandeln zu lassen; in den engen winklichen Gassen der eigentlichen City ist's freilich nicht so bequem, weil die Fußpfade dort auch schmäler seyn müssen. Fremde kommen indessen wenig in jene, einem Ameisenhaufen ähnlichen Stadtviertel, wo Handel und Wandel so ganz im eigentlichsten Ernste ihr Wesen treiben, und Mode und Luxus noch wenig Eingang fanden. Die prächtigen Läden, die

Ausstellungen aller Art trifft man größtentheils in den breiten Straßen, welche gleichsam das Mittel halten zwischen der arbeitsamen City und dem vornehmern, nur genießenden Theile der Stadt. Die Gewohnheit der Engländer, immer zur rechten Hand den Entgegenkommenden auszuweichen, erleichtert das Gehen sehr, und verhindert fast alles Stoßen und Drängen. Den Damen läßt man immer die Seite nach den Häusern zu, sie mag zur rechten oder linken Hand stehen. Anfangs kommt es der Fremden wunderlich vor, wenn der sie führende Londoner, so oft man eine Straße durchkreuzt, ihren Arm los läßt, und hinter ihr weg auf die andere Seite tritt; doch gar bald wird man von dem Nutzen dieser National-Höflichkeit überzeugt. Auf dem Mittelwege, wo Hunderte von Wagen sich ewig durchkreuzen, ist freilich die Ordnung nicht so leicht erhalten, als auf den Fußpfaden. So breit die Fahrwege auch im Durchschnitte sind, so entsteht dennoch oft eine Stockung, die mehrere Minuten dauert, und durch die Mannichfaltigkeit der Wagen, der Pferde, der Beweglichkeit des Ganzen einen recht interessanten Anblick gewährt, wenn man dem Lärme gelassen aus dem Fenster zusehen kann.

Eilfhundert Miethwagen stehen den ganzen Tag auf dazu angewiesenen Plätzen bereit, und dennoch ist's oft unmöglich einen zu finden, wenn man ihn eben braucht. Die Italiener selbst fürchten vielleicht den Regen nicht so sehr, als die Londoner; naß werden ist ihnen eine schreckliche Idee; sobald nur ein Paar Tropfen vom Himmel fallen, eilt Alles, was keinen Regenschirm führt, sich in eine Kutsche zu bergen. Im Hui sind dann alle Wagen verschwunden, und man findet selbst jene große Anzahl noch bei weitem nicht zulänglich. Die Fiackers sehen im Durchschnitte recht anständig aus, und würden in Teutschland noch immer als stattliche Equipagen paradiren; nur das Stroh, womit der Fußboden belegt ist, macht sie unangenehm. Die Pferde sind in unbegreiflich gutem Zustande, wenn man bedenkt, daß sie täglich über zwölf Stunden auf dem Pflaster bleiben. Auch werden sie möglichst gut verpflegt; so wie sie einen ruhigen Augenblick haben, bindet ihnen der sorgsame Kutscher einen langen, schmalen, genau um den Kopf passenden Beutel voll Hafers um, aus welchem sie sich gütlich thun. Die Polizei hält strenge Aufsicht über die Fiacker; alle sind numerirt. Wehe dem Kutscher, der sich beigehen ließe, die festgesetzten sehr billigen Preise zu überschreiten, oder sonst auf irgend eine Weise sich

gegen die ihm vorgeschriebenen Gesetze aufzulehnen; jeder vorübergehende, der Sache kundige Engländer, wird dann sein Richter, und hält streng auf die einmal festgesetzte Ordnung. Zu jeder Stunde der Nacht kann man sich einem Fiacker sicher anvertrauen, wäre man auch ganz allein, und trüge man auch noch so viel Geld oder Juwelen bei sich, wenn nur Jemand aus dem Hause, wo man einsteigt, die Nummer des Wagens so bemerkt, daß es der Kutscher gewahr wird.

Von der Pracht der Läden und Magazine ist schon vielleicht zum Ueberfluß viel geschrieben. Wahr ist's, nichts setzt den Fremden mehr in Erstaunen, als der Reichthum und die Eleganz derselben. Die kostbaren glänzenden Ausstellungen der Silberarbeiten, die schönen Drappirungen, in welchen die Kaufleute, die mit Musselinen und andern Zeuchen handeln, ihre Waaren hinter großen Spiegelfenstern dem Publikum zeigen, der feenhafte Schimmer der Glas-Magazine, Alles blendet und reizt. Aber auch viel geringere Gegenstände werden auf eine, dem Auge gefällige Weise zum Verkaufe ausgestellt. Die Kerzengießer z. B., wissen ihre Lichter recht zierlich hinter den Fenstern aufzuputzen. Die Apotheker, hier Chymisten genannt,

verzieren ihre Läden mit großen gläsernen Vasen, angefüllt mit Spiritus oder Wassern, in allen möglichen schönen und glänzenden Farben; dazwischen prangen große künstliche Blumensträuße. Abends, wenn hinter allen diesen farbigen Gläsern Lampen brennen, schimmern diese Läden wie Aladdins Zauber-Grotte. Nichts Lockenderes kann man sehen, als einen der vielen großen Obstläden, in welchen alle Früchte aller Jahreszeiten und Zonen, von der königlichen Ananas bis zum kleinen sibirischen Staudenapfel, in zierlichen Körben, mit Blumen und Orangerie geschmückt, prangen. Die Kuchenläden, in welchen es Ton ist, Morgens einzusprechen, und einige kleine Törtchen heiß von der Pfanne weg, zum Frühstück einzunehmen, präsentiren sich auch recht hübsch. Alles was Kuchenbecker und Conditoren nur erfanden, steht, lockend angerichtet, auf schneeweiß behangenen Tischen, dazwischen Blumen, Gelees, Eis, Liqueurs, Dragées von allen Farben und Arten in zierlichen Krystall-Vasen. Bald fesseln uns wieder die Kupferstichläden, in welchen täglich neue Gegenstände dargeboten werden, oft wahre Kunstwerke, öfterer Erguß satyrischer Laune, oder Porträte berühmter Menschen, auch wohl Thiere, wie es kommt. Immer umlagert ein Kreis Neugieriger diese Fenster. Fast ist's unmöglich vorbeizugehen, ohne we-

nigstens einige Augenblicke von der Schaulust fest gehalten zu werden. Die Magazine der Buchhändler gewähren ebenfalls täglich neuen Genuß. Bald sind's Neuigkeiten, bald schöne Prachtausgaben älterer Schriftsteller, bald kostbare Kupferwerke, die man ungehindert betrachten kann. Andere Kaufleute, sogenannte Stationers, die mit allen möglichen, zum Schreiben und Zeichnen brauchbaren Dingen handeln, zeigen täglich tausend neue, uns Teutschen fast unbekannte Pappenarbeiten, Verzierungen, Kupferstiche, Vergoldungen und dergleichen; wieder andere haben in ihren Läden Brieftaschen, nichts als Brieftaschen, von der riesenmäßigsten Mappe an, bis zum winzig kleinen zierlichen Nécessaire. Dazwischen flimmern Magazine, wo die herrlichsten Stahlarbeiten im Sonnenglanze das Auge blenden. Die Miniaturmaler stellen ihre, oft sehr schönen Arbeiten dem Publikum vors Auge; gewöhnlich sind's sehr ähnliche Porträts bekannter Personen, Schauspieler und Redner, um die Lust zu erwecken, auch sein eigenes werthes Ich so täuschend vervielfacht zu sehen.

Schon der Anblick der vielen Inschriften unterhält, welche an den Häusern mit vollkommen schön gezogenen goldnen Buchstaben glänzen. Welche Menge Be-

dürfnisse, die der genügsame Teutsche kaum kennt, werden hier als unentbehrlich ausgeboten! Besonders fällt es auf, daß die königliche Familie so viel Kaufleute und Handwerker beschäftigt. Aber jeder derselben, bei dem einmal zufällig für ein Mitglied des königlichen Hauses gekauft wird, jeder Schuster oder Schneider, der einmal so glücklich war, für einen Prinzen einen Stich zu thun, hat das Recht, sich auf der Inschrift seines Hauses dessen zu rühmen, und die Gunst des Augenblicks für dauernd auszugeben. So prangt denn auch der Name eines, mit allerhand Arkanen Handelnden auf der Inschrift seines Hauses am Strand mit dem prächtigen Titel: Bug-destroyer to Her Majesty, the Queen; Wanzenvertilger ihrer Majestät der Königin. Gewiß ein Titel, der noch auf keiner Hofliste gefunden ward!

Wunderbar abstechend ist der Kontrast, wenn man aus dem Gewühl der City in den andern Theil der Stadt tritt. Hier deutet Alles auf bequemes, ruhiges Genießen; kein rauschender Erwerb; kein Gedränge der arbeitenden Menge. Alles hat Zeit, Alles scheint einzig bedacht, diese auf's angenehmste hinzubringen. Die Magazine und Läden bieten dar, was nur der raffinirteste Luxus verlangt, weit theurer als in der

City, aber auch schöner, moderner, eleganter. Der Schuhmacher in der City verkauft z. B. seine Waaren im Laden hübsch aufgeputzt, und nimmt in seiner, an denselben stoßenden, reinlich möblirten Stube das Maas, wenns verlangt wird; in Bond Street aber wird man in ein elegantes, mit Divan, köstlichen Lampen und seidnen Gardinen geschmücktes Boudoir zu diesem Zweck geführt, und schwerlich würde der Artist einen Fuß berühren, der nicht aus einer Equipage gestiegen wäre. Dafür kostet aber auch sein Kunstwerk zwei Guineen. Nach diesem Maasstabe geht Alles. Nichts ist schöner als die großen Plätze in diesem Theile von London; zwar umgeben sie keine Paläste, denn deren giebts ohnehin hier wenige, aber schöne große Häuser, Alles glänzend rein, Alles solid prächtig. Dazu die hübschen Boskets in der Mitte der Plätze, zu welchen jeder Bewohner der umliegenden Häuser für eine Guinee einen Schlüssel haben kann. Glänzende Equipagen rollen, Mohren, bunte Livreen, geputzte Herren und Damen beleben die Trottoirs, ohne Gedränge, ohne Lärm. Der Fremde aber kehrt bald gern zurück aus diesem vornehmen Quartiere, wo es, wie überall in der großen Welt zugeht, und sucht das neue, sonst nirgends gesehene Leben der eigentlichen Stadt London auf.

Bettler.

Von eigentlichen Bettlern wird man in Londons Straßen wenig gewahr, doch wissen die Armen auf mannichfaltige Weise dennoch die Wohlthätigkeit anzuregen. So sahen wir oft zwei Matrosen, einem fehlte ein Bein, dem andern ein Arm; auf einander gestützt schwankten sie durch die Straßen, indem sie mit lauter Stimme nach einer wilden klagenden Melodie eine Art Ballade sangen, die die Geschichte ihrer Leiden enthielt. Mitleidig weilte John Bull bei ihrem Klagliede, und belohnte es gern mit einigen Pennys. An den Kreuzwegen wo man, um in eine andere Straße zu gelangen, die Trottoirs verlassen, und über den Fahrweg gehen muß, stehen immer Leute, die geschäftig einen reinlichen Fußpfad kehren, der freilich alle Augenblicke durch darüber hinrollende Wagen wieder zerstört wird. Bescheiden wagen sie wohl zuweilen die Frage: ob man nicht einige einzelne Pfennige führe? und man giebt ihnen auch ohne diese gern. An weniger betretenen Plätzen, besonders im ruhigen Theile der Stadt, sieht man oft Männer, die mit Kreide auf den breiten Quadersteinen der Trottoirs wunderschöne kolossale Buchstaben malen, Namen, Sentenzen,

Sprüche aus der Bibel. Der Vorübergehende steht still, bewundert ihre Kunst und belohnt sie unaufgefordert mit einer kleinen Gabe. Unbegreiflich war es uns immer, wie Leute, die eine so schöne Hand schreiben, so tief in Armuth versinken können. Auf dem festen Lande müßte jeder dieser Bettler als Schreibemeister oder Schreiber eine reichliche Existenz finden, denn es ist unmöglich etwas Vollkommneres in seiner Art zu sehen, als diese Schrift. Vor allen diesen merkwürdig aber erschien uns eine Bettlerin, der wir täglich in den volkreichsten Straßen der City begegneten. Man hielt sie allgemein für eine durch verschuldete und unverschuldete Unglücksfälle so tief gesunkene Schwester der berühmten Schauspielerin Siddons, wenigstens trug sie eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dieser in ihren Zügen. Dieselbe hohe edle Gestalt, derselbe Adel im Blick und Miene, nur älter, blaß und wie versteinert durch lange Gewohnheit des Unglücks. Niemand beschuldigte Mad. Siddons der Härte gegen ihre unglückliche Schwester, denn Alle, die sie für solche ausgaben, fügten hinzu: sie nähme nichts von ihr an, und wolle nun einmal so bloß von fremdem Mitleid ihr Leben fristen. Oft begegnete uns diese wunderbare Frau. Sie trug immer einen schwarz seidnen Hut, der nicht so tief ins Gesicht gieng, daß man nicht des-

sen Züge hätte bemerken können; ein grün wollnes Kleid, eine schneeweiße große Schürze und ein eben solches Halstuch. Schweigend, mit stolzem Ernst, wandelt sie, gestützt auf zwei Krücken, langsam durch die Menge, ungehindert. Jedermann weicht ihr mit einer Art Ehrfurcht aus, und ehrt in ihr die Heiligkeit eines großen, ungekannten Unglücks. Sie fordert nicht, sie bittet nicht, aber reichliche Gaben werden ihr dennoch von allen Seiten geboten, jeder fühlt sich gezwungen, getrieben, ihr zu geben. Man möchte ihr danken, daß sie die gebotne Gabe nur nimmt. Sie dankt nicht; mit dem Anstande einer Königin nimmt sie das Dargebotene und wandelt stumm weiter, wie ein Geist. Die bildende Kunst hat sich diese auffallende, große Gestalt, diesen weiblichen Belisar, möchten wir sagen, oft zum Vorbild gewählt. In allen Kupferstich-Magazinen, bei allen Ausstellungen der Maler, findet man ihr sprechend ähnliches Bild; denn diese Züge drücken sich leicht der Fantasie ein. Neben ihrem Bilde hieng gewöhnlich das Bild eines schönen jungen Landmädchens. Einsam an einen Baum oder Fels gelehnt, stand es da, ländlich und einfach gekleidet, in jugendlichen Schmerz versunken. In verschiedener Größe und Manier unzähligemal wiederholt, fanden wir überall dieselben Züge dargestellt;

dieselbe Einfachheit in Kleidung, Gebärde und Stellung. Und immer auf unsre Frage an die Umstehenden, „wen stellt das Bild vor?" dieselbe Antwort: das schöne Mädchen von Winandermere. Mehr konnten wir in London nicht erfahren. Später wurden wir mit der Geschichte dieser Unglücklichen bekannter. Der Leser erlaube uns, sie hier einzuschalten. Freundlich kehre er auf einige Augenblicke mit uns zurück, nach dem schönen See von Westmoreland, und verzeihe uns, daß wir auf kurze Zeit die glänzende Hauptstadt verlassen, um ihn unter das niedere Dach des Landmanns, zu dessen Leiden und Freuden zu führen.

Das schöne Mädchen von Winandermere.

Aus Schottland, dem schönen Lande schwermüthiger Lieder, wo noch immer Ossians Name, seine Töne zu der Gälischen Harfe erklingen, kehrten wir zurück.*) Unfern dem Städtchen Amblesibe in Westmoreland kamen wir durch eine Gegend, die uns wie ein Model der Hochlande erschien. Alles war hier wie dort,

*) S. Band I.

nur in sehr verjüngtem Maasstabe, als wäre es dazu gemacht, der verwöhnten, vornehmen Welt eine Idee von einer Gebirgsgegend zu geben. Felsen, eben hoch und steil genug, um einem eleganten Herren und einer Dame in engen Schuhen das Gehen recht sauer zu machen; dabei kleine spiegelhelle Seen und die lieblichsten Thäler, die man wünschen kann. Das Städtchen Amblesid e liegt auf einer Höhe, die von allen Seiten schöne Aussichten gewährt, aber vor Allen entzückend ist die, welche bei'm Herabsehen nach Lowood sich nach und nach den Blicken entfaltet. Vor uns breitete sich der schöne See Winandermere aus, der Leser kennt ihn aus unsern frühern Erzählungen, ihn und seine grünenden Inseln, die Berge und Wälder, die ihn bekränzen. Hart an seinen Ufern liegt der sehr gute Gasthof von Lowood, wo wir zu verweilen beschlossen.

Den Abend wandelten wir, begleitet von unsrer guten Wirthin und ihrer artigen, aufblühenden Tochter weit hin am Ufer des Sees. Die sinkende Sonne streute ihr Gold auf Wellen und Flur, Alles schwomm in überirdischem Schimmer. Von Curwens Insel, der größten des Sees, die diesen Namen von ihrem Bewohner trägt, schallte Musik; eine fröhliche Gesell-

schaft in einer der hübschen Gondeln, welche die Insel umschwimmen, zog goldige Furchen durch den stillen See; große Forellen, die hier ganz eigen zu Hause sind, sprangen plätschernd empor, ihre glänzenden Schuppen schimmerten blitzend im Abendstrahl. Wir konnten dieses Schauspiels nicht müde werden, und giengen lange schweigend hin an der Seite unsrer Gefährtinnen. Plötzlich verließen uns diese, und eilten zu einem netten, kleinen Hause, nahe am Ufer; wir folgten ihnen. Vor dem Hause breitete sich nach englischer Sitte eine kleine Wiese, von einem weißen, zierlichen Geländer umgeben, wie ein Teppich aus. Ein junges Mädchen erhob sich langsam aus einer Laube, nahe am Hause, näherte sich der Einfassung, und reichte schweigend unsern Begleiterinnen die Hand. Auch sie schwiegen, es war, als ob ihnen das Herz zu voll wäre zum Sprechen. Uns war es unmöglich, diese Stille zu unterbrechen; staunend konnten wir nur die schöne Gestalt des Mädchens betrachten, die uns bekannt erschien, aber vergebens strebten wir uns zu erinnern, wo wir diese Züge früher gesehen haben konnten. Blendend weiß, hätte man dies himmlische Gesicht, ohne die dunkeln blauen Augen, für eine Marmorbüste halten können, eine Thräne funkelte in der Abendsonne an den langen seidnen Wimpern, man

sah, diese Augen waren des Weinens gewohnt, sie schienen an Glanze dadurch zu gewinnen. Den lieblichen Mund umschwebte ein halb schmerzliches, halb freundliches Lächeln. So wie dieses Mädchen dachte sich Shakespeare einst die Geduld auf einem Grabmahle, lächelnd dem Gram *) Ihre Kleidung, durchaus nach Art der englischen Bäuerinnen gemacht, war fast ärmlich. Ein langes, offnes Kleid, hinten hoch aufgesteckt, von grauem Serge, darunter ein schwarzer Rock, die große Schürze und das Halstuch von blendend weißem Nesseltuch; das war ihr ganzer Putz. Die nußbraunen Locken flatterten frei im Abendwinde um das holde Gesicht, denn sie trug den Hut, ohne welchen keine Engländerin sich im Freien sehen läßt, am Arme hängend. Nach einer, durch keinen Laut unterbrochenen Pause, schied sie von den beiden Nachbarinnen mit einem Händedrucke, von uns mit einem anständigen Gruße, und kehrte in die dämmernde Laube zurück. Wer ist das? fragten wir unsre Wirthin, uns

*) She nevertold her woe
but let concealmennt like a worm in the bud
feedon her damask cheek. — — —
She sat like patience on a monument,
Smiling at grief.

dünkt, wir kennen dies Mädchen. Sie selbst sahen Sie wohl nie, war die von einem Seufzer begleitete Antwort, denn sie blieb immer in unsern Bergen. Von ihr gehört aber haben Sie gewiß, vielleicht sahen Sie ihr Bild in London, wo es, wie wir hören, überall zu sehen ist. Zu ihrem Unglück ist die Arme nur zu bekannt, man nannte sie das schöne Mädchen von Winandermere.

So hatten wir sie denn gesehen, und schöner bei weitem, als alle Gemälde, die Künstler oder unsre Fantasie von ihr bildeten. Wir zürnten uns selbst, daß wir sie nicht gleich erkannten, aber in dem Moment, wo wir sie sahen, waren wir zu sehr von der schönen Erscheinung hingerissen, und konnten nur sehen. Wir erfuhren nun ihre Geschichte und geben sie hier treu wieder.

Mollys Aeltern (Molly heißt das schöne Mädchen) lebten lange in dem kleinen Hause. Es war eine Art Gasthof, zu klein, um vornehme Reisende zu beherbergen, aber der müde Wanderer fand darin eine freundliche Aufnahme, und die Nachbarn versammelten sich gern Sonntags bei Mollys Aeltern, die man überall als rechtliche Leute kannte und liebte. Die

Lakes waren nicht immer besucht wie jetzt, denn keine große Straße führt durch diese Gegend, deren Bewohner nur vom Landbau, und dem Ertrag des Sees leben. Unbekannt mit der übrigen Welt, reich in ihrer Armuth, lebten sie in diesem ungekannten Winkel der großen Insel, fromm, einfach und arbeitsam ein stilles genußvolles Leben. Nur durch die Zeitungen erfuhren sie etwas von dem großen Treiben jenseits ihrer Berge, tranken die Gesundheit König Georgs und der königlichen Familie, und bekümmerten sich übrigens weder um die Freuden noch Leiden der ihnen unbekannten Welt. Da führte das Schicksal einen reisenden Schriftsteller, begleitet von einem Landschaftszeichner, in dieses, bis jetzt nur von den nächsten Nachbarn gekannte Paradies. Beide reis'ten um zu beschreiben, und fanden hier eine reichliche Aerndte. Die ganze Gegend durchstreiften sie, zeichneten auf, was sie sahen, und machten in London ihre Bemerkungen durch Druck und Stich bekannt. Ihre Arbeit erregte Aufsehn. Allmählich ward es Mode, Lustreisen nach den Lakes zu unternehmen. Jährlich mehrte sich die Zahl der dorthin Wallfahrtenden, es erschienen neue Beschreibungen, Kupferstiche, Itineraires ohne Zahl. Eigne Führer meldeten sich, um die Reisenden durch die schönsten Gegenden zu geleiten. Große Gasthöfe entstanden, versehen mit

Allem, was verwöhnter Luxus fordern kann. Die ehemals so einfachen Bewohner des Landes nahmen an Reichthume zu, aber nicht an Glück, sie wurden Mode und modisch zugleich. Die Gegend blieb schön wie zuvor, aber ihr höchster Reiz, das Gefühl des stillen Glücks, welches sonst den einsamen Wandrer ergreifen mußte, so wie er sie betrat, gieng im Geräusche verloren.

Diese Veränderung traf mit Mollys früher Kindheit zusammen; sie wuchs unter dem zunehmenden Gedränge der Fremden vollends heran; ihre Aeltern waren mit den übrigen Bewohnern des Landes wohlhabender geworden. Dennoch blieb ihre Wirthschaft noch immer beschränkt, ihre Wohnung zu klein, um Reisende über Nacht zu beherbergen, und ihr Hauptgeschäfte, Landbau und Fischerei. Mollys wunderbar aufblühende Schönheit konnte nicht unbemerkt bleiben. Bald war des Reitens und Fahrens kein Ende, Alles kehrte wenigstens auf ein Paar Stunden in dem kleinen Hause ein. Bescheiden, anspruchslos, bediente Molly die Gäste ihres Vaters. Der Engel der Unschuld wachte über sie und verklärte ihre Gestalt. Das Laster verstummte vor ihrem Anblicke, keine Schmeichelei machte auf ihr Herz Eindruck, ihr Gemüth blieb makellos wie ihre

Schönheit und ihre Sitten. Der Ruf des schönen Mädchens von Winandermere erscholl bis in die Hauptstadt. Verschiedene Maler kamen nach einander, um ihr Porträt zu malen. Molly widerstrebte erröthend, und gab nur dem Befehl der Mutter nach, die, eitel auf ihre Tochter, sich eben so sehr ihrer Celebrität als ihrer Schönheit erfreute, und oft im Stillen auf beide große Pläne für die Zukunft baute.

Eines Abends ziemlich spät, hielt vor dem Hause von Mollys Aeltern in einem, mit zwei schönen Pferden bespannten Whiskey ein Fremder. Er war ohne alle Begleitung, sein Bedienter war unterweges krank zurückgeblieben, sagte er. Er selbst war nicht ganz wohl, seine Pferde ermüdet, er scheute das Geräusch der großen Gasthöfe, bat so lange, bat so sehr, bis Mollys Aeltern eine Ausnahme von ihrer gewohnten Regel machten, und ihm ein kleines Zimmer in ihrem Hause für die Nacht einräumten. Ein schöner Mann in den Dreißigen, trug er die englische Uniform und nannte sich Obrist Belton. Den folgenden Morgen wollte er abreisen; es war ihm unmöglich, auch an keinem von vielen folgenden Morgen konnte er sich losreißen, so fest er sich's auch an jedem Abend vorgenommen hatte, täglich mußte er einen

Vorwand ersinnen, um zu bleiben. Mollys Nähe, ihre unwiderstehliche Schönheit, ihre himmlische Unschuld hielten ihn an diesen Boden festgebannt, der ihm heilig dünkte, weil ihr Fuß ihn betrat. Hier in dieser Hütte gieng ihm das Glück auf, er hatte zwar gelebt, aber nie geliebt. Wie er entdeckte, auch Molly theile sein Gefühl, denn wie konnte diese reine arglose Seele sich verbergen? da vergaß er die ganze übrige Welt. In einer einsamen Stunde wagte er es, sie an sein hochklopfendes Herz zu drücken, und ihr seine heiße Liebe zu bekennen. Die reizende Verwirrung des schönen Mädchens, ihr Erröthen, zuletzt ihre Thränen und die mit der Einfalt eines Kindes herausgestammelte Bitte: sie nicht unglücklich zu machen, überströmten ihn mit Entzücken. In der Laube, wo wir später Molly trauernd sitzen sahen, trat er mit ihr vor die Aeltern, und bat die Staunenden um die Hand der Tochter. Mit Freudenthränen willigte die Mutter ein. Der Vater wagte einige Bedenklichkeiten, wünschte Erkundigungen einzuziehen, aber die Beredsamkeit seiner Frau übertönte seine Stimme, ein Blick auf Molly, die mit dem reinsten Ausdruck der Liebe vor ihm stand, überstimmte seine Vernunft. Belton betrieb nun Alles mit der ungeduldigsten Eile. Aus freiem Willen erbot er sich, für's erste die Tochter nicht

von den Aeltern zu trennen, und miethete eine kleine Wohnung in ihrer Nähe. Aus London verschrieb er tausend, zum Theil kostbare Kleinigkeiten, die Geliebte seiner Seele damit zu schmücken und zu erfreuen. Diese Sachen kamen unter seiner Addresse an, übrigens aber erhielt er nie Briefe und schrieb auch keine. Sein unterwegs krank gewordener Bediente kam nicht; er schien sich von der ganzen Welt losgerissen zu haben, um nur für Molly zu leben. Den einzigen Pfarrer von Ambleside ausgenommen, vermied er alle andere Bekanntschaft, sowohl mit Einheimischen als mit Fremden. Sein Daseyn schien freilich räthselhaft, aber sein offnes Benehmen im gewöhnlichen Leben und seine innige Liebe zu Molly verscheuchten jeden Argwohn. Ohnehin ist man ja in England nachsichtiger gegen Sonderlinge, als anderswo, weil man ihrer gewohnter ist. Das liebende Paar ward, wenige Tage nach jener Erklärung in der Laube, zu Amblesside in der Kirche öffentlich getraut. Wie die christliche Gemeinde flüsterte, sich wunderte, die Köpfe zusammen steckte, mag Jeder sich selbst ausmalen. Molly stand im städtischen Schmuck, schöner als je, vor dem Altar, der Neid mußte in Bewunderung sich wandeln. Das Anspruchlose ihrer, sich immer gleichbleibenden Freundlichkeit, gewann bald die Gemüther

wieder, und man vergab ihr das große Glück, eine Lady zu seyn, weil sie es so demüthig trug. Das liebende Paar verlebte einige Monate, die keine Beschreibung zu erreichen vermag. Der Obrist war trunken von Seeligkeit, Molly lebte nur in seinen Blikken, ihre Talente, ihr leicht empfänglicher Geist traten täglich heller ans Licht, er war ein sehr gebildeter Mann, unterrichtete die Geliebte, und sie lernte wie man lernt, wenn man liebt; sie ergriff seine Lehre fast, ehe er ihr Worte gab. Der Reiz ländlicher Einfachheit blieb ihr, aber erhoben, verschönt durch Cultur, wie sie die höhern Stände in Städten gewöhnlich nur erlangen.

Der Herbst nahte. Molly überkam jetzt oft ein beängstendes Gefühl, bange Ahnungen ergriffen sie, wenn sie allein war, doch die Nähe des Geliebten verscheuchte solche schnell. An seine Brust gelehnt, seufzte sie oft: ich sterbe gewiß bald, denn ich bin zu glücklich, und hörte dann gern sich über diesen Trübsinn von ihm gescholten. Sie hatte das Leben lieb, wie alle Glücklichen. Auch den Obrist sah man oft sinnend am Ufer des Sees, im matten Herbststrahl die erbleichenden, jetzt einsamen Gefilde durchstreifen. So waren beide Liebende jetzt trübe gestimmt, wenn sie auch nur

für Momente getrennt waren; doch bei'm Wiedersehn gieng einem in des andern Auge die Sonne des Glücks wieder auf.

Eines Abends war der Obrist in Amblefide bei'm Pfarrer. Molly saß im väterlichen Hause mit der Mutter am Kamin und studierte zum Klang der Guitarre ein Liedchen ein. Sie wollte den geliebten Lehrer bei seiner Heimkunft damit erfreuen. Da fuhr ein Wagen vor, eine junge Dame, groß, stattlich, von fremdem Ansehen trat ins Zimmer. Wo ist Obrist Belton? fragte sie herrschend bei'm Eintritt. Bei'm Pfarrer in Amblefide, erwiederte höflich, obgleich etwas empfindlich, die ihr entgegentretende Hausfrau; hier aber, auf Molly zeigend, ist seine Gemahlin, meine Tochter. Seine Gemahlin? seine Gemahlin? wiederholte mit zornigem Lachen die Fremde, warf aus den schwarzen blitzenden Augen einen zerschmetternden Blick auf die geisterbleiche Molly, eilte zurück in den Wagen und fuhr davon, indem sie dem Postillon zurief: nach Amblefide zum Pfarrer! Halb entseelt saß Molly da; die Guitarre war ins Feuer gefallen, starr sah sie zu, wie sie hell aufflammte; ihrer ahnungsvollen Seele war es, als sähe sie alles Glück ihres Lebens sich auflösen in Rauch.

Die Nacht vergieng, der Obrist kam nicht, Molly war in unbeschreiblicher Angst. Schweigend harrte sie des Sturms, den ihr ängstlich klopfendes Herz nur zu treu weissagte. Die Mutter versuchte umsonst tausend nichtige Beruhigungs-Gründe. Der Vater eilte, sobald es tagte, hinauf nach Ambleside zum Pfarrer.

Hier fand er seinen Schwiegersohn in Verhaft und erfuhr von dem theilnehmenden Freunde das traurige Geschick der geliebten unglücklichen Tochter. Der Obrist war nicht, wofür er sich ausgab, war nicht Obrist, nicht einmal Offizier, sein eigentlicher Name Hatfield, und die fremde Dame eine Portugiesin von guter Familie, seine heimlich verlassene Gattin, ihm in Lissabon feierlich angetraut. Welche Anklage! welche Nachricht für das Herz des Vaters! Im ersten Schmerz fluchte er dem Ungeheuer, das mit überdachter Bosheit die Unschuld an sein schuldbeladenes Daseyn geknüpft, und Jammer in die friedliche Hütte getragen hatte. Und wer, der diese Geschichte liest, theilte nicht für den Augenblick dies Gefühl des unglücklichen Vaters! Dennoch läßt sich manches zur Milderung harter Urtheile über den unglücklichen Hatfield sagen. Haß des Verbrechens verleitet leicht zur

Schonungslosigkeit gegen Unglückliche. Oft glitten diese und fielen, weil das Schicksal sie auf Klippen stellte, die selten ein menschlicher Fuß berührt, ohne von Schwindel in den Abgrund gezogen zu werden. Giebt uns unser gutes Glück solchen Gefahren nicht Preis, dankbar sollten wir es erkennen, und anstatt ungehört den Stab über ihn zu brechen, dem Unglücklichen unser Mitleid nicht versagen, und ihn sondern von seiner That.

Wir erzählen, was wir später von Hatfield's Geschichte erfuhren, vielleicht versetzt es den Leser in diese mildere Stimmung.

Hatfield, ein junger lebhafter Mann, reich an angebornen und erworbenen Talenten, arm an Vermögen, konnte die beschränkte Lage nicht ertragen, in welcher das Schicksal ihn geboren werden ließ. Er versuchte es mit der Welt, sie war ihm nicht ungünstig, aber sein ungemäßigtes Streben, weiter zu kommen, ließ ihn nirgends festen Fuß fassen. Nach mannichfaltigen Schicksalen kam er nach Lissabon. Hier schien ihm ein dauerndes Glück zu blühen. Schön, jung, liebenswürdig, fesselte er die Aufmerksamkeit und bald das Herz einer reichen, jungen Wittwe. Er

ward ihr Gemahl, und verlebte einige glückliche Tage im Genuß alles dessen, was eine schöne liebende Frau und ein großes unabhängiges Vermögen unter jenem südlichen Himmel nur gewähren können. Dankbar war er seiner Gemahlin ergeben, aber die glühende Liebe, die in ihrer Brust mit wilder Flamme brannte, erwärmte nicht sein Herz. Dies ward ihr bald als Kälte fühlbar, sie ahnete eine Nebenbuhlerin. Wüthende Eifersucht bemächtigte sich ihrer, um so quälender, da sie keinen bestimmten Gegenstand derselben finden konnte. In steter Unruhe beobachtete sie jede Miene, jede Bewegung des Gatten. Das Leben ward jetzt dem unglücklichen Paare zur Hölle. Obgleich er im Aeußern dem Cult des Landes, in welchem er lebte, folgen mußte, hielt er doch wie alle Engländer, fest an den Lehren der bischöflichen Kirche, und als seine Gemahlin, ermuntert durch ihren Beichtvater jedes Mittel anwandte, ihn zum Uebergange zu ihrer Religion zu bringen, konnte Hatfield dies Elend länger nicht tragen. Er verließ seine Gattin heimlich, sie und alle ihre Schätze, bis auf eine, für ihren Reichthum unbedeutende Summe, die er mitnahm, um fürs erste davon zu leben. Ein segelfertiges Schiff trug ihn nach England zurück. In Lissabon hatte er den englischen Obrist Belton kennen gelernt, welcher zu eben der

Zeit von dort nach Ostindien reis'te. Um unerkannt zu bleiben, nahm er dessen Namen und Titel an, und war leichtsinnig genug, diesen auch in England fortzuführen. Bald nach seiner Ankunft verließ er London wieder, um in irgend einem Winkel Großbritanniens unerkannt verborgen zu leben. Am See Winandermere fand er Molly. Wie er sie liebte, wissen wir. Diese Liebe blendete ihn gegen alle Gefahr, er hoffte, das Schicksal würde mild gegen ihn seyn um dieses Engels willen, er hoffte — was hoffen Liebende nicht?

Die Portugiesin entdeckte bald seine Flucht. Rache glühend, zerrissen in ihrem Innern von Liebe, Eifersucht, Verzweiflung, bewegte sie Himmel und Erde, um Hatfield's Aufenthalt zu entdecken. Sie erfuhr, daß zur nämlichen Zeit, da der ihr wohlbekannte Obrist Belton nach Indien schiffte, ein zweiter Obrist Belton nach London gesegelt war. Nur zu richtig errieth sie, wer dieser wäre, und folgte ihm, so eilig sie konnte. Der englischen Sprache war sie mächtig, denn ihre Mutter war eine Irrländerin. In der ungeheuern Stadt London verlor sie Hatfield's Spur, vielleicht hätte sie dieselbe nie wieder gefunden, aber das Ungefähr wollte es, daß sie in einem Laden ein für ihn bestimmtes Packet Waaren mit seiner Addresse lie-

gen sah. Der Kaufmann erzählte ihr dabei: dieser Herr wäre seit kurzem der Gatte des berühmten Mädchens von Winandermere. Mehr brauchte es nicht, um sie mit Sturmes Eile zu jenem Schutzorte beglückter Liebe zu führen.

So wie sie in Amblesibe ankam, eilte sie zum Pfarrer; ungemeldet trat sie ins Zimmer, sah ihren Ungetreuen zum Marmorbild bei ihrem Anblick erstarren. Ohne ein Wort zu sagen, eilte sie fort, rief die Gerechtigkeit um Hülfe an, und noch denselben Abend ward Hatfield verhaftet. Sie wußte nicht, was sie that. Sie hoffte auf diese Weise das Band zu zerreißen, das ihn an Molly knüpfte, und brachte die Gefahr eines schimpflichen Todes über sein noch immer geliebtes Haupt. Der Pfarrer erklärte ihr die Folgen ihres Verfahrens. In wilder Verzweiflung versuchte sie nun Alles, den Geliebten wieder zu befreien; umsonst, er ward, ohne sie wieder zu sehen, nach Lancaster geführt, wo bald die vierteljährige Gerichtssitzung gehalten werden sollte. Sie hoffte ihn zu retten, wenn sie die Anklage nicht fortsetzte. Vergebens, die Beweise ihrer Vermählung waren in den Händen der Richter. Endlich entfloh sie, wie sie gekommen war; ihr Schicksal verliert sich ins Dunkle, man weiß nicht, was aus ihr ward.

Hatfield wäre vielleicht der Strafe der Polygamie entgangen; denn seine erste Ehe war nicht nach dem Ritus der englischen Kirche, sondern nach katholischer Weise gefeiert, und also nach englischen Gesetzen ungültig. Aber ein anderer weit wichtigerer Punkt der Anklage war der, daß er eines Andern Namen angenommen, ihn unterzeichnet, sich darunter trauen lassen, ja sogar das Privilegium englischer Offiziere, Briefe und Packete postfrei zu erhalten, gemißbraucht hatte. Sein Proceß dauerte lange, lange schwebte ein entehrender Tod über sein, wenn auch schuldiges, dennoch beklagenswerthes Haupt. In stiller Verzweiflung erwartete er sein Schicksal. Endlich ward er schuldig befunden, und mußte dem Gesetz zum Opfer fallen. Resignirt und muthig starb er.

Mollys Vater war bei seiner Zuhausekunft von Amblesibe zu erschüttert, ja zu erzürnt, um das furchtbare Geheimniß lange zu verbergen. Wer dürfte es wagen, Mollys Zustand bei dessen Enthüllung zu schildern? Die Natur, immer gütig gegen ihre Kinder, nahm ihr, was jetzt ihre größte Qual seyn mußte, das Bewustseyn. Monate lang lag sie in dumpfem Hinbrüten, und kämpfte gefühllos den schweren Kampf des Lebens mit dem Tode. Das Leben siegte, körper-

lich genaß sie, doch Hatfield's Schicksal war schon entschieden, er nicht mehr unter den Lebendigen.

Wie sie dem Krankenlager entstiegen und wieder zu Kräften gekommen war, packte sie alles zusammen, was auf ihre kurze Standes-Erhöhung Bezug haben konnte. Still kehrte sie zurück zu ihrer ländlichen Tracht, ward wieder die emsige Gehülfin ihrer Aeltern, die demüthige Dienerin der bei ihnen einkehrenden Gäste. Diese strömten im darauf folgenden Sommer, eben dem, in welchem wir dort waren, in größerer Anzahl als jemals herbei. Neugier, Schadenfreude und vielleicht verächtliche, auf Mollys Unglück gegründete, Hoffnungen lockten sie. Aber Molly wandelt unter ihnen wie ein Wesen aus einer andern Welt, still, ernst, aufmerksam gegen Jeden, spricht sie nur genau wenn, und was sie muß. Niemanden war wohl in ihrer Nähe. Die Leichtsinnigen entflohen, die Bessern schieden mit innigem Mitleid. Und so wandelt sie noch am Ufer des schönen Sees, keine Klage kommt über ihre Lippe, aber ihr Auge, hoffnungslos für diese Welt, blickt sehnend und hoffend nach einer andern.

So weit die Geschichte der armen Molly. Hoffentlich bereut der Leser nicht, einige Augenblicke der Erzählung ihres traurigen Geschicks geopfert zu haben. Wir führen ihn jetzt zurück zur großen Stadt, wo neben der höchsten Pracht leider oft nicht minderer Schmerz wohnt, als am stillen See von Winandermere.

Wohnungen in London.

Eigentlich wohnt man im Durchschnitte in London nicht sonderlich. Da der Eigenthümer eines Hauses sich hier großer Vorzüge im bürgerlichen Leben zu erfreuen hat, so strebt jeder eins zu besitzen. Daraus entsteht denn, daß London fast aus lauter kleinen Häusern zusammengesetzt ist. Wer auch kein eigentliches Haus hat, will doch für sich allein wohnen, dies verengt den Platz ungemein. In Paris möchte man sagen, schweben vier Städte über einander, in London macht Jeder Anspruch an sein Plätzchen auf Gottes Erdboden, und nur fremde, einzelne Personen oder in ihren Mitteln sehr beschränkte Familien bewohnen Etagen, die dann auch freilich bei der Kleinheit der Häuser wenig Bequemlichkeit darbieten. An eine Suite mehrerer Zimmer ist in gewöhnlichen bürgerlichen Häu-

fern nicht zu denken; selten daß man zwei an einander stoßende findet, selbst in denen der reichen Kaufleute. Ueberall enge Treppen, wenige und kleine Zimmer. Die Küchen- und Bedienten-Zimmer in den Souterrains, die Thüren alle auffallend enge und hoch, sowohl die Hausthüren, als die in den Zimmern. Jene sehen bei größern Gebäuden oft nur wie eine enge Spalte aus, in diesen findet man fast niemals Flügelthüren. Auch die Fenster sind schmal und in großen Zwischenräumen angebracht. Die schönen Teppiche aber, die selbst bei wohlhabenden Handwerkern nicht allein die Fußböden der Zimmer, sondern auch Treppen und Vorplätze bedecken, die zierlichen Möbeln, das schöne Mahagoniholz mit feinem bescheidnen Glanze, die Reinlichkeit überall, geben diesen kleinen Wohnungen einen eignen Reiz. Alles sieht sauber, bequem, elegant aus, und ist es auch. Die Kamine, die oft mit Marmor, Stahlarbeiten, und dergleichen geschmückt sind, dienen zu keiner geringen Zierde der Zimmer; schöne Vasen von Wedgwoods Fabrik, und krystallene Candelabers zieren den Sims, der stählerne Rost, in welchem das Feuer brennt, Zange, Schaufel und alles Metall-Geräth glänzen hell polirt; Kupferstiche schmücken die Wände, schöne Vorhänge die Fenster. Nichts in der Welt ist gemüthlicher, als ein englisches

Wohnzimmer. Das Schlafzimmer kann selten viel mehr als ein Bett fassen. Die englischen Bettstellen sind alle sehr groß, drei Personen fänden bequem darin Platz, auch ist's allgemein Sitte, nicht allein zu schlafen, Schwestern, Freundinnen, theilen ohne Umstände das Bett mit einander, und fast jede Frau nimmt in Abwesenheit ihres Mannes eins ihrer Kinder, oder im Nothfall sogar das Dienstmädchen mit sich zu Bette. Federdecken sind ganz unbekannt, nicht so Unterbetten von Federn; seit einigen Jahren kommen diese sehr in Gebrauch, doch sind Matrazzen gewöhnlicher. Betten ohne Gardinen, so wie Zimmer ohne Teppiche kennt nur die bitterste Armuth.

Lebensweise.

Der größte, fleißigste Theil von Londons Bewohnern, der Handwerker und Ladenhändler (beide werden hier zu einer Klasse gerechnet) führt im Ganzen ein trauriges Leben. Die großen Abgaben, die Theurung aller Bedürfnisse, die durch den einmal herrschenden Luxus in Kleidung und dergleichen, ins Unendliche vermehrt sind, zwingt sie zu einer großen Frugalität, die in andern Ländern fast Aermlichkeit heißen würde. Ewig in den Laden und die daran stoßende, oft ziem-

lich dunkle Hinterstube gebannt, müssen sie fast jedem Vergnügen entsagen. Die Theater sind ihnen zu entlegen, meistens zu kostbar, kaum daß die Frau eines wohlhabenden Kaufmanns dieser letzten Klasse, zweimal im Jahre hinkommt. Ins Freie kommen sie fast gar nicht; mehrere versicherten uns, sie hätten seit zehn Jahren keine andern Bäume, als die von St. James-Park gesehen. Die Woche über dürfen sie von Morgens neun Uhr bis Mitternacht den Laden fast gar nicht verlassen; dieser ist sehr oft das Departement der Frau, und der Mann sitzt dann in dem oben erwähnten Hinterzimmer und führt die Rechnungen. Sonntags sind freilich alle Laden geschlossen, aber die Theater auch, und da alle Untergebene an diesem Tage die Freiheit verlangen, auszugehen, so muß die Frau vom Hause es hüten. Der größere wirkliche Kaufmann führt ein nicht viel tröstlicheres Leben. Auch er muß in gesellschaftlichen und öffentlichen Vergnügungen, weit hinter den reichen Kaufmanns-Häusern von Hamburg oder Leipzig zurück stehen. Doch liegt das wohl auch zum Theil an der Landesart. Die Frauen lieben mehr häusliche Zurückgezogenheit, sie sind an das rauschende Leben, an die vielen großen Zirkel nicht gewöhnt. Sie wollen ihre Ruhe, Ordnung und Gleichförmigkeit in ihrem Hause nicht derangiren. Die Männer hingegen,

suchen nach vollbrachten Geschäften die Freude gern auswärts, in Kaffeehäusern und Tavernen. Die Familien der meisten wohlhabenden Kaufleute wohnen den größten Theil des Jahres, oft das ganze Jahr durch, auf dem Lande in sehr zierlichen, größern oder kleinern Landhäusern, die sie Cottages, Hütten, nennen, obgleich sie diesen Namen nicht verdienen. Hier genießen sie die freie Luft, halten gute Nachbarschaft, und erfreuen sich ganz gelassen und anständig, vielleicht etwas langweilig des Lebens, während das Haupt der Familie den Tag in London auf seinem Comtoir zubringt, und sich dann Abends in ein Paar Stunden auf den herrlichen Wegen zu Pferde oder Wagen zu den Seinigen begiebt.

Von der Lebensweise der Großen und Vornehmen läßt sich nichts sagen; diese gehören in keinem Lande zur Nation, sondern sind sich überall gleich, in Rußland wie in Frankreich, in England, wie in Teutschland. Auch ist von dem Luxus, den sie, besonders auf dieser Insel, auf's höchste gesteigert haben, von der Art und Weise, wie sie Jahres- und Tages-Zeiten durcheinander wirren, schon von Andern so viel geschrieben, als man in unserm Vaterlande zu wissen braucht. Wir wollen also jetzt davon schweigen, und nur, wenn

sich die Gelegenheit dazu künftig darbietet, im Vorübergehen das vielleicht Nöthige erwähnen. Unser Streben auf Reisen gieng immer dahin, die Landessitte der eigentlichen Nation kennen zu lernen; diese muß man aber weder zu hoch noch zu tief suchen. Nur im Mittelstande ist sie noch zu finden.

Ein Tag in London.

Wer spät zu Bette geht, steht spät auf, das ist in der Regel; daher hat die goldne Morgenstunde nirgend weniger Verehrer als in London, wo doch sonst das Gold nicht zu geringe geachtet wird. Vor neun Uhr wirds nicht Tag. Anständig gekleidet, versammelt sich dann die Familie in dem zum Frühstück bestimmten Zimmer, die Herren in Stiefeln und Ueberröcken, die Damen unbeschreiblich reizend gekleidet, schneeweiß, verhüllt bis ans Kinn, mit zierlichen Häubchen. Das Negligée ist der Triumph der Engländerinnen; mit der geschmackvollsten Einfachheit vereinigt es die höchste Eleganz; der volle Anzug hingegen fällt oft steif und überladen aus. Nichts Einladenderes giebt's in der Welt als ein englisches Familien-Frühstück, auch wird die dabei hingebrachte Stunde durchaus für die angenehmste des

ganzen Tages gehalten, und man verlängert sie gern. Auf dem hellpolirten, stählernen Roste lodert die stille Flamme des Steinkohlenfeuers, selbst im Sommer, wenn das Wetter feucht ist. Das elegante Theegeräthe steht in zierlicher Ordnung, auf dem schneeweiß bedeckten Tische, daneben frische, ungesalzene, in Wasser schwimmende Butter, das weißeste Brod von der Welt, Zwieback, Honig, hartgekochte Eier, Marmelade von Pomeranzen und eine Art warmer, mit Butter bestrichner Semmel (Hotrolls) heiße Rollen genannt. Die Toasts, Brodschnitte, welche von beiden Seiten mit Butter bestrichen, langsam am Feuer rösten, stehen in einem dazu verfertigten, silbernen Gestell im Kamin, der Theekessel braust und siedet gesellig daneben. Mit allem diesem wäre aber dennoch das Frühstück ohne die neuesten Zeitungsblätter sehr unvollständig, sie sind ein Hauptstück dabei. Ein selten vermißtes Stück des teutschen Frühstücks, die Tabaks-Pfeife, ist, zum Lobe der Londoner sey's gesagt, bei ihnen ganz verbannt; dies schmuzige Vergnügen wird der letzten Klasse des Volks überlassen, höchstens ergötzt sich noch zuweilen ein alter ausgedienter Seemann, oder ein kaum halbcivilisirter Landjunker in seinen einsamen vier Pfählen daran. Die Dame des Hauses bereitet den Thee, zwar viel umständlicher, aber

auch viel besser als wir. Die Tassen werden erst sorgfältig mit heißem Wasser ausgewärmt, der Thee abgemessen, das heiße Wasser nach gewissen Regeln darauf gegossen, und um für alle diese Mühe den gehörigen Ruhm zu ärndten, wird der Reihe nach gefragt: ob der Thee nach Jedes Wunsch gerathen sey? Alles geschieht langsam und mit einer feierlichen Ruhe, welche die Engländer gern ihren Mahlzeiten geben, denn sie mögen dabei keine andern Gedanken aufkommen lassen, außer den des gegenwärtigen Genusses. Nur die Zeitungsblätter machen bei'm Frühstücke hievon eine Ausnahme, und Herren und Damen beschäftigen sich eifrig damit, denn nicht nur politische Neuigkeiten werden darin aufgetischt, auch Theater- und Familien-Nachrichten, und vor Allem die neuesten Stadtgeschichten, frohe und traurige, erbauliche und skandalöse, wahre, halbwahre und ganz erdichtete, Alles wird gelesen, Alles wird besprochen. Daß bei solchen Quellen das Gespräch seltner stockt, als sonst wohl geschieht, ist natürlich. Nach dem Frühstück begeben sich die Männer an ihr Geschäft, in's Comtoir, oder wohin ihr Beruf sie treibt. So viel möglich wird den Vormittag über alle Arbeit abgethan, und trotz des späten Anfangs ist er lang genug dazu. Nach Tische feiert Jeder gern, wenn ihn nicht gerade ein

hartes Schicksal zur Arbeit zwingt. Viele Herren besuchen bald nach dem Frühstück ihr gewohntes Kaffeehaus, wo sie einen großen Theil ihrer Geschäfte abthun; eine Menge Briefe aus der Stadt und andere Bestellungen harren dort schon ihrer, dorthin verlegen sie auch gewöhnlich ihre Zusammenkünfte mit Freunden, um über wichtige Dinge sich mündlich zu besprechen und Verabredungen zu treffen. Die Wirthin des Hauses nimmt auf ihrem erhöhten Sitz unten am Eingange Alles an, und bestellt es mit pünktlicher Treue an ihre Kunden, die sie Alle persönlich kennt, weil sie fast nie fehlen, sich zur nämlichen Stunde einzustellen. Diese Gewohnheit, sich täglich an einem bestimmten Orte finden zu lassen, ist in dieser ungeheuern Stadt von großem Nutzen; eine Menge unnützer Gänge und viel sonst verlorne Zeit werden dadurch erspart. Obendrein gewinnt der häusliche Friede dabei, denn nächst der fleckenlosen Reinheit ihres eignen Anzugs liegt einer Engländerin nichts so sehr am Herzen, als die ihres Hauses, ihrer Treppen, ihrer Fußteppiche und wie sehr ist für alles dies dadurch gesorgt, daß so manches außer dem Hause abgemacht wird, was sonst in demselben Unordnung oder doch wenigstens Unruhe erregen müßte! Die Ladies gehen nun auch an ihr Geschäft. Sie greifen zu den Mor-

genhüten, denn jede Tageszeit hat ihr eigenes Kostüm, und selbst im Wagen würde es auffallend erscheinen, wenn sich eine Dame in den Vormittagsstunden ohne Hut wollte sehen lassen. Wäre sie auch in siebenfache Schleier gehüllt, Alles würde sie anstarren, gleich etwas nie Gesehenen. Wollte sie es vollends wagen, ohne Hut selbst nur wenige Schritte, zu Fuß über die Straße zu gehen, sie wäre ganz verloren; unbarmherzig würde sie der Pöbel verfolgen, als hätte sie die größte Unanständigkeit begangen.

Wohlversehen also mit großen Hüten, mit Halstüchern, Shawls, wandern wir nun aus, denn die Mode will, daß man sich in den heißesten Stunden des Tages am sorgfältigsten verhülle. Visiten haben wir nicht viel zu machen, der Kreis unserer eigentlichen Bekannten ist klein, man schränkt sich zum nähern Umgange auf wenige Häuser ein, wie in allen großen Städten. Das Visitenwesen wird in London überdies fast immer mit Karten abgemacht. Indessen einen Wochenbesuch haben wir doch abzustatten, denn diese sind hier, wie überall, unerläßlich, nur werden sie später als in Teutschland angenommen. Wir finden die Dame in dem glänzenden Schlafzimmer. Vor Allem prunkt das große Bett. Die Kissen, die Decken, Alles

ist mit Spitzen und feiner Neharbeit verziert, in zierlichen Falten schwebt die weiße musselinene, mit grüner Seide gefütterte Drapperie vom thronartigen Baldachin herab, so daß man die schönen Säulen von Mahagoni oder anderm noch kostbarerm Holze, frei erblickt. Das Negligée der Dame ist über und über mit den theuersten Spitzen geschmückt und bekräuselt, Alles ist fein und erlesen, Alles zeigt Reichthum. Den Hauptgegenstand des Gesprächs gewährt die, auf einem Seitentisch ausgestellte, Garderobe des neuen Ankömmlings. Er selbst ist nicht sichtbar, sondern in der Kinderstube mit seiner Amme, denn das Selbststillen der vornehmeren Mütter ist in England nicht so allgemein, wie in Teutschland. Es giebt hier bedeutende Läden, wo nichts anders verkauft wird als Kinderzeug, und zwar zu sehr hohen Preisen. Alle die Waaren dieser Läden prunken dann in dem Wochenzimmer verschwenderisch aufgehäuft. Selbst ein großes Nadelkissen in der Mitte ist nicht zu vergessen, auf welchem man mit Stecknadeln von allen Größen, Muster steckt, die einer schönen reichen Silberstickerei gleichen. Wahrscheinlich werden alle diese Dinge selten oder nie gebraucht, denn sie sind ihrer Natur nach zu zart und vergänglich, sie dienen nur zum Prunke. Sind wir mit dem Besehen und Bewundern endlich fertig, so wandern wir weiter

a Shopping, dies heißt: wir kehren in zwanzig Läden ein, lassen uns tausend Dinge zeigen, an welchen uns nichts liegt, kehren Alles das unterst zu oberst, und gehen vielleicht am Ende davon, ohne etwas gekauft zu haben. Die Geduld, mit der die Kaufleute sich dieses Unwesen gefallen lassen, kann nicht genug bewundert werden, Keinem fällt es ein, nur eine verdrießliche Miene darüber zu zeigen. Sehr vornehme Damen fahren a Shopping. Ohne sich aus dem Wagen zu bemühen, lassen sie sich den halben Laden in die Kutsche bringen, zur großen Beschwerde der Kaufleute sowohl, als der Vorübergehenden auf dem Trottoir. Man erzählt, daß ein Trupp Matrosen, dem eine solche, mit offnem Schlage dastehende Equipage den Weg versperrte, ohne Umstände einer nach dem andern hindurch spazierte, indem sie der darin sitzenden Dame höflich guten Morgen boten. Die mannichfaltigen Ausstellungen von Kunstwerken sowohl, als von Naturseltenheiten bieten uns angenehme Ruhepunkte, wenn wir es endlich müde sind, die Kaufleute in Bewegung zu setzen. Später werden wir Gelegenheit nehmen, ausführlicher von diesen zu sprechen; hier gedenken wir ihrer nur, in so fern die Mode sie begünstigt, welche immer eine oder zwei davon ihres besondern Schutzes würdigt, wo man dann sicher seyn kann, immer elegante Gesellschaft zu

finden. Die jetzt zerstreute Shakespeare=Galerie gehörte einst zu diesen Lieblings=Morgenbesuchen. Alljährlich im Frühling wird eine Ausstellung von Gemälden lebender Meister im Palast von Sommerset veranstaltet, welche dann ebenfalls an bestimmten Tagen und Stunden allem, was nur auf Eleganz Anspruch macht, zum Versammlungsort dient. Die Promenade in St. James Park könnte auch eine Abwechselung gewähren, doch wird sie im Ganzen weniger besucht, so reizend sie auch ist. Zwar fehlt es nie an Spaziergängern darin, aber nur bei sehr seltenen Gelegenheiten findet man sie so bevölkert, wie es die Terrassen der Tuilerien alle Tage sind. Es giebt der müssigen Männer weit weniger in London, als in Paris. Die englischen Damen gehen nicht so viel aus, als die Pariserinnen, und wenn sie es thun, so ziehen sie eine Shopping party allen andern Promenaden vor. Die Kuchenläden, deren wir früher gedachten, liegen, gleich andern, frei und offenbar unten an der Straße; daher können Damen recht anständig allein dort einkehren. Nur in dem berühmtesten dieser Etablissements bei Mr. Birch, in der Nähe der Börse, geht dies nicht wohl an; hier kann man sich nicht ohne männliche Begleitung blicken lassen. Das nicht sehr geräumige Frühstückzimmer befindet sich hinten im Hause, am Ende eines langen

Ganges. Kein Strahl des Tageslichts wird darin geduldet, Wachskerzen erleuchten es, und wenn die Sonne draußen noch so hell schiene; die übrige Einrichtung des Zimmers ist anständig, ohne sich besonders auszuzeichnen. Immer findet man Gesellschaften von Herren und Damen darin, die gewöhnlich schweigend ihre Schildkröten-Suppe und ein Paar warme kleine Pastetchen verzehren. Weiter wird in diesem Hause nichts zubereitet; aber die Pastetchen sollen die besten in der ganzen Welt seyn, und nun vollends die Schildkröten-Suppe, darüber geht nichts. Nirgends weiß man sie so zu bereiten wie hier, so behaupten die Londoner. Uns aber kam die Gelassenheit, mit welcher die Herren und Damen das, von Madeira-Wein und Cayenne-Pfeffer glühende, uns Zunge und Gaumen verbrennende Gemengsel genossen, weit bewundernswerther vor, als die Suppe selbst. Der vorige Besitzer dieses Hauses, Mr. Horton, brachte indessen bloß mit diesen Pastetchen und der Suppe in nicht gar langer Zeit ein Vermögen von hundert tausend Pf. Sterl. zusammen, und sein jetziger Nachfolger, Mr. Birch ist auf gutem Wege es ihm nachzuthun. Dennoch sind die Preise in diesem Hause sehr billig und, wie überall, ein für allemal festgesetzt; was Jeder verzehrt, ist eine Kleinigkeit, aber die Menge der Verzehrenden giebt eine

ungeheuere Einnahme. Gegen 5 Uhr wird es Zeit nach Hause und an die nöthige Toilette vor Tische zu denken. Heute sind wir zu einem Diner geladen, aber wenn wir auch ganz en famille den Tag zu Hause zubrächten, so wäre es doch höchst unschicklich und bei gesunden Tagen unerhört, im Morgenkleide zu bleiben. Selbst die Männer ziehen den Börsen-Rock aus und mit ihm alle Gedanken an Geschäfte, um in einem elegantern Anzuge zu erscheinen. Schön und etwas steif geputzt fahren wir nun um halb sieben zum Mittagsessen. Gastfrei sind die Londoner eben nicht, sie scheuen nicht sowohl die große Theurung aller Dinge, als vielmehr die, hier von allen geselligen Zusammenkünften durchaus unzertrennliche Etikette, welche einen solchen Tag für die ohnehin Ruhe liebende Hausfrau zu einer schweren Last macht. Daher werden gewöhnlich solche Diners nur durch äußere Anlässe herbeigeführt, wie etwa die Gegenwart von Fremden, denen man eine Ehre anthun zu müssen glaubt. Sonst führt der Londoner seinen Freund lieber in eine Taverne, als daß er ihn bei sich aufnimmt, dort, tête à tête, oder in einem größern, doch immer geschloßnen Zirkel, thun sie sich bei Wein, Politik und lustigen Gesprächen gütlich. Zu Hause ängstigt sie die Gegenwart der Frauen, denen man zwar die größte Hochachtung im Aeußeren er-

weiset, aber ihnen auch, wie allen Respektspersonen, eben deshalb gern so viel möglich aus dem Wege geht. Doch wieder zu unserm Diner. In dem Besuchzimmer finden wir die Gesellschaft versammelt; es faßt höchstens zwölf bis vierzehn Personen. Nach den herkömmlichen Begrüßungs-Formeln nehmen die Damen zu beiden Seiten des Kamins in Lehnstühlen Platz, die Herren wärmen sich am Feuer, und nicht immer auf die schicklichste Weise. Schläfrig, einsylbig, langsam, wankt die Conversation zwischen Leben und Sterben, bis endlich der willkommene Ruf ins Speisezimmer ertönt. Dieses liegt oft eine Treppe höher oder niedriger als das Besuchzimmer, weil, wie wir schon früher bemerkten, die Wohnungen, selbst sehr reicher Leute, nichts weniger als geräumig und bequem sind. Die Tafel steht fertig servirt da, bis auf Gläser und Servietten. Erstere zieren den Schenktisch, letztere findet man nur in Häusern, welche auf fremde Sitten Anspruch machen, und deren giebt's nicht viele. Das Tischtuch hängt bis auf den Erdboden herab, und Jedermann nimmt es beim Niedersitzen auf's Knie, und handhabt es, wie bei uns die Serviette. Die Dame vom Hause thront in einem Lehnstuhl am obern Ende der Tafel, ihr Gemahl sitzt ihr gegenüber unten am Tisch, die Gäste nehmen auf gewöhnlichen Stühlen zu

beiden Seiten Platz, so viel möglichst in bunter Reihe, nach der Ordnung, die ihnen vom Herrn des Hauses vorgeschrieben wird. Alle Gerichte, welche zum ersten Gange gehören, stehn auf der Tafel. Die englische Kochkunst hat auch in Teutschland ihre Verehrer; wir gehören nicht dazu, uns graute vor dem blutigen Fleisch, vor den ohne alles Salz zubereiteten Fischen, vor dem in Wasser halbgar gekochten Gemüse, den Hasen und Rephühnern die, wie alle andre Braten, ungespickt, ohne alle Butter bloß in ihrer eignen Brühe zubereitet werden. Die Dame servirt die, reichlich mit Cayenne-Pfeffer gewürzte, übrigens ziemlich dünne Suppe, nachdem sie jeden Tischgenossen namentlich gefragt hat: ob er welche verlange? Des Fragens von Seiten der Wirthe und des Antwortens von Seiten der Gäste, ist an einem englischen Tische kein Ende. Eine große Verlegenheit für den fremden Gast, der wenn er auch der englischen Sprache sonst ziemlich mächtig ist, dennoch unmöglich alle diese technischen Ausdrücke wissen kann. Er muß Red' und Antwort von jeder Schüssel geben, ob er davon verlangt, ob viel oder wenig, mit Brühe oder ohne Brühe? welchen Theil vom Geflügel, vom Fisch, ob er es gern stärker oder weniger gebraten hat, eine Frage, die besonders oft die Fremden in Verlegenheit setzt, man sagt: much

done or little done, wörtlich übersetzt heißt das, viel gethan oder wenig gethan. Diese Fragen ertönen von allen Seiten des Tisches zugleich, denn ein Paar Hausfreunde helfen dem Herrn und der Frau vom Hause im Vorlegen der Schüsseln. Alle werden nach der Suppe zugleich servirt, nicht nach der Reihe, wie in Teutschland. Sie bestehen aus einem großen Seefisch, einem Lachs, Kabeliau, Steinbütte oder dergleichen, der, beim Kochen gesalzen, vortrefflich wäre, so aber dem Fremden fast ungenießbar bleibt, aus Puddingen, Gemüsen, Tarts und allen Gattungen von Fleisch und Geflügel, ohne Salz, Butter oder andre fremde Zuthat in eigner Brühe gedämpft, geröstet, gebraten, oder gekocht, nur der Pfeffer ist nicht daran gespart. Hat man über eine solche Schüssel einen dünnen, trocknen Butterteig gelegt, so beehrt man sie mit dem Titel einer Pastete. Die halbrohen Gemüse müssen ganz grün und frisch aussehen, erst bei der Tafel thut Jeder auf seinen Teller nach Belieben geschmolzene Butter daran. Kartoffeln fehlen bei keiner Mahlzeit, sie sind vortrefflich, bloß im Wasserdampf gekocht. Die Puddinge aller Art wären auch sehr gut, nur sind sie oft zu fett, fast nur aus Ochsenmark und dergleichen zusammengesetzt. Die Tarts, der Triumpf der englischen Kochkunst, bestehen aus halbreifem Obst, in Wasser ge-

kocht und mit einem Deckel von trocknem Teige versehen. Die Pickels, welche den Braten begleiten, eigentlich alle Arten Gemüse, Mais, unreife Wallnüsse, kleine Zwiebeln und dergleichen mit starkem Essig und vielem Gewürze eingemacht, sind vortrefflich. Mit diesen, so wie mit der Soja und andern pikanten Saucen, die hier im Großen fabrizirt und verkauft werden, treibt London einen großen Handel durch die halbe Welt. Diese Saucen, Senf, Oel und Essig stehen in zierlichen Platmenagen zum Gebrauch der Gäste da, so wie auch immer für zwei Personen ein Salzfaß. Der Salat wird von der Dame vom Hause über Tisch mit vieler Umständlichkeit bereitet und klein geschnitten; er besteht aus einer sehr zarten saftigen Art Lattich, dessen Blätter schmal, aber wohl eine halbe Elle lang sind; außer England sahen wir sie nirgends, dafür aber ist auch unser Kopfsalat dort unbekannt. Unermüdet bieten die Vorlegenden alle diese Dinge den Gästen an; dafür müssen diese wieder Alles pflichtschuldigst loben und versichern, sie hätten in ihrem Leben kein besser Kalb- oder Hammelfleisch gesehen, und es wäre auch Alles ganz vortrefflich zubereitet. Das Ceremoniel bei'm Trinken ist, besonders den fremden Damen, noch beschwerlicher und versetzt uns oft in wahre Noth. Da sitzen wir betäubt und ängstlich von

alle dem wunderlichen Wesen, plötzlich erhebt der Herr vom Hause seine Stimme und bittet eine Dame, und aus Höflichkeit die Fremde, zuerst um die Erlaubniß, ein Glas Wein mit ihr zu trinken, und zugleich zu bestimmen: ob sie weißen Lissaboner oder rothen Portwein vorziehe? Denn die französischen Weine, so wie der Rheinwein, kommen erst zum Nachtisch. Verlegen trifft man die Wahl und mit lauter Stimme wird nun dem Bedienten befohlen, zwei Gläser Wein von der bestimmten Sorte zu bringen, die übrigen Gäste sehen schweigend der Verhandlung zu. Zierlich sich gegen einander verneigend sprechen die beiden handelnden Personen wie im Chor. „Sir, Ihre gute Gesundheit, Madame, Ihre gute Gesundheit, trinken die Gläser aus und geben sie weg. Nach einer kleinen Weile tönt dieselbe Aufforderung von einer andern Stimme, dieselbe Ceremonie wird wiederholt, und immer wiederholt, bis jeder Herr mit jeder Dame, und jede Dame mit jedem Herrn wenigstens einmal die Reihe durchgemacht hat. Keine kleine Aufgabe für die, so des starken Weins ungewohnt sind. Abschlagen darf man es Niemanden, das wäre beleidigend; obendrein muß man noch mit dem ersten Glase den Wunsch für die Gesundheit jeder einzelnen Person an der Tafel wenigstens durch ein Kopfnicken andeuten und auch genau Acht

geben, ob Jemand der andern Gäste uns diese Ehre erzeigt. Es wäre die höchste Unschicklichkeit, wenn eine Dame unaufgefordert trinken wollte, sie muß warten, wäre sie auch noch so durstig, doch bleibt die Aufforderung selten lange aus. Auch die Herren müssen sich zu jedem Glase einen Gehülfen einladen, ein dritter hat aber die Erlaubniß sich mit anzuschließen, wenn er vorher geziemend darum anhält. So hat man denn mit Antworten auf die Einladungen zum Essen und Trinken, mit Gesundheit trinken, und mit Acht geben ob Niemand die Unsre trinkt, vollauf zu thun. Kein interessantes Tischgespräch kann aufkommen, es wird sogar für unschicklich gehalten, wenn Jemand den Versuch macht, eines aufzubringen; der Herr des Hauses fährt gleich mit der Bemerkung dazwischen, „Sir, Sie verlieren Ihr Mittagsessen, nach Tische wollen wir das abhandeln." Die Damen sprechen ohnehin nur das Nothwendigste aus lauter Bescheidenheit. Die Fremden können sich nicht genug vor zu großer Lebhaftigkeit des Gesprächs hüten, es gehört hier gar nicht viel dazu um für ungeheuer dreist — monstrous bold — zu gelten. Ist der erste beschwerliche Act des Essens überstanden, so wird der Tisch geleert, die Brodkrumen sorgfältig vom Tischtuch abgekehrt, und es erscheinen verschiedene Arten von Käse, Butter,

Radieschen und wieder Salat. Letzterer wird ohne alle Zubereitung bloß mit Salz zum Käse gegessen. Dieser Zwischenact dauert nicht lange, er macht einem zweiten Platz. Jeder Gast bekommt nun ein kleines, schön geschliffenes Krystallbecken voll Wasser zum Spülen der Zähne und Händewaschen, und eine kleine Serviette; man verfährt damit, als wäre man für sich allein zu Hause. Die ganze so beschäftigte Gesellschaft erinnerte uns oft an einen Kreis Tritonen, wie man sie Wasser speiend um Fontänen sitzen sieht. Die Damen ermangeln nicht, große Zierlichkeit im Abziehen der Ringe und Benetzen der Fingerspitzen anzubringen, die Herren gehen schon etwas dreister zu Werke. Nach dieser Reinigungs-Ceremonie ändert sich die ganze Decoration. Das Tischtuch, mit allem was darauf stand, verschwindet, und der schöne hellpolirte Tisch von Mahagonyholz glänzt uns entgegen. Jetzt werden Flaschen und Gläser vor dem Herrn des Hauses hingestellt, das Obst wird aufgetragen, und jeder Gast erhält ein kleines Couvert zum Dessert, ein Glas und ein kleines rothgewürfeltes oder auch ganz rothes, viereckigt zusammengelegtes Tuch. Dies aber darf man nicht entfalten, man benutzt es nur, das Glas darauf zu stellen. Das Obst wird nicht herumgereicht, sondern, wie vorher die andern Gerichte, vorgelegt, und mit vielen Fragen aus-

geboten. Es ist im Ganzen schlecht, sauer und halbreif. Haselnüsse, die Lieblingsfrucht der Engländer, welche sie Jahr aus Jahr ein knacken, fehlen nie dabei, süße Confituren und Bonbons sind wenig im Gebrauch. Jetzt fangen die Flaschen an die Hauptrolle zu spielen; jeder schiebt sie seinem Nachbar zu, nachdem er sich selbst etwas eingeschenkt hat, viel oder wenig, wie man will, nur leer darf das Glas nicht bleiben, und bei jedem Toast muß das Eingeschenkte ausgetrunken werden. Den Damen sieht man indessen durch die Finger, wenn sie bloß ein wenig nippen. Der Wirth bringt nun einige Toasts aus, er läßt seine Freunde leben, die sich denn wieder durch ein Gegencompliment an ihm und der Dame vom Hause revangiren; die königliche Familie wird nie bei dieser Gelegenheit vergessen. Einige der Gäste geben Sentiments zum Besten, das heißt, kurze Sätze, die zuweilen auf die Damen Bezug haben, z. B., merit to win a heart and sense to keep it (Verdienst ein Herz zu gewinnen, und Verstand um es zu behalten). Alle diese Gesundheiten werden mit lauter Stimme von Jedem bei'm Trinken wiederholt. Diese Gesundheiten, Ermunterungen zum Trinken, Ermahnungen die Flasche weiter zu schieben, sind alles, was man jetzt hört. Bald nachdem man dem König die gebührende Ehre

erzeigt hat, erhebt sich die Dame des Hauses aus ihrem Lehnsessel; mit einer kleinen Verbeugung giebt sie den übrigen Damen das Signal, Alle erheben sich und trippeln sittsamlich hinter ihrer Führerin zur Thür hinaus. *) Jetzt wird's den Herren leichter um's Herz, aller Zwang ist nun verbannt, sie bleiben unter sich allein, bei Wein, Politik und manchem derben Spaß, den sie während unsrer Gegenwart mühsam zurückhalten mußten. Ihr lautes Sprechen und Lachen verkündet jetzt dem ganzen Hause, daß ihnen gar wohl zu Muthe sey. Wir aber, wir Armen, was wird aus uns? Da sitzen wir wieder am Kamin und sehen uns an und gähnen mit geschlossenem Munde! Nicht einmal Kaffee giebt es, um uns einigermaßen munter zu erhalten, Handarbeit in Gesellschaft wäre auch unerhört, der gegenseitige Anzug ist leider zu bald durchgemustert. In der trostlosesten Stimmung sitzen wir und sind allesammt des Lebens herzlich müde. Wie gern schliefen wir ein! Aber das schickt sich nicht. Endlich ist eine Stunde so jämmerlich hingeschlichen. Wir haben vom Wetter gesprochen, vom Theater, das ist

*) Sogar wenn Mann und Frau tête à tête allein essen, geht Madame fort und läßt den Eheherrn allein hinter der Flasche. Ob er dann auch Toast's ausbringt, ist uns nicht bekannt.

hier aber kein so gangbarer Artikel als in andern Orten, denn man geht viel seltner hin. Die Fremde ist zehnmal gefragt worden, wie ihr London gefällt, und sie hat zehnmal pflichtschuldigst geantwortet: ganz ausnehmend wohl; da macht denn endlich die Frau vom Hause dem Jammer dadurch ein Ende, daß sie die Herren zum Thee bitten läßt. Man sagt, die schnellere oder langsamere Befolgung dieses Winks sey das sicherste Zeichen, wer im Hause herrsche, ob der Mann oder die Frau? Indessen wenn sie auch zögern, sie kommen doch, die Herren, ein wenig heiter, ein wenig redselig, aber zu ihrer Ehre sey es gesagt, betrunken haben wir bei solchen Gelegenheiten keinen gesehen. Die Dame macht jetzt den Thee sehr umständlich. Die Fragen, wie man ihn findet? wie man ihn wünscht? ob süß? ob mit viel Milch oder wenig? werden auch hier nicht unterlassen. In einigen Häusern wird er draußen servirt und vom Bedienten herum gereicht; doch dies sind Ausnahmen von der Regel, die englischen Ladies lassen sich ungern den Platz am Theetisch nehmen, den sie so ehrenvoll behaupten. Die Conversation geht nun ein wenig rascher, indessen die Herren haben sich bei der Bouteille rein ausgesprochen, die Damen sind müde, und sprechen überhaupt wenig, es wird selten ein muntres erfreuliches Gespräch daraus.

Nach dem Thee fährt man zu Hause, denn für's Theater ist's zu spät, oder man bleibt zum Spiel, je nachdem man eingeladen ist. Whist ist das einzige übliche Spiel in Gesellschaft; von unsrer Art zu spielen weicht man darin ab, daß man nur Partie Simple oder Duble zählt, kein Tripel oder Quadrupel. Auf diese Weise kann man höchstens sieben Points in einem Robber verlieren, deren man immer drei spielt, nie mehr noch weniger. Die Karten sind groß und ungeschickt. Dies ist wohl das einzige Fabricat, in welchem die Engländer andern Nationen nachstehen; sie sind sehr theuer. Kartengeld ist nicht gebräuchlich, eben so wenig Trinkgeld an die Bedienten. Daß die Engländer sehr gut, sehr ernst und schweigend dies ihr Nationalspiel spielen, ist bekannt, nicht aber, daß keinesweges die Spielenden, sondern der Herr des Hauses zu bestimmen hat, wie hoch seine Gäste spielen sollen. Dieser Taxe muß man sich ohne Wiederrede unterwerfen, wenn man nicht beleidigen will. Einige, aus Ostentation, bestimmen ein sehr hohes Spiel, Andre, die vernünftiger sind, thun das Gegentheil. Dem Fremden ist zu rathen, daß er sich vorher nach der Sitte des Hauses erkundige, ehe er zum Spiel geht, sonst kann er in unangenehme Verlegenheit gerathen. Nach dem Spiele setzt man sich noch zu einem kalten

Soupé von Austern, Hummern, Tarts, und dergleichen, dies wird sehr schnell abgethan. Froh, das Vergnügen des Tages überstanden zu haben, fährt man spät nach Mitternacht, durch die noch immer von Menschen wimmelnden Straßen nach Hause. Alle Läden sind noch offen und erleuchtet, die Straßenlaternen brennen ohnehin immer, bis die Sonne wieder scheint.

Es giebt noch eine Art geselliger Zusammenkünfte, welche die erste Klasse des Mittelstandes, von der wir hier sprechen, dem vornehmeren, aus den ersten Familien des Reichs bestehenden Zirkel abgelernt hat. Sie heißen Routs, gleichbedeutend mit unsern Assembleen in Teutschland. Mit dem Wort Assambly verbindet man in England immer die Idee einer, auf Souscription gegründeten Zusammenkunft an einem öffentlichen Orte. Die Frau vom Hause macht die Honneurs dieser Routs und ladet dazu ein. Schon mehrere Tage vorher werden allen Bekannten Karten zugeschickt, und zwar ungefähr dreimal so vielen Personen, als das Local gemächlich fassen kann. Es versteht sich von selbst, daß man zu einer solchen Fete eine beßre Wohnung, als die gewöhnlichen occupiren muß, die doch wenigstens eine Art von Folgereihe mehrerer Zimmer enthält. Um zehn Uhr versammelt man sich, drängt

sich durch, um die Wirthin zu begrüßen, und nimmt dann Platz an einem der vielen Spieltische, die dicht zusammengedrängt den ganzen Raum erfüllen. Thee und andere Erfrischungen werden herumgereicht, so lange die Bedienten durchkommen können. Wird es zuletzt so voll, daß Niemand mehr athmen kann, daß vor allgemeinem Geräusch kein Wort mehr zu verstehen ist, daß es an Stühlen und Raum fehlt, welche zu stellen, ja daß die zuletzt Kommenden auf Treppen und Vorplätzen stehen bleiben müssen, so hat das Vergnügen den höchsten Gipfel erreicht. Spät nach Mitternacht entwickelt sich der Menschenknäuel langsam, wie er anschwoll. Man fährt zu Hause und hat einen delicieusen Abend im großen Styl hingebracht. Die Dame vom Hause zieht sich in ihr Zimmer zurück, zwar betäubt von dem Lärm, wie zerschlagen an allen Gliedern von dem ewigen Stehen und allen Begrüßungsformeln, aber doch mit dem stolzen Bewußtseyn, die höchste Glorie des geselligen Lebens erreicht zu haben.

Sonntags.

Welch ein Tag für die arbeitende Klasse auf dem festen Lande! Die Greise freuen sich schon Sonnabends auf den Ruhepunkt, wo sie nach sechs mühevollen



Tagen die Ihrigen reinlich und festlich gekleidet in Freude und Lust um sich sehen, die Kinder rechnen schon Montag, wie lange es noch zum Sonntag sey, dann ist keine Schule, dann können sie frei und frank herumlaufen und spielen nach Herzensgefallen, und vollends den jungen Leuten öffnet sich ein Himmelreich bei Musik und Tanz, unter der Linde und in der Schenke. Von den Vornehmen in den Städten haben freilich viele alle Tage Sonntag, wenn sie wollen; dennoch ist für alle Stände der Tag des Herrn nicht nur ein Ruhetag, sondern auch ein Tag der Freude, geselligem Vergnügen und, vor Allem, Familien-Zusammenkünften geweiht. Wenige giebt es, die nicht diesem Tage, so oft er erscheint, mit irgend einer frohen Hoffnung entgegen sehen, und wär es nur die, einmal ins Schauspiel zu gehen, nachdem man die ganze Woche alle Abende bei der Arbeit war. Ganz anders ist's in London; Musik und Tanz sind hoch verpönt, ans Theater ist gar nicht zu denken erlaubt; alle Läden, alle Ausstellungen sind dicht verschlossen. Die fanatische Pedanterie, mit der man hier für die Heilighaltung des Sabbats wacht, übertrifft noch die der Juden, welche doch nur die Arbeit untersagen, aber das Vergnügen erlauben. Einige der vornehmsten Familien des Reichs wurden vor kurzer Zeit fast na-

mentlich in den Kirchen als Sabbathsschänder und schreckliche Sünder abgekanzelt, und in allen öffentlichen Blättern mit Schmähreden überhäuft, weil sie Sonntags unter sich Liebhaber-Conzerte gaben, und weil es bisweilen vorkam, daß die Gesellschaften, so sie Sonnabends bei sich versammelten, bis nach Mitternacht bei Tanz und Karten verweilten, und dadurch den Tag des Herrn entheiligten, ehe er noch recht erschienen war. „Ist's wirklich wahr, daß man in Teutschland am Sonntage Karten spielt"? hörten wir eine Dame fragen." Keinen Tag lieber als Sonntags, wo man doch nichts zu thun hat, war die Antwort. Good Lord! seufzte die zweite Dame, aber setzte sie belehrend hinzu, man kann's ihnen nicht verdenken, sie werden nicht besser gelehrt, und dabei blickte sie mitleidig auf uns Heiden. Aber sie spielen doch nicht um Geld? fragte eine dritte; freilich um Geld, oft um viel Geld! Alle fuhren schaudernd zurück. God bless us all, Gott seegne uns Alle! sagte die vierte, ich habe nur ein Mal Sonntags (und um gar nichts) Karten gespielt, und ich kann's mir noch heute nicht vergeben. Alle vier hatten zwei Minuten vorher bitterlich über den Sonntag geseufzt, der ihnen nicht erlaubte, einen Rubber zu machen; man war auf dem Lande bei abscheulichem Wetter, und hatte die schreck-

lichste Langeweile, während die Herren bei der Bouteille wie angemauert blieben. Der ächte Engländer theilt den Tag zwischen öffentlichem Gottesdienst, häuslicher Betstunde und der Flasche; seine Frau bringt die Zeit, welche ihr die Andacht übrig läßt, mit irgend einer Frau Gevatterin zu, und läßt den lieben Nächsten eine etwas scharfe Revüe passiren, denn das ist Sonntags erlaubt. Die Kinder sind gar übel dran, seit man eigene Schulen für die Sonntags-Abende errichtet hat, in welche sie prozessionsweise getrieben werden, nachdem sie den Tag über zwei Mal in der Kirche und ein Mal zu Hause die sinn- und geistlose Liturgie des englischen Gottesdienstes haben herbeten müssen. Aber wie noch erbärmlicher gehts dem, des Zwangs ungewohnten, Fremden! Sie öffnen das Klavier, die Wirthin knickst ins Zimmer herein und bittet, den Tag des Herrn nicht zu vergessen. Sie ergreifen ein Buch, da kommt ein Besuch, sieht, daß sie einer weltlichen Lectüre sich überließen und hält ihnen eine wohlgemeinte Ermahnungsrede. Aergerlich setzen sie sich ins Fenster, ohne daran zu denken ergreifen sie ein Strickzeug, da versammlet sich der Pöbel vor dem Hause, mit Schimpfen und Schelten zieht er ihnen einen neuen Besuch der Wirthin zu, welche im heiligen Eifer sich dies Mal etwas weniger glimpflich ausdrückt, als kurz

vorher. Beschäftigen sie sich fern vom Fenster in ihrem Zimmer, so äußern die Bedienten, so oft sie hereintreten, ihren heiligen Abscheu, wenigstens durch Mienen, wenn nicht durch Worte. Wollen sie mit ihren Landsleuten eine Partie Whist in ihrem eigenen Zimmer machen, so hat ihr eigener Bediente das Recht, sie beim nächsten Friedensrichter zu verklagen, und sie entgehen sicher der Strafe nicht.

Was fängt man aber mit dem Tage an, der zwei und funfzig Mal im Jahre wieder kommt? Man macht kleine Reisen, wenn die Jahreszeit und das Wetter es erlauben und achtets nicht, daß die Wegegelder am Sabbath doppelt erlegt werden müssen, zur Ehre des Herrn. Im Winter, bei schlimmem Wetter, faßt man sich in Geduld, andern Rath giebts nicht.

Feueranstalt.

Die allgemeine Sage versichert, keine Nacht und kein Tag vergienge in London, ohne daß Feuer auskäme, gewöhnlich an mehr als einem Orte. Die Sache ist nur zu wahrscheinlich. Einhundert und sechzig tausend Häuser, welche Masse! Wie viele Camine

und Feuerstellen! Und dennoch hört man nie eine Sturmglocke, kein Feuerlärm verkündigt es dieser, auf einander gehäuften Million Menschen, wenn einer ihrer Mitbürger in Noth ist und Hülfe bedarf; Niemand außer den nächsten Nachbarn, erfährt zur Zeit eines Brandes etwas davon, und wäre er noch so beträchtlich, noch so gefährlich. Aber stürmte man auch mit allen Glocken, kein Mensch würde sich darum bekümmern, keinem würde es zu Herzen gehen. Aber den Assecuradeurs geht es an den Beutel und darum sind sie sehr bereitwillig zu helfen. Die ganz vortrefflichen Feueranstalten stehen unter ihrer Direction, und können gewiß nicht besser, besonnener und eifriger dirigirt werden, als von diesen Herren, die so lebhaft bei jeder Rettung interessirt sind. Fast an allen Häusern sieht man den kleinen goldenen Phönix neben der Hausthüre prangen, ein Zeichen, daß der Eigner für eine gar nicht beträchtliche jährliche Abgabe sein Haus bei der Phönixcompagnie gegen Feuersgefahr versicherte. So wie solch ein Unglück entsteht, wird die Gesellschaft augenblicklich davon benachrichtigt, denn die ganze Nacht geht eine kleine Armee Wächter umher, um jede drohende Gefahr gleich zu bemerken und anzukündigen. In allen Stadtvierteln stehen Feuerspritzen, Pferde und Menschen Tag und Nacht zur Hülfe bereit. Auf den ersten

Ruf ist Alles bei der Hand und dem Unheil wird gewehrt; nur die dazu beauftragten Leute dürfen sich dem Feuer nähern; sie zeichnen sich durch ihre Kleidung aus, so daß man sie gleich erkennt. Aber nicht bloß Häuser, sondern auch Möbeln, Wäsche, Kostbarkeiten werden gegen Feuer versichert. Daraus entsteht der sonderbare Fall, daß selbst den Eigenthümern nicht erlaubt ist, etwas zu retten, sie müssen Alles diesen fremden Leuten anvertrauen, die denn aber freilich sich auch viel besser dabei benehmen als jemand, welcher der Sache ungewohnt ist und den ohnehin Angst, Furcht und Schrecken der gewohnten Besonnenheit beraubten. Diese Einrichtung ist nothwendig um den, beisolchen Gelegenheiten unvermeidlichen Diebstählen vorzubeugen, und so wunderbar sie auf den ersten Anblick erscheint so wohl befindet man sich im Grunde doch dabei.

Oeffentliche Vergnügungen. Theater.

Nicht allein an der Sprache erkennt man die verschiedenen Nationen, welche Europa bewohnen, auch am Gange, am Tone, an der Gebärde. Jede derselben unterscheidet sich von der andern durch schwer zu bezeichnende, aber deshalb nicht weniger sichtbare

und untrügliche Kennzeichen. Auch auf die bildende Kunst hat dieser angeborene und angeeignete Unterschied der Nationen großen Einfluß. Kein Niederländer malt wie ein Italiener, kein Franzose wie Beide; Alle müssen ihrer Nationalität treu bleiben. Die Gestalten, die Gebärden, der Himmel, die Beleuchtung, die wir von Jugend auf sehen, prägen sich uns mit unauslöschlichen Zügen ein. Wir können nur wiedergeben, was wir in uns tragen, und der Unterschied der Schulen liegt mehr an dem Himmel, unter dem sie entstanden, als an den Meistern, die man für ihre Stifter erkennt. Bei der theatralischen Kunst blickt diese Nationalität noch deutlicher hervor und wäre es möglich einem Schauspiele zuzusehen, ohne daß man ein Wort davon höre, so müßte doch der kundige Beobachter gleich entscheiden können: ob er ein englisches, französisches oder teutsches Theater vor sich sähe? Alle drei können in ihrer Art vortrefflich seyn, und werden dennoch dem Fremden mißfallen. Denn dieser, mit der Individualität der Nationen noch nicht bekannt genug, will nach seinem eignen, vom Hause mitgebrachten Maaßstabe messen. Nur nach und nach wird er entdecken, daß das, was ihm zuerst widerwärtig, unnatürlich, übertrieben erschien, dennoch treu, wahr und bewunderenswürdig ist. Betrachtet man eine theatra-

lische Vorstellung als ein vollendetes abgerundetes Ganze, so haben wir Teutschen vor den andern Nationen keinen Vorzug, so viel vortreffliche einzelne Künstler wir auch aufzuweisen haben. Das Weimarische Hoftheater, begünstigt durch ein Zusammentreffen vieler seltener, außerordentlicher Umstände, ist vielleicht das einzige in Teutschland, auf welchem man noch zuweilen einzelne Darstellungen einiger Meisterwerke der vorzüglichsten Dichter erblickt, die sich durch das Zusammenpassen jedes Theils zum Ganzen, der Vollkommenheit nähern. Daß der teutsche Schauspieler Allen alles seyn muß, ist sein Unglück; dadurch wird er verhindert sein Talent auszubilden, für das seiner Persönlichkeit am besten zusagende Fach. In Paris und London ist das anders. Jeder widmet sich den Rollen, zu welchen seine Individualität ihn ruft. Mit dem Alter nimmt man es weit weniger genau, als bei uns. Gerechter als wir bedenkt man: wie viel dazu gehört, eine hohe Stufe in irgend einer Kunst zu erringen. Kein vollendeter Künstler ward geboren. Jahre voll Anstrengung und Studium gehören dazu, um das große Talent auszubilden; oft ist die Jugend entflohn, wenn jenes erst in vollem Glanze strahlt. In Frankreich und England erkennt man dies, und läßt sich lieber willig durch Schminke, Kleidung, Be-

leuchtung täuschen, als daß man den höchsten Genuß, den die Kunst gewähren kann, verschmähte, weil der Künstler einige Jahre zu viel zählt. Der vorzügliche teutsche Schauspieler ist in Gebärde, Ton, Declamation und Stellung bei weitem der gemäßigtste, weil Maaß halten und Ernst in der Natur des Teutschen liegt. Wir erscheinen unsern Nachbarn kalt aus demselben Grunde, aus welchem sie uns übertrieben scheinen. Eben so wird der westphälische Bauer gewiß glauben, der Provenzale oder Gascogner wolle ihn todt schlagen, wenn jener ihm bloß nach seiner Landessitte einen guten Morgen bietet.

Nennt man ein, nach festgesetzten Regeln genau gebildetes Ganze, ein vollendetes Kunstwerk, so hat die französische Tragödie vor allen andern den Vorzug. Streng abgemessen sind Zeit und Ort. Jeder Vers, jedes Wort findet im Parterre Richter, die keinen Verstoß gegen einmal festgesetzte Regeln hingehen lassen. Gesetze des sogenannten Wohlstandes, wie keine andere Nation sie kennt, binden den Dichter, wie den Schauspieler. Beide dürfen sich nur in scharf gezogenen Schranken bewegen. Das auf diese Weise mühvoll hervorgebrachte Ganze blendet, setzt in Erstaunen, erregt Bewunderung, aber wir bleiben ohne Theilnahme dabei und ein

Frösteln, das wir ungern Langeweile nennen möchten, bemächtigt sich unsrer. Die Stellungen der berühmtesten Schauspieler, schön und kunstreich wie sie sind, erinnern doch immer an jene akademischen Figuren, die wir auch auf den französischen Gemälden finden, und von denen es auch ihren besten Meistern nicht gelingt, sich ganz zu befreien. Der Geist der Tragödie ist nicht der Geist der Nation, die von jeher alles leicht nahm, was das Schicksal auch immer über Sterbliche verhängen mag. Die Sprache selbst, ihr Mangel an Tonfall widerstrebt der höhern Poesie, widerstrebt jeder Declamation. Alles wird bloß durch Kunst hervorgebracht, es ist, als hörte man einen aufs kunstreichste gebildeten Sänger, dem aber die Natur eine sonore Stimme versagte. In der höheren Comödie hingegen steht der Franzose auf der ersten Stufe. Da ist Geist, Leben, Witz, Laune und der fein gebildete Conversationston zu treffen, welcher ihn auch im gemeinen Leben vor allen Nationen auszeichnet.

Das englische Theater steht auf dem ganz entgegengesetzten Punkte. Keine Regel beschränkt den Dichter, keine den Schauspieler. Ungebunden überlassen Beide sich ihrem Genius. Alles steht dem Dichter zu Gebot, Verse und Prose, ewiger Wechsel der Scene,

Ausdehnung der Zeit ins Unendliche, alle mögliche Motive. Wie schwer es sey, von dieser unbeschränkten Gewalt den rechten Gebrauch zu machen, lehrt der Mangel an guten neuen Tragödien; nur Shakespeares Riesengeist konnte sie zum Rechten anwenden; noch immer steht er allein da, das Volk verehrt ihn als seinen einzigen Dichter und drängt sich unermüdet zu seinen Meisterwerken.

Die englische Comödie giebt ein treues, oft etwas überladenes Bild des häuslichen und geselligen Lebens, der Fehler, der Tugenden, der Lächerlichkeiten, die man in den verschiedenen Ständen trifft. Die Eigenheiten der verschiedenen Provinzen, der Schottländer und Irrländer, besonders ihrer Dialekte, erhöhen das Komische derselben, und werden mit vieler Treue dargestellt. Charakter-Comödien, wie die Franzosen deren meisterhafte besitzen, in denen sich Alles um eine Rolle dreht, die dadurch bis ins kleinste Detail herausgehoben wird, kennt der Engländer nicht. Dafür wimmeln alle Stücke von Personen, die uns als Karikaturen erscheinen, die es aber bei diesem originellen Volke nicht sind. Nur die stärksten Züge ein wenig verflächt und gemildert, und man trifft überall im geselligen Leben die Urbilder dazu an.

Selbst bei den besser gezeichneten Karikaturen, an denen wir uns auch zuweilen in Teutschland ergötzen, ist dies der Fall; Aehnlichkeit liegt immer zum Grunde und bei weitem nicht so mit fremden Zügen überladen, als man im Auslande glaubt. So streng man in England auf Decenz hält, wo die Zirkel aus Männern und Frauen gemischt sind, so nachsichtig ist man in dieser Hinsicht auf dem Theater. Frauen, die sonst jedes, nur von fern ihr Zartgefühl beleidigendes, Wort empört, sehen Scenen an, von denen jede Französin sich zürnend wegwenden würde, und die gewiß das Pariser Publicum mit dem entschiedensten Unwillen aufnähm. Der englische Tragiker spielt natürlicher als der französische, feuriger als der teutsche. Zu treu copirt er die Natur und überschreitet oft die Gränze des Schönen. Der wüthendste Ausdruck des Leidens, selbst der laute Schrei körperlichen Schmerzes, alle Verzerrungen des Wahnsinns, konvulsivisches Zucken der Sterbenden, nichts wird dem Publicum erlassen, welches in diesem Allen die höchste Kunst zu sehen glaubt, und mit gesträubtem Haare, dann am lautesten in Beifallsbezeugungen ausbricht, wenn es vor Schrekken schaudert. Die Größe des Schauspielhauses zwingt die Schauspieler überlaut zu sprechen, denn der im entferntesten Winkel sitzende Matrose will für seine

Six pence so gut Alles hören und vernehmen, als die vornehmste Lady in der ersten Loge. Deutliche Aussprache ist die erste Forderung, die das englische Publicum an den Schauspieler macht. Dieser muß daher mit der äußersten Anstrengung jedes Wort, jede Sylbe abstoßend betonen. Bei den mittelmäßigen Künstlern bringt dies eine sehr unangenehme, oft lächerliche Wirkung hervor, die besten von ihnen wissen mit unglaublicher Mühe diese Schwierigkeit zu bekämpfen. Aber auch diese heben gewisse Tiraden hervor, welche auf Patriotism, Freiheit und Nationalität Bezug haben und von denen sie voraus wissen, daß das Publicum sie jedes Mal beklatscht. Diese werden ganz an dasselbe gerichtet und die Mitspielenden während einer solchen Hauptaction gar nicht beachtet, ihre Zeit tritt später wieder ein. Periodenweise declamirt der Schauspieler seine Rede ab. Zwischen jedem Satze wird eine hinlängliche Pause für den Beifall gelassen, dann weiter gesprochen, dann wieder geschwiegen, so daß das Ganze sich wie ein Melodram ausnimmt, zu welchem das Publicum das Accompagnement liefert. Die englische Declamation hat ohnehin einen eignen singenden Ton, ohne große Modulation, etwas dem Fremden affectirt scheinendes Pathetisches, das sich nicht beschreiben läßt; bei etwas Aufmerksamkeit aber findet

man ihn im gemeinen Leben wieder bei jedem, durch Leidenschaft erhobenen Gespräch. Es ist die der englischen Sprache eigene Melodie; jede Sprache hat die ihrige.

Im komischen, besonders Possenspiel, übertreffen die Engländer vielleicht alle andere Nationen. Schon der bekannte, angeborne Ernst dieses Volks macht seine seltne Lustigkeit um so ergötzlicher. Die Späße sind nicht immer die feinsten, oft ein wenig breit und plump, aber sie reizen unwiderstehlich zum Lachen; einige Schauspieler, zum Beispiel Munden, brauchen nur sich zu zeigen, und das Haus erbebt bis in seinem tiefsten Grund von der rauschendsten lautesten Freude. Viel will dies sagen bei einer Nation, die das Lachen für unanständig hält und dem Gebildeten höchstens nur ein Lächeln erlaubt. Hier siegt die Natur, unterstützt von der Kunst, und Regel und Zwang sind vergessen. Opern werden selten gegeben, ein englisches Recitativ ist undenkbar, und der Engländer findet die Abwechselung von Rede und Gesang unnatürlich. Das Volk liebt überhaupt die Musik wenig. Doch spielt man zuweilen als Nachspiel irgend eine kleine Oper und es fehlt nicht an guten Sängern und Sängerinnen, um sie für ein englisches Ohr ganz angenehm aufzuführen.

Das englische Publicum im Theater.

Dieses verdient ein eignes Kapitel, denn es ist einzig in der Welt. Wie es despotisch über die bretterne Welt herrscht, davon hat man in ganz Europa keinen Begriff, auch in Frankreich nicht, wo man doch noch weit von der Langmuth der Teutschen entfernt ist. Oft, wir gestehen es, wenn wir sahen, wie viel sich das teutsche Publicum von seinen Lieblingen gefallen läßt, wünschten wir diese nur auf wenige Monate auf die englische Bühne, damit sie erkennen lernten, wie wohl es ihnen zu Hause geht. Im Ganzen läßt sich das Verfahren dieser Insulaner durchaus nicht rechtfertigen. Jedes zu leise gesprochene Wort, jede Vernachlässigung, jedes Stocken wird unbarmherzig geahndet, nur gegen Debutirende zeigt man große Nachsicht und muntert sie auf alle Weise auf. Daher kam es aber auch, daß wir nie einen Londner Schauspieler sahen, der seine Rolle nicht gelernt hätte. Der Soufleur mit seinem, alle Illusion vernichtenden Kasten ist gänzlich von der Bühne verbannt, nur ganz dem Publicum verborgen, stehen auf beiden Seiten in den Coulissen Einhelfer, die emsig für sich nachlesen und dem Schauspieler nothdürftig zu Hülfe kommen,

wenn diesen ein Mal sein Gedächtniß verläßt. Wie überall, so hat auch hier der auf den höchsten Sitzen befindliche Theil des Publicums die lauteste Stimme; jedes Liedchen, jede Arie, so diesen Erhabenen gefällt, muß zwei Mal, oft drei Mal gesungen werden. Und ihnen gefällt Vieles. Selbst die stolze Billington mußte in unserm Beiseyn sich gefallen lassen, eine Bravour-Arie und ein Duett zwei Mal zu singen. Entsteht eine Unruhe, ein Streit im Parterre oder auf der Gallerie, wird Jemand krank und muß weggebracht werden, gleich erschallt von oben herab der Befehl an die Schauspieler, inne zu halten, bis die Ruhe wieder hergestellt oder der Unruhstifter hinaus geworfen ist. Bisweilen wird der Lärm so arg, daß die Schauspieler das Theater verlassen müssen, bei der Wiederkehr werden sie mit Händeklatschen empfangen, und genau, wo sie aufhörten, fangen sie wieder an. Wie es bei alle diesem um die Illusion stehe, darum kümmert sich Niemand; die Hauptsache ist, daß Jeder für sein Geld alles sehe und höre, was es zu sehen und zu hören giebt. Zuweilen werden die Zuschauer Schauspieler. Ein Matrose kam, wie wir eben im Theater waren, einst auf den Einfall, in einem Zwischenact ein Liedchen zu singen. Gleich wurde von oben herab Stillschweigen geboten, und Alles gehorchte. Der Matrose sang für

das, was er war, gut genug und mit einer ganz erträglichen Stimme, dabei ganz furchtlos, obgleich sein Auditorium zum Theil aus den Vornehmsten des Reichs bestand. Er fand vielen Beifall und sollte noch ein Mal singen. Jetzt wollte er es aber zu schön machen, überstieg sich über seine Kräfte und warf mitten in einer Roulade förmlich um. Ein allgemeines Gelächter endigte für dies Mal die Scene.

Einrichtung der beiden großen Londner Theater in Hinsicht auf die Zuschauer.

Um halb sieben Uhr soll jede Vorstellung anfangen, doch wird es fast immer sieben Uhr, und auch diese Stunde ist noch zu früh für ein Publicum, das im Durchschnitt erst gegen sechs Uhr zu Mittag speiset. Die Vorstellungen dauern so lange, daß jede, nicht englische, Geduld ermüden muß. Selten kommt man vor Mitternacht nach Hause. Kurz und gut, ist nun ein Mal nicht das Symbol der Engländer; überall lieben sie lange Sitzungen, im Parlement, an der Tafel und auch im Theater. Jeden Abend müssen zwei Stücke gegeben werden, eines von fünf Acten und ein Nachspiel, welches auch oft zwei bis drei Acte hat. Gewöhnlich spielt man zuletzt irgend eine Posse, selten

ohne Parket oder Parterre noble, vom Orchester bis ans Ende des Hauses erstreckt. Alle Reihen Logen werden gleich zu sechs Schilling bezahlt, das Parterre kostet etwas über die Hälfte. Ueber die Logen erheben sich noch zwei Galerien, zu zwei und einen Schilling die Person, und hoch über der letzten Galerie, ganz im Hintergrunde, thronen wie unsichtbar, die respectablen Personen, die, wie wir eben erzählten, gewöhnlich den Ton angeben. Niedrige Abtheilungen trennen jede Loge von ihren nächsten Nachbarn. Hell wie Tageslicht erleuchtet, angefüllt mit Zuschauern, gewähren sie einen bezaubernden Anblick. Die Etikette will, daß alle Damen im vollen Putz das Theater besuchen, wenn sie auf die vordersten Sitze in den Logen Anspruch machen, besonders in denen des ersten und zweiten Rangs. Keine Dame wird mit einem tiefen Hute hinein gelassen, ein kleiner mit Federn oder Blumen gezierter, Putzhut ist erlaubt. Im Parterre dagegen erscheint man in gewöhnlicher Kleidung mit großen Hüten, die aber ohne Wiederrede abgenommen werden müssen, wenn es verlangt wird. Frauenzimmer des Mittelstandes und Herren jedes Standes besuchen das Parterre. Es ist ein ganz anständiger Platz, nur muß man früh, oft vor Oeffnung des Hauses kommen, um eine gute Stelle zu finden; denn kein

Vorherbestellen findet dort Statt. In den beiden ersten Logen wird zu Anfang keine Dame hinein gelassen, die nicht zuvor ihren Namen ins Logenbuch hat aufschreiben und dadurch ihren Platz bestellen lassen. Dies geschieht, um die öffentlichen Stadt-Nymphen von diesen Logen zu entfernen, welche für die ersten und unbescholtensten Familien des Reichs bestimmt sind. Jenen Damen sind eigene Sitze im Hintergrunde des Schauspielhauses angewiesen. Mit dem Einschreiben des Namens gewinnt man das Recht, mehrere Plätze, in welcher Reihe Bänke man will, bis zu Ende des ersten Acts für sich aufbewahren zu lassen. Man kann seinen eigenen Bedienten hinschicken, oder, was gewöhnlicher ist, einen Schilling bezahlen. Für diesen Preis wird Jemand von dem Logenwärter hineingestellt. Bis Ende des ersten Acts werden diese leeren Plätze frei gelassen, später hat Jeder das Recht sich ihrer zu bemächtigen. Niemand darf für mehr Plätze bezahlen als er braucht, und thäte man es, miethete man auch eine ganze Loge, es würde zu nichts helfen. Der Engländer behauptet: Niemand dürfe durch sein Geld einen Andern, der auch bezahlt, vom Genusse eines öffentlichen Vergnügens ausschließen, wenn es der Raum erlaubt. Deshalb findet auch in den englischen Theatern kein Abonnement Statt. Selbst die öffentliche

Familie muß ihre Loge vorher bestellen, die sich übrigens durch nichts von den übrigen unterscheidet und ohne Unterschied wie die andern besetzt wird, wenn Niemand vom königlichen Hause da ist. Nach dem dritten Acte wird Jederman für den halben Preis hinein gelassen; dieser Gebrauch ist sehr unangenehm für den besseren Theil der Gesellschaft. Mit großem Geräusche schwärmen dann jene Nachtvögel, die man so gern aus diesem Kreise abhielt, herbei, und alle Vorkehrungen dienten nur, sie von den ersten Reihen Sitze in den Logen zu vertreiben. Die schlechteste Gesellschaft, freilich vorschriftsmäßig gekleidet, verbreitet sich dann durchs ganze Haus; deshalb gehen auch Damen nie ohne männliche Begleitung ins Theater und kein Mann tritt einem hinter ihm sitzenden, ihm unbekannten Frauenzimmer seinen Platz ab, aus Furcht, die neben ihm Sitzenden in eine unpassende Nachbarschaft zu bringen. Dies ist einer von den Fällen, in welchen ein Fremder aus großer Höflichkeit unhöflich werden könnte.

Drurylane.

Dieses Theater ist eines der größten und schönsten in der Welt; die Außenseite desselben sahen wir

nicht vollendet, vielleicht ist sie es noch nicht, und gewiß wird sie dem Hause nie Glanz geben. In einem schwerfälligen Styl erbaut, wie fast alle öffentlichen Gebäude Londons, scheint es, troz seiner Größe, von einem ungewöhnlich hohen Dache fast erdrückt zu werden. Dies Dach ist indessen für das Ganze von unschäzbarem Nutzen, nicht allein wegen der Flugwerke und übrigen Maschienen, die darinnen angebracht sind, sondern weil es einen eisernen Vorhang enthält, der im Fall, daß während der Vorstellung Feuer auf dem Theater auskäme, sogleich herabgelassen wird und den Theil des Hauses, welchen die Zuschauer erfüllen, vor aller Gefahr sichert. Von innen ist das Haus hell gemalt, geschmackvoll decorirt; es enthält vier Reihen Logen ohne die Galerien. Wenigstens funfzig glänzende krystallne Kronleuchter und noch viel mehr Spiegel-Wandleuchter sind rings um in zierlicher Ordnung angebracht, mehrere Hunderte von Wachslichtern brennen darauf und doch schwindet ihr Glanz gegen den des Theaters, so wie der Vorhang aufgeht. Erleuchtet durch eine Unzahl von Lampen, strahlt dieses wie im hellsten Sonnenscheine. Die Decorationen sind des Ganzen würdig; der hintere Vorhang derselben ist eigentlich kein Vorhang, er wird nicht aufgerollt, sondern zerlegt sich in mehrere Theile, je nach-

dem der Gegenstand ist, den er vorstellt; diese einzelnen Theile trennen sich wieder in kleinere, schieben sich in einander und werden so in die Höhe gezogen. So steigen sie auch herab und entwickeln sich mit Zauberschnelle, keine Spalte deutet ihre Zusammensetzung an. Diese Einrichtung hat den Vortheil, daß die Decorationen durch das Aufrollen nicht beschädigt werden, daß sie keine Falten und Streifen zeigen und nie so in Bewegung kommen, wie unsre Vorhänge, die uns oft in den friedlichsten Scenen ein Erdbeben vergegenwärtigen.

Die glänzendsten Sterne des theatralischen Himmels hatten sich, wie wir in London waren, in Coventgarden vereint, doch blieb Drurylane, besonders im komischen Fach, noch reich genug, um durch sehr ausgezeichnete Vorstellungen zu erfreuen. Vor Allen glänzt Md. Jordan hervor, die Geliebte, oder, wie Einige behaupten, die heimlich angetraute Gemahlin des Herzogs von Clarence, der auch vor der Welt sie auf alle Weise ehrt, und sie immer in seiner Equipage mit seiner Livrei ins Theater fahren läßt. Beim Anblick dieser wunderbar reizenden Frau vergißt man es ganz, daß sie schon ziemlich weit über die erste Blüte der Jugend hinaus und für jugendliche Rollen

etwas zu stark geworden ist. Der fröhlich = schalkhafte Ausdruck ihres sehr hübschen Gesichts, ihr angenehmes sonores Organ, die naive Grazie und Wahrheit in jeder ihrer Bewegungen bezaubern unwiderstehlich und lassen nichts vermissen.

Wir wollen hier einer Vorstellung in Drurylane gedenken, die uns vor Allen gefiel. Man spielte „Shakespears: much ado about nothing" viel Lärm um nichts. In Teutschland sehen wir zuweilen eine Verkrüppelung dieses herrlichen Lustspiels unter dem Namen: „die Quälgeister"; und es unterhält auch da noch, so viel Mühe sich dessen Verfasser gegeben hat, es zur Mittelmäßigkeit herabzuziehen, so unbeholfen sich auch Shakespeare in der engen Uniform eines modernen Lieutenants oder Hauptmanns bewegt. Welch' ein ganz anderer Genuß aber ist es, dieses Stück mit wenigen Weglassungen, die unsre Sitten durchaus nothwendig machten, in seinem ursprünglichen Glanze zu sehn! Madame Jordan als Beatrix und Mr. Bannister als Benedict waren ganz an ihrem Orte. Die Scenen zwischen Beiden, wo ein Witz den andern, wie ein Wort das andere jagt, muß man von Beiden gesehen haben, um zu glauben, daß etwas auswendig Gelerntes mit dieser Wahrheit wieder gegeben werden

kann. Die langsam pathetische Abstoßung der Worte, deren wir oben gedachten, war hier, wie bei allen guten englischen Komikern, ganz verschwunden; Alles gieng Schlag auf Schlag, dennoch verlor kein Zuhörer in dem ungeheuern Hause nur eine Sylbe. Freilich, so wie die Verse und mit ihnen der Ernst wieder eintreten, erscheint auch wieder der feierliche Predigerton. Ueber Alles ergötzlich wären der Richter Dogberry und seine Gesellen, mit ihrem breiten Bauerdialekte. Das ganze große Haus bebte vom unaufhaltsamen Gelächter der Zuschauer, so oft sie erschienen, so daß sie oft inne halten mußten, um nur gehört zu werden. Md. Bland, eine kurze dicke ältliche Favorite des Publicums, die für eine vortreffliche Sängerin gilt, weil sie gewaltig schreit und dabei deutlich ausspricht, sang in einem Zwischenact eine englische Lieblingsromanze, „poor crazy Iane“ (die arme wahnsinnige Hanne). Es sind die einfachen Klagen eines, von seinem Geliebten betrognen und darüber wahnsinnig gewordnen Mädchens. Die Musik war nicht sonderlich; doch mußte sie unter lautem Beifall zwei Mal wiederholt werden. Hier zu Lande gilt der Text mehr als die Musik, und solche Schilderungen des höchsten menschlichen Elends sind einmal die größte Freude der Engländer. Mit ihrem Gefühl geht es ihnen, wie mit dem Ca-

yenne-Pfeffer; nur das möglichst Starke vermag bei ihnen Herz und Magen zu reizen. Den Beschluß machte für diesen Abend, oder wie man hier zu Lande passender sagt, für diese Nacht, eine große, meistentheils von Italienern aufgeführte Pantomime, ein Schauspiel, das wir in dieser Vollkommenheit noch nirgends sahen. Ein Zauberer saß auf seinem Throne, umgeben von dienenden Geistern aller Art. Im Hintergrunde, hinter einem eisernen Gitter, erblickte man den alten Pantalon, Harlekin, Colombine und den treuen Diener Pierrot, Alle in Todesschlummer versunken, in Särgen liegen. Der Zauberer mußte nothwendig verreisen und Alles kam darauf an, daß Jemand einstweilen an seiner Stelle auf dem Throne säße und den Scepter aufrecht hielte, ohne einzuschlafen. Ein kleiner neckischer Kobold, unübertrefflich von einem Signor Grimaldi gespielt, wird zu diesem Ehren-Amt erlesen und weiß sich nicht wenig damit. Der Zauberer ermahnt ihn aufs dringendste und fährt ab in seinem Drachen-Wagen. Eine Weile geht es vortrefflich; der kleine närrische Kobold ist außer sich vor Freuden auf dem weiten prächtigen Thron. Nun aber meldet sich der Schlaf, umsonst widersteht er aus allen Kräften, umsonst nimmt er aus einer ungeheuern Dose eine so starke Prise, daß er drei Mal niesen muß, bei jedem Niesen wenig-

stens drei Ellen hoch vom Sitze in die Höhe geschnellt wird, in der Luft sich ein paar Mal überschlägt und immer wieder auf den Sitz zurück plumpt. Die Natur siegt, er schläft ein, das Scepter entsinkt für einen Moment seiner Hand, der Zauber ist zerstört und der bunteste Wirrwar hebt an. Die Schlafenden erstehen, hoch erfreut, aus ihren Särgen, Alles verschwindet. Harlekin und die Seinen sind nun auf ewiger Flucht, überall, in tausend Abwechselungen, lassen sie sich häuslich nieder und fangen an ihr lustiges Wesen zu treiben, überall verfolgt sie der Kobold. Ewiger Scenenwechsel, Decorationen, so prächtig man sie nur erdenken kann, Verwandlungen bei denen man verleitet wird, an Hexerei zu glauben, folgen in der schnellsten Mannichfaltigkeit, daß das Auge kaum Zeit hat, Alles zu bemerken. Die Mimiker waren Alle vortrefflich wie die Decorationen; ein ächt komischer Zug jagte den andern. Das Haus erscholl vom unaufhaltsamsten Gelächter; Alles lachte, Alles war erfreut, aber gewiß Niemand im Stande zu Hause zu erzählen, was er gesehen hatte. Gegen ein Uhr endigte das Schauspiel.

Coventgarden.

Das Haus, nicht völlig so groß als das von Drurylane, aber nicht weniger elegant decorirt, erscheint fast noch blendender, noch prächtiger als jenes, denn viele große und kleinere angebrachte Spiegel vervielfältigen die Menge der strahlenden Wachskerzen ins Unendliche. Hier auf diesen Bretern sah man oft in einer einzigen Vorstellung die berühmtesten Künstler vereint. Zuerst nennen wir Md. Siddons, die jetzt leider das Theater verlassen hat. Sie ist eine hohe königliche Gestalt. Als ob Melpomene, wie alte Meister sie uns darstellen, das Piedestal verlassen hätte, um unter den Lebenden zu wandeln, so tritt sie einher, groß, schön, im einfachen Ebenmaas. Ihr ganzes Wesen ist zur Tragödie geschaffen, der Ausdruck, die Form ihres schönen Gesichts, paßt nur für Trauerspiel, unmöglich kann man sie sich fröhlich oder gar lachend denken. Unbeschreiblich melodisch ist ihre Stimme, sanft und durchdringend zugleich, sie hat unnachahmlich=klagende Töne in ihrer Brust. Schon lange ist sie nicht mehr jung, aber die Zeit konnte ihr wenig rauben; bei diesen edlen regelmäßig=schönen Zügen vermißt Niemand den Glanz der Jugend; sie ist ziemlich stark,

aber auch dies macht keinen Uebelstand bei ihrer hohen Gestalt. Sie wäre ein Ideal, über das hinaus man sich nichts denken könnte, ließe sie sich nicht zuweilen von der Lust, dem Publicum zu gefallen, hinreißen ihr großes Talent zu mißbrauchen. So aber überschreitet sie oft die Gränzen des Schönen und wird fürchterlich. Als Isabella zum Beispiel in dem Trauerspiel: die schöne Büßende (the fair penitent) stößt sie sich im fünften Act den Dolch ins Herz, und verscheidet mit einem lauten, convulsivischen, Herz- und Nerven-zerreißenden Gelächter, das ziemlich lange anhält, und den Zuschauern die Haare zu Berge sträubt. Aber so etwas will der Engländer, und halb London strömt ins Theater, um Md. Siddons lachen zu hören, obgleich die Damen Krämpfe und Ohnmachten davon tragen. Aehnlich grausenvoll spielt sie im geretteten Venedig, wo sie zuletzt wahnsinnig auf dem Theater stirbt. Ihr wahrer Triumph ist wohl die Rolle der Lady Makbeth; denn in dieser hat sie ein weites offenes Feld für ihr großes Talent. In der Scene des Nachtwandelns macht ihr bloßer Anblick jeden Blutstropfen erstarren. Ihr Bruder Kemble verdient ihr Bruder zu seyn. Seine Gestalt ist sehr edel und schön, obgleich auch er nicht mehr ganz jung ist. Zuweilen scheint er vielleicht ein wenig monoton, aber sein Spiel ist immer durch-

dacht und motivirt, und immer erkennt man darin seine Lehrerin. Der junge Siddons, der noch obendrein seiner Mutter sprechend ähnlich sieht, und seine Frau, die mit Jugend und Schönheit ein großes Talent für sanfte duldende liebende Rollen vereint, zeichnen sich ebenfalls aus, theils durch das, was sie schon leisten, theils durch die Hoffnungen, die sie, gebildet in dieser Schule, für die Zukunft geben. Unmöglich kann man die Rolle der Julie lieblicher dargestellt sehn, als von der jüngern Md. Siddons. Ein Meister anderer Art ist Cook. Die Natur versagte ihm eine schöne Gestalt; dafür gab sie ihm eine desto ausdrucksvollere Physiognomie, besonders für die Rollen, die er sich erwählt hat. Tyrannen, Bösewichter, kalte, kühne, trozzige Charakter spielt er unübertreflich. Sein Triumph aber ist Richard der Dritte. Nie ward diese Rolle vor ihm so dargestellt, nie wird sie es nach ihm werden; er macht darin Epoche. Seine Feinde behaupten sogar, er spiele sie immer, in allen seinen andern Rollen blicke immer Richard der Dritte hervor. Gestalt, Ton, Blick, Gang, Alles ist in dieser Rolle Wahrheit an ihm. Wo er unverhüllt boshaft erscheint, schaudert man vor seiner kalten Besonnenheit, wo er heuchelt, besticht er selbst die Zuschauer. Wenn er mit kaltem Hohne Alles, selbst seine eigne Häßlichkeit bespöttelt, wenn er in wil-

der Verzweiflung „ein Pferd! ein Pferd! mein Königreich für ein Pferd!" ausruft, wenn er mit heuchlerischer Demuth das Herz der Lady Anna am Sarge ihres Gemahls erobert; immer ist er sich gleich, immer groß und wahr. In Hinsicht der sonst hier gewöhnlichen Pracht vernachlässigt man oft die Shakspearschen Meisterwerke, die schon ihres innern Werths wegen immer ein gefülltes Haus bringen, und verwendet den Flitter lieber an neuere Darstellungen, die durch nichts anders glänzen können. Dennoch muß man jene Stücke gerade auf diesem Theater sehen, um der großen Schauspieler willen, welche in den Hauptrollen wahrhaft glänzen. Die Nebenrollen fallen freilich um so unangenehmer auf. Das langsame, einem Gebelle ähnliche Peroriren der mittelmäßigen Schauspieler wird erst lächerlich, dann unerträglich. Freilich mag es sehr schwer seyn, so laut zu sprechen und doch noch Modulation in der Stimme zu behalten. Leider spielt man fast alle Shakespearschen Stücke, die noch gegeben werden, nach den Umarbeitungen Garrik's, der, wie Viele seines Gleichen, in dem Wahne stand: ein großer Schauspieler müsse auch ein guter Dichter seyn und deshalb sich mit dem großen Meister ganz unerlaubte Freiheiten herausnahm. In Romeo und Julie zum Beispiel erwacht Julie, wie Romeo noch sterbend ist,

dies verursacht eine unaushaltbare Scene; die Amme ist ganz gestrichen. Hamlet wird dem Originale ziemlich treu gegeben, nur bleibt Fortinbras am Ende weg. Hamlet ist Kembles Hauptrolle, er spielt sie bis in die kleinsten Details, als hätte er Wilhelm Meister gelesen.

Was Cook und Kemble in der Tragödie, das sind Munden, Fawcett, Lewis, in der Comödie, vor Allen Munden. Dumme Bedienten, alberne Jungen, wunderliche alte Herren sind sein Hauptfach, und Apollonius im Hamlet sein Triumph. Uebrigens übertrifft er im Gesichterschneiden und närrischen Stellungen Alles, was wir je gesehen haben.

Stürmisch geht es in Coventgarden her, wie in Drurylane. Einst, bei einer Benefiz-Vorstellung von Menschenhaß und Reue, welche in den komischen Rollen besonders vortreflich dargestellt ward, trat im Zwischenact ein junger Mann mit einem Hornpipe*) auf. Sehr unschuldiger Weise gefiel er den hohen Gönnern, denn er tanzte herzlich schlecht.

*) Hornpipe, ein in Matrosenkleibung getanztes Solo, wie man es auch zuweilen auf teutschen Bühnen sieht.

Man forderte Wiederholung des Tanzes, aber der junge Herr war so ungefällig nicht zu erscheinen. Nun entstand ein Lärmen, als sollte das ganze Haus einstürzen, wie weiland die Mauern von Jericho vor dem Trompetenschalle. Wer solch einem Aufruhr zum ersten Mal beiwohnt, kann sich in der That der Furcht nicht erwehren; es übersteigt allen menschlichen Begriff. Ein Schauspieler stand auf der Bühne und wartete, bis die Schreihälse einmal würden pausiren müssen; der Moment kam endlich; mit tiefen Bücklingen trat er hervor und erbat sich die Erlaubniß ein Lied zu singen, dabei versicherte er, der andere Gentlemen würde gleich darauf tanzen, er erhole sich nur ein wenig. Jetzt war der Beifall eben so rauschend, als zuvor der Tadel; der Sänger sang ein närrisches Lied von einem Yorkshireman;*) es hatte unendliche Verse, mußte aber dennoch zwei Mal wiederholt werden. Daß er sich nicht lange dazu bitten ließ, versteht sich von selbst. So wie das Lied geendigt war, trat der Tänzer wieder auf, man ließ ihn gelassen tanzen und pfiff ihn hinterher aus. Im

*) Die Bewohner von Yorkshire sind wegen ihrer schlauen Gewandheit zum Sprichwort geworden. Man sagt von ihnen: give him a Saddle and he will find a horse, d. i. gebt ihm einen Sattel, ein Pferd findet er schon.

folgenden Zwischenact ahmte ein Schauspieler die bekanntesten Mitglieder beider Theater aufs täuschendste nach, etwas das doch wohl bei keiner Bühne anderer Nationen geduldet werden würde. Gang, Sprache, Declamation, Alles war zum Verwechseln; mit lautem Beifall rief das Publicum den Namen des jedes Mal dargestellten Schauspielers aus. Sehr interessant war es, dieselbe Stelle einer Tragödie, mehrere Mal hinter einander, auf ganz verschiedene Weise declamiren zu hören. Auf Alles dieses folgte noch ein Nachspiel, ohne welches das Publicum gewiß nicht ruhig zu Hause gegangen wäre, obgleich schon fast der Tag wieder anbrach.

Den größten Lärm aber erlebten wir in Sheridans Umarbeitung von Rolla's Tod, im Pizarro. Bis jetzt hatte man dieß Stück nur in Drurylane viel Mal hinter einander gegeben, denn Sheridan war bekanntlich Mitdirector jenes Theaters. Jetzt ward es mit neuen prächtigen Decorationen auch in Coventgarden angekündigt. Md. Siddons sollte die Cora, Kemble den Rolla, Cook den Pizarro spielen. Alle Logen waren längst auf diesen Tag vorherbestellt, Alles war voll Erwartung. Die Direction von Drurylane konnte den Triumph von Co-

ventgarden unmöglich gleichgültig ansehn, und sie ergriff sonderbare Mittel, ihn zu vereiteln. Fürs erste kündigte sie dasselbe Stück für den nämlichen Abend an. Der Fall, daß das nämliche Stück in einem Abende in beiden Häusern gegeben werden sollte, war noch nicht vorgekommen, so lange die Londoner Theater existiren. Sodann gab sie den Tag vor der Vorstellung ein prächtiges Mittagsessen, Herrn Cook zu Ehren. Daß auf englische Weise dabei viel getrunken ward, daß der Held des Tags mit einem ziemlichen Rausche nach Hause gebracht werden mußte, war in der Regel. Abends darauf, als das Schauspiel anfieng, fand sich eine ungeheure Menge Zuschauer ein, die glänzendste Versammlung, die man seit langer Zeit in Coventgarden gesehen hatte. Zu Anfang gieng alles vortrefflich, bis Cook als Pizarro auftrat und — trotz aller Anstrengung — nicht im Stande war, auch nur ein lautes Wort hervorzubringen. Er versuchte zwei, drei Mal zu reden; umsonst! er mußte verstummen. Nur zu gut hatten die Schauspieler von Drurylane die Schwäche ihres ehemaligen Mitgenossen gekannt und berechnet, denn jedes Mal ist Cook den Tag nach einem Rausche durchaus heiser, so, daß er unmöglich spielen kann. Das Uebel dauert nur den einen Tag, deshalb hatte man ihn Abends

vorher so hoch setirt. Der Zorn, das Wüthen des Publicums überstiegen nun alle Gränzen; das vom wildesten Orkan aufgeregte Meer ist nur ein schwaches Bild des unbeschreiblichen Tobens des Parterre und der Galerien. In den Logen blieb man ziemlich ruhig, die Damen zitterten; alle waren leichenblaß und einige wurden ohnmächtig herausgebracht. Alle Schauspieler mußten auf dem Theater bleiben. Md. Siddons, Kemble, der in der indischen Tracht wunderschön aussah; Alle standen zitternd dem entsetzlichen Lärm gegenüber, denn so wie sie nur Miene machten das Theater zu verlassen, drohte man es zu stürmen. Cook war wie vernichtet im Hintergrunde. So lärmte man eine starke Stunde durch; unbegreiflich ists, wie es die Lungen aushielten. Kemble versuchte endlich Cooks plötzliche Krankheit und ein anderes Stück für den heutigen Abend anzukündigen; kaum ließ man ihn zum Worte kommen. Pizarro, Pizarro! riefen tausend Stimmen; „Cook ist betrunken" riefen Andere und achteten nicht darauf, daß Kemble mit den demüthigsten Gebärden das Gegentheil versicherte. Das Toben nahm jeden Augenblick zu, die Schauspieler schienen sich ängstlich unter einander um Rath zu fragen. Nun trat Kemble wieder vor und fragte: ob das Publicum dem jungen Sid-

dons erlauben wolle, den Pizarro mit dem Buch in der Hand zu spielen? Lauter Beifall erfolgte; der Sturm legte sich, Cook schlich sich von der Bühne fort, und das Stück wurde genau da weiter gespielt, wo man erst abgebrochen hatte. Unbegreiflich war uns die Fassung, mit der Alle, besonders Md. Siddons und Kemble nach einem solchen Auftritt fort spielten; sie übertrafen sich selbst, die Decorationen waren wunderschön und auch Pizarro nahm sich, troz des Buchs, besser aus, als man erwarten konnte. Alles war vergeben und vergessen, nur da Kemble das Stück für den folgenden Tag wieder ankündigte, rief man ihm von allen Seiten zu: sagt Cook, er solle sich nicht wieder betrinken!

Die italienische große Oper.

Von diesem großen Theater, dem Stolz der Nation, wenden wir uns jetzt zu dem größten unter allen, zur italienischen Oper. Obgleich die Vornehmsten und Größten es beschützen, so ist es dennoch dem Volke verhaßt, weil es auf alle Weise dem National-Geiste entgegen strebt. John Bull geht höchstens ein Mal hin, um sich hernach Zeitlebens darüber lustig zu

machen. Die fremde Sprache, das ganze ausländische Wesen, vor Allem die französischen Tänzer erscheinen ihm wie eben so viel Entheiligungen des vaterländischen Bodens. Längst wäre die ganze Anstalt zu Grunde gegangen, wenn nicht der Großen Eitelkeit, Prachtliebe und Vorliebe für das Ausländische sie erhielte; deutlich sieht man, daß sie hier nicht gedeihen kann, und, trotz der großen Summen, die darauf verwendet werden, nur kümmerlich vegetirt.

Das Haus, noch größer als **Drurylane**, enthält, außer dem Parterre, fünf Reihen Logen und zwei Galerien. Ueber und über mit Malereien überladen, scheint es, ungeachtet der sehr glänzenden Erleuchtung, dennoch dunkeler als die andern Schauspielhäuser. Die Verzierungen sind ziemlich geschmacklos, überall schwärmen Amoretten zwischen tausend Schnörkeln und Guirlanden auf dunkelem Grunde; das Ganze erscheint bunt, aber nicht heiter.

Dieses Theater ist der glänzendste Vereinigungspunkt des hohen Adels, dem es hauptsächlich seine Erhaltung verdankt; wer sonst auch noch auf feinen Ton, auf Bildung, auf hohen Styl Anspruch macht, der thut wenigstens, als besuche er es fleißig und sey jedes

Mal entzückt, wenn er auch noch so oft mit geschlossenem Munde während der Vorstellung gähnen mußte. Alle Logen von unten bis oben sind zu Preisen vermiethet, für welche man in mancher Stadt des festen Landes ein ganzes Haus, nicht allein miethen, sondern sogar kaufen könnte. Vom Monat December bis Ende Junius sieht man wöchentlich zwei Mal, Dienstag und Sonnabends in diesen Logen die schönsten, berühmtesten, reichsten und vornehmsten Damen des Reichs in ihrem prachtvollsten Schmucke versammelt. Strahlend von Diamanten, sitzen sie in langen Reihen, und gewähren einen Anblick, der das eigentliche Schauspiel weit übertrifft. Wer nicht abonnirt ist, muß ins Parterre, welches hier an Rang den Logen gleich gehalten wird. Das Billet kostet eine halbe Guinee, und die Etikette befiehlt auch hier, in Galla zu erscheinen, die Herren in seidnen Strümpfen, den Dreieck unterm Arme, die Damen aufs schönste geschmückt; sonst wird man auf die erste Galerie gewiesen, die halb so viel kostet, als das Parterre. Ob sich aber dort im sechsten Stockwerk viel sehen und hören läßt? müssen wir billig bezweifeln.

Unser Schicksal wollte, daß wir die von Winter componirte Oper Kalypso sehen sollten, denn an eine

Wahl ist hier nicht zu denken. Mehrere Wochen hindurch erscheint eine und dieselbe Oper, ein und dasselbe Ballet ununterbrochen hinter einander fort, bis Sänger und Tänzer es müde sind; denn das Publicum in den Logen ermüdet nicht, immer das nämliche zu sehen und es vortrefflich zu finden. Kaum drei Mal werden den Winter über die Vorstellungen gewechselt. Die berühmte Billington erschien als Kalypso, wenig zu ihrem Vortheile. Ihre reichlichen vierzig Jahre könnte man übersehen, wäre sie nur nicht so unerlaubt dick, wie wir noch nie eine weibliche Gestalt auf dem Theater erblickten, und strebte sie, nur durch Spiel und Ausdruck Jugend und Gestalt zu ersetzen. Aber sie hält es unter ihrer Würde Schauspielerin zu seyn; bewegungslos steht sie da und singt, und glaubt damit schon ein Uebriges gethan zu haben. Die Engländer halten sie für die erste Sängerin der Welt. Ihre Stimme ist in der That rein, voll und besonders in der Höhe von großem Umfang, dabei kunstmäßig gebildet, aber Ausdruck und Vortrag fehlen ihr ganz. Wie es ihr vorgeschrieben ist, so singt sie Alles richtig hinter einander ab, gleich einem Uhrwerke, bringt hin und wieder Cadenzen und Triller an, wobei dem Zuhörer der Athem vergeht und glaubt so die höchste Stufe der Kunst erreicht zu haben. So ein Tril-

ler von einer Viertelstunde, darüber geht dem Engländer kein Gesang in der Welt. Alle übrigen Sänger und Sängerinnen, größtentheils Italiener, sind fast noch weniger als mittelmäßig. Unter den schlechten als die schlechteste zeichnete sich die zweite Sängerin aus, und man sagte uns: die Direction hätte sie bloß darum engagirt, weil ihr die Kleider ihrer Vorgängerin wie angegossen paßten. Das Orchester ist lobenswerth, die Decorationen sind recht hübsch, aber bei weitem nicht mit den andern Theatern zu vergleichen. Die ganze Anstalt schien uns mit einer Mesquinerie betrieben zu werden, die sowohl der großen Summen, welche darauf verwendet werden, als des Publicums, das sich dort versammelt, unwürdig ist. Sehr vergnügt sahen wir den Signore Telemaco seinen Luftsprung machen und freuten uns auf das Ballet. Leider aber hatte auch dieses drei Acte und schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Es war ein moralisches sentimentales Wesen. Mlle. Parisot, l'Arborie, dessen Frau und noch Einige, deren Namen uns nicht beifallen, waren vortrefflich. Die Haupttänzer sind es immer; denn man engagirt alljährlich ausgezeichnete Künstler aus Paris für die Saison um große Preise. Desto schlechter stechen aber die andern Tänzer, vor allen die Figuranten, dagegen ab, so-

wohl in Hinsicht der Kunst, als der Kleidung. Ueberall keine Spur des Geistes, der uns im Pariser Ballet in eine andere Welt versetzt. Nach ein Uhr kamen wir ermüdet, als hätten wir mitgetanzt, zu Hause an, um sieben Uhr waren wir schon hingefahren.

Haymarket.

Von den Sommertheatern, welche für die armen Nobodys berechnet sind, die den Sommer über in London bleiben müssen, nennen wir zuerst Haymarket, welches sich nur mit dem Schlusse von Coventgarden und Drurylane öffnet. Das Haus ist nicht groß, ungefähr wie das teutsche Theater in Hamburg, aber sehr freundlich mit Weiß und Gold decorirt auch eben so glänzend erleuchtet, wie die größern Schauspielhäuser. Große Tragödien werden hier nicht gegeben, wohl aber Lustspiele, Possenspiele und zuweilen kleine Opern. Wir sahen hier ein, aus der Geschichte des Cardenio im Don Quixotte zusammengestoppeltes Schauspiel. Mr. Elliston, ein junger Schauspieler, der im tragischen Fache große Hoffnungen erregt, spielte die Rolle des Cardenio. Jedes Mal war das Haus überfüllt, wenn er die Bühne be-

trat, und lauter Beifall erschall aus allen Ecken. Wahr ists, höher wie er in dieser Rolle, kann man die grausenvollste treuste Abbildung des Wahnsinnes nicht treiben. In einer Scene bricht er bei Wiedererkennung seiner Geliebten erst in ein langes anhaltendes convulsivisches Lachen aus; dann ergreift ihn ein Fieberfrost, der ihn so gewaltsam zusammen schüttelt, daß man es zu hören glaubt; zuletzt klappt er zusammen wie ein Taschenmesser und fällt hin, daß das Haus dröhnt. Der Beifall war unermeßlich, und auf der ersten Galerie, wo die empfindsamen Nähmädchen sitzen, gab es eine Sündflut von Thränen. Elliston hätte mit der Zeit ein zu mächtiger Rival von Cook und Kemble in der Gunst des Publicums, wenn auch nicht der der Kunstkenner, werden können; man ließ ihn daher nicht recht aufkommen. Seit ein Paar Jahren ist er in Newyork, wo er Alles entzückt und die Herzen schmelzt wie Wachs. Eine höchst unsinnige komische Oper folgte auf dieses grausenvolle Stück, sie tröstete alle Welt, trocknete die Thränen der zweiten Galerie, und trotz des vorhergegangenen Heulens und Zähnklappens, giengen wir Alle lachend nach Hause.

Astleys Amphitheater. Royal Circus. Sadlerswells.

Ebenfalls lauter Vergnügungs-Oerter für die Nobody's, obgleich auch die vornehme Welt sie zuweilen besucht, besonders zu Anfang und zu Ende der Sommersaison, ehe sie aufs Land geht, oder wenn sie eben zurückkehrt. Sie sind von Ostern bis Anfangs November offen, wo dann regelmäßig sechs Mal die Woche gespielt wird. Nirgends in der Welt kann man Bereiter-Künste in höherer Vollkommenheit sehen, als in Astleys Amphitheater. Die Virtuosität darinnen erbte in der Familie Astley seit mehreren Generationen vom Vater auf den Sohn, und auch die jetzt heranwachsenden Kinder derselben versprechen, den alten Ruhm aufrecht zu erhalten. Die halsbrechendsten Kunststücke sahen wir hier mit einer Leichtigkeit, einer Grazie ausführen, die bei dem Zuschauer nichts von der Besorglichkeit für die Sicherheit des Künstlers aufkommen ließ, welche sonst gewöhnlich Vergnügungen dieser Art verbittert. Pferde und Menschen von bewundernswerther Schönheit wetteiferten mit einander um den Preis der gewandesten Behendigkeit; Alles schien Lust und Leben. Die Zuschauer, besonders im Parterre, waren ganz

in Extase; vor Allen erfreute uns ein dicker Pachter dicht vor uns. Unaufhörlich stieß er seine neben ihm sitzende Ehehälfte mit dem Ellenbogen in die Seite und rief ihr halb bewußtlos zu: Mary, you Dog, see how fine this is (Mariechen, du Hund, sieh wie schön das ist.) Das große, sehr schön erleuchtete Haus ist hübsch decorirt. Das Parterre, zwei Reihen Logen und eine Galerie, ziehen sich um einen runden, großen, in ihrer Mitte liegenden Platz, auf welchem die Bereiter ihre Künste produciren. An einem Ende dieses Platzes erhebt sich ein ziemlich großes Theater; hier werden abwechselnd Pantomimen und Ballete aufgeführt. Volkslieder, gut oder übel gesungen, Arien und Recitative wechseln mit diesen, um den Ergötzlichkeiten des Abends mehr Mannichfaltigkeit zu geben. Die komischen Pantomimen sind, nächst den von Drurylane, die schönsten, die wir je sahen, obgleich sie doch weit hinter jenen zurückstehen. Schöne Decorationen, wohl ersonnene, täuschend ausgeführte Verwandlungen folgen darin blitzschnell auf einander, in großer Mannichfaltigkeit. Unter andern erinnern wir uns einer Vorstellung der Prozession der Ritter des Bathordens. Die Scene zeigte einen bekannten, mit Zuschauern erfüllten Platz in London, über welchen der Zug hingieng. Zuschauer und Ritter waren theils

gemalt, theils Marionetten, die immer kleiner wurden, je weiter sie entfernt scheinen sollten. Da auch die größten, dem Zuschauer am nächsten stehenden Figuren weit unter Lebensgröße blieben, so sah das Ganze aus, als ob man es aus der Ferne von einer beträchtlichen Höhe, etwa von einem Thurme, beobachtete. Es machte einen sehr täuschenden Effect, und ist vielleicht die einzige Art, wie dergleichen auch auf ganz großen Theatern vollkommen vorgestellt werden kann. Freilich müßten aber auch die Theatermäler und Maschinisten ihre Kunst so gut verstehn, als die Londoner. Drei verschiedene Ballete und Pantomimen und ein Paar musikalische Scenen werden gewöhnlich jeden Abend gegeben; in den Zwischenacten erscheinen die Bereiter, so, daß das ganze Schauspiel doch auch immer bis gegen Mitternacht dauert.

Während unsers Aufenthalts in London, hatte Astley zum zweiten Mal das Unglück, sein Theater abbrennen zu sehen. Dies Mal wurde auch sein daran stoßendes Wohnhaus von der Flamme ergriffen, und seine arme alte Mutter fand den Tod darin. Als einen Beweis der ungeheuern Größe der Stadt müssen wir hier erwähnen, daß mehrere von unsern Bekannten viele Tage darauf nichts von diesem Unglück

wußten; den es verkündigenden Zeitungsartikel hatten sie übersehen.

Wenige Monate nach jenem Unglück war Astleys Theater aus der Asche neu erstanden und glänzender als zuvor, denn man baut sehr schnell in London. —

Der Royal-Circus ist ganz so, wie jenes eingerichtet, auch hier werden Bereiterkünste und pantomimische Ballete gegeben; aber bei weitem nicht in der Vollkommenheit, als dort, obgleich das Haus viel schöner und größer ist.

In beiden Theatern fehlt es nie an Zuschauern; sie sind weit genug von einander entfernt, daß jedes sein eignes zahlreiches Publicum haben kann. Astleys Theater liegt an der Black-fryars Brücke, der Circus an der von Westminster.

Sadlerswells, ein drittes Theater dieser Art, auf welchem aber Seiltänzer statt der Bereiter ihre Künste zeigen, besuchten wir nicht. Es liegt ziemlich weit vom eigentlichen London in Islington, einem jetzt zur Vorstadt gewordnen, vormals in ziemlicher Entfernung von London gelegenen Flecken. Hier soll man das eigentliche Londoner Volk in seinem vollen Glanz sehen können, aber Bier, Tabak und Brann-

tewein tragen auch zur Freude das ihrige bei, und dies schreckte uns ab, hinzugehen.

Waurhall.

Reizender, blendender, feenhafter läßt sich nichts denken als dieser, in einer kleinen Entfernung von London am Ufer der Themse gelegene Garten, vor Allem an sogenannten Galla-Nächten, wenn er zur Feier des Geburtstages irgend eines Mitglieds der königlichen Familie in doppelter Erleuchtung prangt. Gegen funfzehn tausend wohlgekleidete Männer und Frauen wandeln dann im Schimmer unzählicher Lampen auf diesem magischen Fleckchen Erde, zwischen schönen Bäumen und blühenden Sträuchen, im fröhlichsten Gedränge umher. Musik tönt durch die laue Sommernacht, Alles athmet Lust und Vergnügen, es ist, als beträte man das Paradies der Muhamedaner. Nirgends sieht man herrlichere Gestalten als hier, wo die in allen Farben prangende sonnenhelle Beleuchtung jeden Reiz erhöht. Gleich der Eintritt in diesen Zauberort überrascht und blendet. In der Mitte eines großen, rings um mit schönen Bäumen umgebenen Platz's, erhebt sich das Orchester hoch in die Luft. Aus tausend

farbigen Lampen zusammengesetzt, strahlt es blitzend gegen den dunklen nächtlichen Himmel, wie ein aus Edelsteinen erbauter Feen-Palast. Leicht und luftig steht das fantastische Gebäude da, und doch innerlich fest genug, um nahe an hundert Personen sicher zu tragen. Hinter den ebenfalls erleuchteten Bäumen ziehen sich obenbedeckte Arkaden hin, unter welchen mehrere hundert kleine Bogen und Pavillons angebracht sind. Auch an diesen Arkaden reiht sich Lampe an Lampe; oben, unten, an den Seiten, überall funkelndes Licht und brennende Farben-Pracht. Von diesem Platze aus laufen mehrere hell erleuchtete Alleen neben einigen dunkeln. Letztere betritt die gute Gesellschaft nie. Transparente Gemälde endigen die erleuchteten Alleen; Säle mit Statuen, Transparents, Blumen und krystallenen Girandolen geziert, bieten Schutz gegen Kälte, Wind und plötzlich einfallenden Regen. In einigen vom Orchester entlegenen Sälen spielen kleine Musikchöre.

Mehr als hundert, wohlgekleidete, gewandte Aufwärter stehen neben den Bogen, welche den großen Platz umgeben. Jedes Winks bereit, besetzen sie im Nu die darin fertig gedeckt stehenden Tische mit allem, was man an einem solchen Orte von kalten Speisen und Getränken verlangen kann. Das Orchester be-

steht größtentheils aus Blase-Instrumenten. Wir hörten hier unter andern ein Conzert auf der Trompete, dessen Möglichkeit wir nie geträumt hätten. Ein im Dienste des Prinzen von Wallis stehender Künstler blies es, der wahrscheinlich der einzige in seiner Art ist. Auch die beliebtesten englischen Theater-Sänger, einige wenige der vornehmsten ausgenommen, lassen sich hier mit einzelnen Arien, Volksliedern, Kanons und vielstimmigen Gesängen hören. Im Freien klingt jede Musik gut, aber der Effect, den diese aus dem Feentempel herab erschallenden mächtigen Töne in der funkelnden, schweigenden Nacht hervorbringen, ist unbeschreiblich; denn, trotz der großen Menschen-Menge, hört man doch nirgends wilden Lärm auf diesem Platze. Schweigend oder flüsternd wandelt Alles umher, und horcht der Musik, bis um zehn Uhr eine Glocke uns in einen etwas abgelegenen Theil des Gartens ruft. Dort sehen wir in einem großen, sich bewegenden Gemälde einen Wasserfall aufs täuschendste dargestellt. Man hört das wilde Rauschen der Flut, und sieht sie sich in stäubenden Schaum verwandeln. Die Scene belebt noch eine, am Fuße des Wasserfalls angebrachte Brücke, über welche mancherlei Fuhrwerke, Fußgänger, Reiter und Thiere passiren, Alles aufs natürlichste und täuschendste dem Auge dargeboten. Von hier kehrt man zum Orche-

ster zurück, von welchem um diese Zeit gewöhnlich eine große Arie, oder sonst ein ausgesuchtes Tonstück erschallt, dann lustwandelt man in den hellen Alleen; besucht die verschiedenen Säle. Pfeilschnell verfliegt die Zeit, ehe man es erwartete, ist's Mitternacht, eine zweite Glocke ruft uns in einen andern Theil des Gartens, zu einem artigen Feuerwerke, bei welchem man aber freilich nicht an die Flammen-Pracht im Wiener Prater denken muß. Nach dem Feuerwerke vertheilt sich der größte Theil der Gesellschaft in die Logen, wo man in kleinen, selbst gewählten Kreisen fröhlich soupirt und dabei die draußen umherwandelnde schöne Welt die Musterung passiren läßt. Späterhin wird auf dem grünen Rasen in der Nähe des Orchesters getanzt. Die Damen, welche hier tanzen, mögen freilich wohl nicht die unbescholtensten seyn. Schwerlich würde sich in London ein Mädchen von gutem Rufe zu einer solchen öffentlichen Ausstellung verstehen; auch bemerkten wir fast immer dieselben Tänzerinnen und schließen daraus, daß sie vom Unternehmer der Anstalt hier zu tanzen engagirt sind. Indessen sie tanzten mit dem Ausdrucke der Freude und dennoch anständig, so daß sie eine vollkommene Illusion hervorbrachten. Alle waren schön, jung und wohlgekleidet, und so fragte Niemand darnach: wer sie eigentlich seyn möchten? Gewöhnlich bricht der

Tag über alle diese Freuden an, doch pflegte die gute Gesellschaft sich gern vor zwei Uhr zu entfernen; später artet der Ton aus und wird zuweilen zu wild und bacchantisch, als daß man gern dabei verweilen möchte.

R a n e l a g h.

Eine schöne große Rotunde mit einem dazu gehörigen Garten, nahe bei London in dem, wegen des Invalidenhauses für Landsoldaten bekannten, Dorfe Chelsea. Vom Monat Februar bis Ende Mais wird in Ranelagh alle Tage, Sonntags ausgenommen, Abends um neun Uhr Musik gemacht. Der Saal ist brillant erleuchtet, man wandelt umher, spricht mit Bekannten, betrachtet die Unbekannten, setzt sich zuletzt mit seiner Gesellschaft an einen Theetisch und fährt dann wieder zu Hause. Ranelagh ist mehr der Sammelplatz der vornehmen Welt als Vauxhall, aber dafür auch unendlich langweiliger. Der Anblick des großen, glänzend erleuchteten Saals voll geputzter Herren und Damen hat etwas Imposantes, aber er macht keinen fröhlichen Eindruck. Das Orchester ist groß und gut besetzt. Winters werden einige sehr brillante Maskeraden in diesem schönen Local gegeben.

Conzerte.

Berühmte Virtuosen, welche in London binnen wenigen Jahren ein Vermögen erwarben, das sie auf dem festen Lande während einer ganzen Lebenszeit nicht erworben hätten, wissen am besten, wie man hier die Musik liebt. Die Nation selbst ist eigentlich nicht musikalisch. Es fehlt ihr nicht bloß an Talent, auch an Gehör und Geschmack. Daher giebt's nichts Ungefälligeres, Monotoneres, als die englische Volksmusik. Wir haben schon früher bemerkt, daß hier der Text mehr gilt als die Melodie, deutliche Aussprache mehr als alle Kunst des Sängers. So ist's beim Volk und der mittlern Classe; die Großen aber, welche auf Reisen Gelegenheit hatten, das Bessere kennen zu lernen, nehmen ausländische Talente gern in Schutz, und belohnen sie mehr als fürstlich. Viele von ihnen haben in ihren Häusern zu bestimmten Tagen musikalische Vereine, an welchen fremde berühmte Tonkünstler Theil nehmen. Wohl dem, der nur mit einer einzigen bedeutenden Bekanntschaft oder Addresse nach London kommt; sein Glück ist gemacht. Verschiedene große Subscriptions-Conzerte existiren den Winter über in

London, wo alle bedeutende fremde und einheimische Virtuosen engagirt werden. Auch diese Conzerte, die ziemlich kostbar sind, werden größtentheils von den Vornehmern besucht und erhalten. Das glänzendste derselben wird während der beiden letzten sogenannten Wintermonate wöchentlich ein Mal in Hanoversquare, in einem schönen hoch gewölbten Saale gegeben, an welchen zwei brillante Conversations-Zimmer stoßen. Es ist hauptsächlich der Vocalmusik geweiht. Nie hat uns ein Conzert mehr Vergnügen gewährt, als dies. Das sehr glänzende Auditorium war still und aufmerksam. Londons beste Sänger wetteiferten mit einander. Md. Billington, die uns im Conzerte weit besser gefiel, als zuvor in der Oper, Md. Storace, Md. Dussek, die Frau des berühmten Clavierspielers, sangen sehr angenehm. Letztere ließ sich auch auf der Harfe hören, die sie meisterhaft spielt. Vor Allem entzückte uns der Tenorist Braham, der vielleicht die schönste Stimme hat, die jetzt existirt. Er ist eigentlich ein Israelit, und heißt Abraham. Arien, Duette und vierstimmige Musikstücke wechselten mit einander ab, Manches mußte wiederholt werden, denn der Engländer, hoch oder niedrig, läßt sich's nicht nehmen, für sein Geld zu befehlen ohne Umstände und Ansehen der Person. Die Künstler

müssen gehorchen, wenn's ihnen auch noch so schwer wird, und sich's am Ende noch zur Ehre rechnen, wenn sie ancored werden, wie man's hier zu Lande nennt. Am Ende sang ein siebenjähriger Knabe, der Sohn des Unternehmers, ein italienisches Liedchen, gut genug für sein Alter. Die Gutmüthigkeit des englischen Volks, die gern jedes aufkeimende Talent aufmuntert, zeigte sich hier. Auch er wurde ancored, obgleich es schon Geduld erforderte, das kindische Stimmchen gleich nach Brahams männlich schönem Gesange auch nur ein Mal anzuhören.

Gemälde-Ausstellungen.

Die berühmteste und besuchteste derselben ist, wie wir früher erwähnten, alle Frühlinge in Sommersethouse. Nicht sowohl der Kunstwerth der Gemälde selbst, als ihre Neuheit zieht dann halb London herbei. Sommersethouse gilt für eins der schönsten öffentlichen Gebäude in London, und nicht mit Unrecht. Weniger schwerfällig und überladen, als der größte Theil der übrigen, ist es geräumig und hell; besonders bewundert man darinnen die künstlich gewundene, bloß auf sich beruhende Treppe, uns aber kam sie im Ver-

hältniß zum Ganzen zu schmal vor. Dies große Gebäude liegt im volkreichsten Theile der Stadt, am Strande, der gleichsam die City mit dem westlichen London verbindet. Ein Theil desselben ist der königlichen Maleracademie eingeräumt, die hier ein sehr schönes Locale hat, das Uebrige wird von mancherlei öffentlichen Anstalten und Canzleien benutzt.

Sir Joshua Reynolds war der erste Präsident dieser Akademie, jetzt ist es Mr. Benjamin West. Diese und noch einige Professoren halten zu bestimmten Zeiten Vorlesungen über die Kunst. Man übt die jungen Leute im Zeichnen nach der Natur und nach Abgüssen von Antiken. Alle Jahre werden Preise von goldnen und silbernen Medaillen an die fleißigsten und geschicktesten Schüler ausgetheilt. Die ganze Einrichtung gleicht der anderer Akademien, so auch die Ausstellung. Unter vielen Gemälden findet man in allen solchen Orten manches Erträgliche, einiges Mittelmäßige, wenig Vorzügliches; doch hatte wohl noch nirgends das ganz Schlechte so sehr das Uebergewicht, als diesmal in Sommersethouse. Ganze Wände großer Säle waren mit Gemälden bedeckt, bei welchen wir durchaus glauben mußten, die Künstler hätten mit einander gewettrifert, wer es im Ab-

furden und Verfehlten dem andern zuvorthäte. Fehlerhafte Zeichnung, schreiende Farben, schlechte Vertheilung von Schatten und Licht sah man überall. Landschaften und historische Gemälde waren in Menge vorhanden, aber kein einziges Stück darunter, dessen Besitz man hätte wünschen können. Die Porträts machten den größten und besten Theil der Ausstellung, bekannte und unbekannte Herren und Damen guckten von allen Wänden herunter. Vor mancher wohl aufgefaßten charakteristischen Gestalt mußten wir mit Vergnügen verweilen, doch auch aus diesen Porträten sprach uns der Geist der Mode an. Die meisten waren flach, bunt, so viel möglich gelb und grün gemalt, ohne Schatten und Licht, fast wie in China; denn das ist jetzt hier so Ton, ein dunkles Porträt will Niemand im Zimmer dulden; alle neue Malerei muß aussehen wie ein illuminirter Kupferstich. Wirklich vorzüglich waren jedoch einige Miniatur-Bilder und Emaille-Arbeiten.

Weit mehr Genuß gewährten uns ein Paar Sammlungen älterer Gemälde, besonders italienischer, die unter dem Namen der Römischen und der Truchseß-Galerien für ein unbedeutendes Entrée-Geld alle Tage gezeigt werden. Hier sahen wir manches vor-

der des Dichters, oft bis zum Barocken und sogar Burlesken. Gestalten, wie sie der wildeste Fiebertraum nicht bilden kann, führt er uns vor, eben so ausschweifend ersonnen, als geistreich ausgeführt. Gut, daß er den Zeichenstift und nicht den Pinsel zum Werkzeuge wählte; gemalt wären diese Bilder schwerlich zu ertragen.

Wir dürfen ja auch wohl das Panorama in der Reihe dieser Ausstellungen anführen, da es hier nicht, wie an andern Orten, bloß als durchwandernder Gast weilet, sondern einen bleibenden Wohnsitz hat. Ein sehr zweckmäßiges, solides Gebäude ist in der Nähe von Haymarket dazu erbaut. Hat das Publicum sich an einem solchen riesenmäßigen Gemälde satt gesehen, so wird letzteres auf Reisen geschickt und ein anderes Bild tritt an dessen Stelle, diesmal war eine sehr täuschende Darstellung von Paris an der Tagesordnung. Auch bitten wir Miß Linwoods kunstreicher Stickereien hier erwähnen zu dürfen, obgleich wir gern alle sogenannten Kunstwerke dieser Art in die Reihe der Kunststücke und wo möglich ganz aus der Welt verbannen möchten. Die vollkommenste Stickerei kann doch nur einem Gemälde oder einem Kupferstiche gleichen, warum also den mühsameren

Weg statt des leichteren wählen, wenn jener nicht ein-
mal ganz zum Ziele führt? Warum nicht die schwer-
fällige Nadel weggeworfen und den Pinsel ergriffen,
der doch ganz andere Zauberwerke hervorzubringen
vermag? So sagten wir an der Schwelle vor Miß
Linwoods Salon, aber so wie wir darüber traten
war es mit unserer Weisheit vorbei. Höher als diese
geschickte und fleißige Engländerin, kann man es in
dieser Kunst unmöglich bringen, und alles Vollendete,
sey es von welcher Gattung es wolle, hat zu viel
Recht dazuseyn, als daß man ferner etwas dagegen
einzuwenden versucht werden könnte. Die schönen
Arbeiten dieser ersten aller Stickerinnen zieren mehrere
Zimmer, zu welchen man täglich für ein sehr mäßiges
Entrée-Geld Einlaß erhalten kann. Jährlich kom-
men neuere hinzu, während ältere in die Cabinette
reicher Kunstsammler versetzt werden, bewundernd steht
man davor, bewundernd geht man weg, und ausge-
söhnt mit dieser, sonst mit allem Rechte verschrieenen
Gattung. So wenigstens gieng es uns.

Merlins Museum.

Nicht die Werke des alten berühmten Hexenmei-
sters dieses Namens bewundert man hier, wohl aber

zügliche Bild, vor welchem wir mit Vergnügen verweilten, und fanden immer Kunstfreunde in den bequem eingerichteteren Zimmern, die still in ruhiger Betrachtung sich an den alten Meisterwerken ergötzten. Jede dieser Sammlungen besteht aus siebenzig oder achtzig Stücken. Die römische Galerie gehört einem Bilderhändler, der wohl gelegentlich ein und das andere Stück verkauft, und dann wieder etwas Neues an die Stelle setzt. Die Truchseß-Galerie sollte im Ganzen verkauft werden; was wir hier sahen, war nur gleichsam eine Probe der Sammlung, deren größter Theil auf dem festen Lande sich befand, und wahrscheinlich noch dort ist. Wir erwähnen nicht mehrere kleinere Sammlungen, die auf ähnliche Weise gezeigt werden und wohl den Besuch eines Kunstfreundes verdienen. Zu den Atteliers der berühmtesten Londoner Maler kann man ebenfalls für eine Kleinigkeit Einlaß erhalten, doch wurden wir von den Proben ihrer Kunst in Sommersethouse eben nicht bewogen, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Merkwürdig in jedem Betrachte war die jetzt leider zerstreute Shakespeare-Galerie, doch wohl mehr noch des Gedankens, als der Ausführung wegen, denn es ist nicht zu läugnen, daß nur wenige dieser Gemälde, als solche, viel Lob verdienten. Bekanntlich

hatten sich die besten Londoner Künstler vereint, die merkwürdigsten Scenen Shakespears mit dem Pinsel darzustellen. Nicht immer war ihre Wahl die glücklichste, oft hatten sie Scenen gewählt, die Shakespeare selbst nicht auf die Bühne bringt, zum Beispiel die Ermordung der beiden jungen Prinzen im Tower. Das Grausenvollste wurde überhaupt allen andern vorgezogen; die Farbengebung fiel oft sehr grell aus, Stellung und Anordnung zu theatralisch, das freilich schwer zu vermeiden war. Diese Gemälde sind auch in Teutschland durch farbige und andere Kupferstiche bekannt genug, daher wollen wir nur noch des Eindrucks erwähnen, den das Ganze machte. Man konnte es, troß aller Fehler, nicht ohne Vergnügen betrachten. Gut aufgestellt in einem schönen, dazu eigens erbauten Local, erschien jedes Bild im vortheilhaftesten Lichte und der Gedanke an Shakespeare half überall dem etwa Mangelnden nach. Vor allen Gemälden standen gut angebrachte Lehnstühle und Sophas, so daß dem Kunstfreunde noch wohl nirgends in der Welt das ruhige Anschauen so bequem gemacht worden ist, als hier.

Fueslis Zeichnungen zu Miltons verlornem Paradiese sahen wir hier auch. Wunderbar kämpft darin die wilde regellose Phantasie des Zeichners mit

der des Dichters, oft bis zum Barocken und sogar Burlesken. Gestalten, wie sie der wildeste Fiebertraum nicht bilden kann, führt er uns vor, eben so ausschweifend ersonnen, als geistreich ausgeführt. Gut, daß er den Zeichenstift und nicht den Pinsel zum Werkzeuge wählte; gemalt wären diese Bilder schwerlich zu ertragen.

Wir dürfen ja auch wohl das Panorama in der Reihe dieser Ausstellungen anführen, da es hier nicht, wie an andern Orten, bloß als durchwandernder Gast weilet, sondern einen bleibenden Wohnsitz hat. Ein sehr zweckmäßiges, solides Gebäude ist in der Nähe von Haymarket dazu erbaut. Hat das Publicum sich an einem solchen riesenmäßigen Gemälde satt gesehen, so wird letzteres auf Reisen geschickt und ein anderes Bild tritt an dessen Stelle, diesmal war eine sehr täuschende Darstellung von Paris an der Tagesordnung. Auch bitten wir Miß Linwoods kunstreicher Stickereien hier erwähnen zu dürfen, obgleich wir gern alle sogenannten Kunstwerke dieser Art in die Reihe der Kunststücke und wo möglich ganz aus der Welt verbannen möchten. Die vollkommenste Stickerei kann doch nur einem Gemälde oder einem Kupferstiche gleichen, warum also den mühsameren

Weg statt des leichteren wählen, wenn jener nicht einmal ganz zum Ziele führt? Warum nicht die schwerfällige Nadel weggeworfen und den Pinsel ergriffen, der doch ganz andere Zauberwerke hervorzubringen vermag? So sagten wir an der Schwelle vor Miß Linwoods Salon, aber so wie wir darüber traten war es mit unserer Weisheit vorbei. Höher als diese geschickte und fleißige Engländerin, kann man es in dieser Kunst unmöglich bringen, und alles Vollendete, sey es von welcher Gattung es wolle, hat zu viel Recht dazuseyn, als daß man ferner etwas dagegen einzuwenden versucht werden könnte. Die schönen Arbeiten dieser ersten aller Stickerinnen zieren mehrere Zimmer, zu welchen man täglich für ein sehr mäßiges Entrée-Geld Einlaß erhalten kann. Jährlich kommen neuere hinzu, während ältere in die Cabinette reicher Kunstsammler versetzt werden, bewundernd steht man davor, bewundernd geht man weg, und ausgesöhnt mit dieser, sonst mit allem Rechte verschrieenen Gattung. So wenigstens gieng es uns.

Merlins Museum.

Nicht die Werke des alten berühmten Hexenmeisters dieses Namens bewundert man hier, wohl aber

vielleicht die eines seiner Nachkommen; wenigstens hat der verstorbene Eigner, Erfinder, und zum Theil Verfertiger der in diesem Museum aufbewahrten mechanischen Kunstwerke sich Merlin genannt. Vormittags bei Tageslicht und Abends bei einer artigen Erleuchtung werden sie zu bestimmten Stunden den Schaulustigen gezeigt, und verdienen wohl, daß man einen müßigen Abend daran wendet. Neben vielen, durch Erfindung und Ausführung merkwürdigen und nützlichen Dingen, fanden wir auch manche Spielerei, manches oft Gesehene. Zu den erstern gehört ein sehr bequemes Krankenbette mit einem Tisch daran, der so, wie das Bette auf mannichfaltige Weise sehr leicht verändert und in alle mögliche Stellungen versetzt werden kann. Eine über der Thür angebrachte Uhr braucht nie aufgezogen zu werden, weil das Auf- und Zumachen der Thüre diesen Dienst leistet. Eine andere Uhr ohne alles Räderwerk, an welcher der Perpendikel durch zwei einander entgegengesetzte Magnete im Gang erhalten wird, müssen wir zu den Spielereien rechnen, denn sie gieng ungleich. Viele andere artige Sächelchen, durch Magnete, mancherlei Arten Spiegel und alle Künste der Mechanik hervorgebracht, amüsirten uns nicht wenig, doch findet man dergleichen in jeder bedeutenden Kunstkammer. Ein sehr hübsches

Caroussel, an welchem die hoch in der Luft schwebenden Pferde auf die natürlichste Weise von der Welt ganz ordentlich galoppiren, machte dem jüngeren Theile der Versammlung große Freude, so auch ein Paar Stühle, wovon der eine Ach und Weh schrie, wenn man sich darauf setzte, der andere aber weit höflicher seinen Gast mit einem Tusch von Pauken und Trompeten empfieng. Noch vieles Andere wurde uns gezeigt, jedes in seiner Art aufs Vollendetste gearbeitet, doch nichts erwarb sich so vollkommen unsern Beifall, als vielleicht das Einfachste von allen, ein Haustelegraph, der wegen seiner Nützlichkeit wohl verdient allgemein bekannt und eingeführt zu werden. Daß das Wohnzimmer der Herrschaft über dem der Bedienten sey, ist dazu ein Haupterforderniß; in erstem hängt neben der Klingel eine Tafel von lakirtem Bleche, von der Gestalt eines Barometers, ein Zeiger, den man nach Belieben hinauf- und hinabschieben kann, ist darauf befestigt. Ungefähr Alles, was man den Tag über von seinem Bedienten verlangt, steht auf der Tafel in einer langen Reihe unter einander geschrieben, eben wie die Veränderungen des Wetters auf dem Barometer; zum Beispiel: bringt Feuer, Licht, Thee, Holz, Essen, macht die Hausthür auf, wir sind nicht zu Hause und dergleichen. Im Bedientenzimmer hängt eine ähn-

liche Tafel, deren Zeiger mit dem der obern genau zusammenhängt. Die Herrschaft klingelt und rückt den Zeiger auf das, was sie verlangt, und der Bediente sieht unten auf seiner Tafel nach, und bringt es sogleich, ohne erst zu fragen, was man will; oder man sieht von fern lästigen Besuch kommen, man klingelt, rückt den Zeiger, und der Bediente kann mit dem ehrlichsten Gesichte von der Welt versichern, die Herrschaft sey nicht zu Hause, ohne sie erst durch vergebliches Nachsehen zu compromittiren. Geistererscheinungen, Ombres chinoises, und chinesisches Feuerwerk machten den Beschluß dieser Ausstellung.

W e e k s M u s e u m.

Der erste Plan dieses Museums war selbst für London zu groß und wir hören, daß er nie ganz zur Ausführung gediehen sey. Alles, was Kunstfleiß und Mechanik aus den köstlichsten Materialien hervorbringen kann, sollte in einem sehr großen Saale ausgestellt werden und dann zugleich an bestimmten Tagen einen Vereinigungspunkt gewähren für die elegante Welt, denn nur diese würde sich dort versammelt haben, da der Einlaßpreis ziemlich hoch angesetzt ward. Der

Unternehmer selbst schätzte das Ganze auf 300,000 Pfund Sterling. Wir sahen nur den Anfang dazu, aber auch dieser erregte unser Erstaunen. Ein schöner, lebensgroßer silberner Schwan war im großen Saale von vielem Angefangenen das einzige Fertige. In einem kleinen Bassin schien er auf sehr täuschend sich bewegenden krystallnen Wellen zu schwimmen, kleine goldne Fische spielten lustig um ihn her, der schöne Schwan dehnte die Flügel aus, und putzte die schimmernden Federn, dann fieng er einen Fisch und schluckte ihn mit sichtbarer Anstrengung nieder. Nichts natürlicheres giebts in der Welt, als seine Bewegungen. Vaucansons Ente kann unmöglich lebendiger ausgesehen haben als er. Ein weniger reizendes, aber wegen seiner Kleinheit noch unbegreiflicheres Kunstwerk war eine schwarze Kreuzspinne, nicht größer, als man sie wohl zuweilen findet. Wie nach Willkühr, lief sie kreuz und quer auf dem Tische herum, zappelte mit den Füßen, wenn man sie aufnahm, und geberdete sich durchaus wie eine natürliche Spinne. Herr Week zeigte uns die vielen Gelenke an den Füßen und die dem Auge fast unsichtbaren Räder im Innern des Körpers, die diesem, so häßlichen als bewundernswürdigen Kunstwerke scheinbares Leben gaben. Er gab ihre Zahl auf einhundert und funfzehn an. Viel artiger war

ein kleiner, kaum einen Zoll großer Colibri, von Gold und Emaille. Auf den Druck einer Feder sprang er aus dem Medaillon einer, übrigens gewöhnlichen Tabatiere hervor, öffnete den kleinen rubinenen Schnabel, bewegte die zarten Flügelchen, und flötete ein Liedchen recht laut, deutlich und angenehm; dann sprang er zurück, das Medaillon klappte wieder zu, und Niemand ahnete etwas von dem zierlichen Gaste, selbst wenn man die Dose öffnete. Um uns völlig ins Feenland der Tausend und Einen Nacht zu versetzen, zeigte man uns bei Kerzenschein noch zwei, für den Kaiser von China bestimmt gewesene Tempel, die sich stufenweise erheben und sieben bis acht Fuß hoch sind. Jeder derselben trägt oben eine schöne Uhr, und soll neuntausend Pfund Sterling gekostet haben. Sie glänzen von Gold und blitzenden Steinen, aber diese kostbaren Materialien, aus welchen sie bestehen, werden unbedeutend gegen den Aufwand der daran verschwendeten Kunst und Mühe. Goldne Elephanten, Vögel und Fische, krystallene, wogende Wasserfälle, Nymphen und Jäger an ihren mit tausend Blumen besäeten Ufern, Alles ist darauf angebracht. Die Blumen sind von Juwelen zusammengesetzt. Man sieht Palmbäume, ländliche Scenen, tanzende Figuren, Winzer in einem Weinberge, beschäftigt rubinene Trauben zu sammeln,

und Bäche, belebt von Schwänen und schwimmenden Barken. Brillantne Sterne kreisen, Alles ist Wechsel, Alles Bewegung, Alles funkelt und blitzt. Thiere und Menschen leben, die Bäche rieseln, die Blumen welken und blühen schöner wieder auf, die Palmbäume neigen und erheben ihre Zweige. Alle Augenblicke verändert sich die Scene, das eben Gesehene verschwindet, und etwas Neues und Glänzenders tritt an dessen Stelle. Schon um dieses wirklich kaiserlichen Geschenks willen, hätte man den Lord Macartney in Peking freundlicher aufnehmen sollen: der Kaiser von China besitzt gewiß nichts ähnliches in seinem Schatze, so kunstfertig seine Nation auch seyn mag.

Die herrlichsten Arbeiten von Bronze, Gold und Marmor werden hier verkauft, Alles erlesen und trefflich, aber freilich zu ungeheuern Preisen, auch sahen wir nirgends schönere Flöten-Uhren, als hier.

Sir Ashton Levers Sammlung.

Sir Ashton Levers wendete sein ganzes Leben an diese Sammlung größtentheils naturhistorischer Merkwürdigkeiten. Nach seinem Tode ward sie

ausgespielt und ihr jetziger Eigenthümer, Mr. Parkinson, gewann sie für eine Guinee. Er ließ nicht weit von der Blackfriars Brücke ein zweckmäßig eingerichtetes Haus erbauen, in welchem sie sehr gut und sorgfältig aufbewahrt wird. Täglich von Morgens zehn Uhr an bis Abends sechs Uhr kann man für einen Schilling Entrée-Geld ungestört darin verweilen, ohne von überlästigen und unwissenden Aufsehern gejagt und geplagt zu werden. In einer langen Reihe von Zimmern ist Alles sehr ordentlich in hübschen Glasschränken aufgestellt und jedes darin enthaltene Stück numerirt. Ein an jedem Schranke befestigter Zettel nennt uns den Namen jeder Nummer, fügt, wenn es nöthig scheint, eine kurze Beschreibung derselben hinzu, und macht uns mit ihrem Ursprunge, ihrem Nutzen und manchem andern Wissenswerthen bekannt. Was der Schoos der mütterlichen Erde an Mineralien hervorbringt, ist hier in einem Zimmer in aller seiner Mannichfaltigkeit zu finden. Ein anderes Cabinet enthält die, aus den Tiefen des Meeres ans Tageslicht geförderten Wunder, die prächtigen mannichfaltigen Wohnungen seiner stummen Bewohner, vielfarbige, seltsam geformte Muscheln, wunderbare Schwämme und Seepflanzen, und zackige Korallen-Gewächse. In andern Schränken fanden wir Alles,

was auf Erden kreucht, Käfer, Amphibien, zahllose Gewürme, auch die bunte Schaar der Schmetterlinge. Von ihnen giengen wir zu den Bewohnern der Lüfte; sie machen den größten und schönsten Theil der Sammlung aus. Vom Straus an bis zum kleinsten Colibri ist ihrer hier eine, wie es uns schien, unzählbare Menge, in einem großen hohen Zimmer versammelt. Angezeigt fanden wir ihre Zahl auf fünftausend, und zwar von sechzehnhundert verschiedenen Gattungen. Alle prangen im völligen Glanze ihres Federschmucks, in Stellung und Gebärden wie lebend. Viele haben ihre Jungen neben sich. Auch eine große Zahl vierfüßiger Thiere steht in natürlichen Stellungen wohl erhalten, in schönen Exemplaren da; der mächtige Elephant, die schöne Gazelle, das Elennthier, und mitten unter den fremden Thieren der Wolf, mit blitzenden Augen von Glas und drohender Gebärde. Freilich gehört er hier zu Lande eben so gut zu den ausländischen Raubthieren als Löwe und Tiger. Mit den Affen, die ein eignes Cabinet erfüllen, hat eine ziemlich burleske Fantasie ihr Spiel getrieben, in wunderlichen Stellungen ist das ohnehin possierliche Volk zu schauen. So sitzt zum Beispiel einer als Schneider da, emsig mit der Nähnadel beschäftigt, neben ihm Scheere und Bügeleisen. Ein anderer liest gravitätisch die

Zeitung, während ihn ein dritter rasirt, und dergleichen Kindereien mehr.

Die, größtentheils vom Capitän Cook aus dem fünften Welttheil herübergebrachten, Merkwürdigkeiten zogen unsere Aufmerksamkeit am mehresten auf sich. Lange kannten wir sie aus Reisebeschreibungen und Kupferstichen, aber nur der Augenschein konnte uns überzeugen, daß diese die Gegenstände treulich darstellen wie sie sind. Wir konnten nicht genug die Feinheit bewundern, den Geschmack und die Vollendung der Arbeiten, die wir hier bloß mit einer Muschel, einem scharfen Stein, einem spitzigen Dorn hervorgebracht sahen, und noch dazu von Menschen, die wir Wilde nennen. Es giebt nichts zierlicheres als ihren, aus den schönsten Federn künstlich zusammengesetzten Kopfputz, und ihre Stickereien von Pflanzenfasern und feinen Fischdärmen würden sowohl in Hinsicht des Musters, als der Ausführung jeder europäischen Nähterin Ehre machen. Wie zweckmäßig sind ihre Waffen, ihr Geräthe zur Jagd und Fischerei! Wir würden nicht fertig werden, wollten wir alles Merkwürdige anführen, was wir hier sahen. In dieser Sammlung könnte man ein ganzes Jahr hindurch, täglich einige Stunden verweilen, ohne um Unterhaltung verlegen zu werden.

Palast von St. James. — Die Parks. — Kensington Garten.

Kein Fürst, auch nicht der kleinste regierende Herr, dessen Besitzungen kaum auf der Charte zu finden sind, hat eine schlechtere Residenz, als der König von England. Kaum traut man seinen Augen, wenn man das alte winckliche rostige Gebäude ansieht, das mit dem stolzen Titel „St. James Palast", prangt. Auch bewohnt es der König nicht, und nur zum Schein prunkt ein großes Bette mit rothsammthen Vorhängen im großen Lever-Zimmer. Alle Hoffeimlichkeiten werden zwar nach althergebrachter Weise in diesem königlichen Rattenneste gehalten, aber die hohen Herrschaften begeben sich immer vorher incognito hin, und wohnen eigentlich im Palaste der Königin, Buckinghamhouse genannt, einem etwas moderneren Gebäude, welches aber auch, weit entfernt von aller königlichen Pracht, weder sehr groß noch sehr schön, aus bloßen Ziegelsteinen erbaut ist. Es liegt in dem, an den Palast von St. James anstoßenden, St. Jamespark, der Lieblingspromenade der Londoner. Dieser Park ist eigentlich nur eine sehr schöne große Wiese, durchschnitten von angenehmen Fußwegen, belebt durch einen ihn

durchkreuzenden Kanal, und geziert mit hin und wieder zerstreuten Gruppen schöner alter Bäume. Alles darin ist einfach, aber unaussprechlich angenehm durch den Contrast dieser ländlichen Stille mit dem Geräusche der großen Hauptstadt, aus welchem man unmittelbar hinein tritt.

Am westlichen Ende des Parks liegt Buckingham-house mit seinen Gärten. Der Green-Park zieht sich längs diesen hin, ebenfalls eine zur Promenade eingerichtete liebliche Wiese, mit wenigen Bäumen besetzt. Der Hyde-Park begränzt beide; größer als sie, geht er bis an die Gärten von Kensington; ein in mannichfaltigen Krümmungen sich hindurch windender silberheller Strom verschönt ihn; Kühe und schöne Pferde weiden am Ufer. Alles ist frisch und grün, als wäre man hundert Meilen von der Stadt. Bei dem reizenden Eingange in die Gärten von Kensington von Hyde-Park aus, glaubt man in einen uralten heiligen Hain zu treten, so majestätisch erheben die alten schönen Bäume, der schönste Schmuck jener Gärten, ihr prächtiges Laubgewölbe. Diese Gärten, das gewöhnliche Ziel der Spaziergänger, gehören auch dem Könige; so lange die schöne Jahreszeit währt, stehen sie von acht Uhr Morgens bis acht Uhr Abends dem

wohlgekleideten Publicum offen. Sie sind nicht im neuesten Geschmacke angelegt, man findet noch, nach alter Weise, breite, nach der Schnur gezogene Alleen darinnen und eine gewisse Symmetrie, von welcher die neue Gartenkunst nichts wissen will; desto besser aber eignen sie sich zur Promenade einer großen Hauptstadt. Angefüllt mit Spaziergängern, die unter diesen prächtigen Bäumen lustwandeln, machen sie einen eben so reizenden als imposanten Eindruck. Der zu diesen Gärten gehörige Palast von Kensington, verdient nur wegen seines Eigenthümers diesen prächtigen Namen. Die königliche Familie kommt nie hin, er wird von einigen Privatpersonen bewohnt, die vom König die Erlaubniß dazu erhielten.

Jeden Sonntag Nachmittags bei schönem Wetter, wimmelt im Sommer der St. James-Park von wohlgekleideten Spaziergängern, die zwar Nobodys sind, sich aber doch eben so gut ausnehmen, als würden sie wirklich mitgezählt. Alles was die Woche hindurch, sich in den Ladengewölben und Arbeitszimmern der City abmühete, und kein Haus zu hüthen hat, eilt dann hinaus, um frische Luft zu schöpfen, grüne Bäume zu sehen, und wohl auch seinen Sonntagsputz zu zeigen. Der Anblick dieser wohlgekleideten

Menge, ist sehr angenehm; weit interessanter aber noch der, den der Hyde-Park etwas früher im Frühlinge, das heißt, vor des Königs Geburtstag, gewährt. An schönen Sonntags-Morgen, nach Londoner Rechnung zwischen zwei und fünf Uhr Nachmittags, fährt, reitet und geht dann die schöne Welt dort spazieren. Eine unzählbare Menge der schönsten Equipagen, der herrlichsten Pferde bedecken in dieser Zeit den, durch Hyde-Park führenden Fuhrweg bis Kensington; kein Fiaker, kein öffentliches Fuhrwerk darf diesen Weg befahren; nichts darf sich zeigen, was uns daran erinnern könnte, daß es auch Leute in der Welt giebt, die nicht reich und vornehm sind. Der Anblick der vielen schönen Reiter und Pferde, der tausend Equipagen von allen Formen und Größen, der schönen Frauen und lieblichen Kinderköpfchen die hinaus gucken, ist einer der prächtigsten, den nur irgend eine große Hauptstadt gewähren kann. Nichts giebt einen anschaulichern Beweis der Opulenz und Bevölkerung Londons. Auch die Spaziergänge wimmeln von Spazierengehenden, die zum Theil jene schimmernden Equipagen verließen, um hier zu lustwandeln und Bekannte zu treffen. Besonders brillant sind dann die Alleen von Kensington; man hat berechnet, daß an solchen Tagen bisweilen hundert tausend Menschen zugleich sich in den Parks und den

Gärten von Kensington des blauen Himmels und der schönen Erde freuen. Auch im Winter versammeln sich oft viele tausend Menschen dort, besonders wenn bei starker Kälte der Strom in Hyde-Park mit Eis bedeckt ist. Dann zeigen die Schlittschuhläufer ihre Künste, und Alles eilt hin, sie zu bewundern; für Erfrischungen und Wärme ist in dazu erbauten Pavillons gesorgt, und was noch besser ist, für Hülfe bei möglichen Unglücksfällen, durch eine sehr zweckmäßige, an seinen Ufern etablirte, Rettungsanstalt.

Des Königs Geburts-Tag.

Dieser Tag, der vierte Junius, ist für die Londoner feine Welt der wichtigste im ganzen Jahre. Er ist der Wendepunkt, welcher den Sommer von dem Winter scheidet, er giebt den Ton an für Moden, Equipagen, Alles wird für und nach diesem Tage berechnet. So war es wenigstens, so lange des Königs Gesundheit ihm erlaubte, sich öffentlich sehen zu lassen. Sein jetziges anhaltendes Uebelseyn, wird freilich in Hinsicht des, an diesem Tage üblichen Ceremoniels manche Aenderung herbeigeführt haben, doch die Hauptsache bleibt gewiß, so lange er lebt, und auch später,

so lange es Könige von England giebt. Schon Monate vorher sind alle Sattler, Wagen-Fabricanten, Schneider, Juwelliere und Modehändler in großer eilender Geschäftigkeit; neue Kleider, neuer Putz werden ersonnen und gemacht, Juwelen umgefaßt, Pracht-Equipagen und glänzende Livreien angeschafft, Alles wird aufgeboten, um an diesem Tage eine Stunde lang zu glänzen, denn viel länger währt die ganze Herrlichkeit nicht. Die Zeitungen thun freilich das ihrige nach besten Kräften, um diesen Glanz, so viel an ihnen liegt, zu verewigen. Sie füllen viele Tage hindurch lange Colonnen mit Beschreibungen desselben aus, jedes Quästchens an den Damenkleidern, jeder Stickerei an den Galla-Röcken der Herrn wird ehrenvoll darinne gedacht, auch Wagen und Livereien werden nicht vergessen; aber was hilft das Alles? Solch eine papierne Ewigkeit ist in unsern Tagen von gar zu kurzer Dauer. Im Park von St. James sahen wir an diesem Tage um ein Uhr viele Leute vor einer kleinen Hinterthüre des Palastes, die den König dort aussteigen sehen wollten, wenn er von Buckinghamhouse käme. Kanonen-Donner verkündete einstweilen die Feier des Tages; Erwartung, Freude, Liebe strahlte von allen Gesichtern, denn das Volk hängt kindlich an dem guten alten Georg, unter dessen langer Re-

gierung der größte Theil desselben geboren ward. Wir warteten seine Ankunft nicht ab, um nicht zu sehr ins Gedränge zu gerathen, sondern begaben uns in die schöne breite Straße von St. James, welche gerade zum Haupteingange des Palastes führt. Von dem Balcon eines Privathauses konnten wir dort den Zug der Glückwünschenden bequem ansehen. Es war ein schöner lebensfroher Anblick! Kein Fenster, kein Balcon der ziemlich langen Straße blieb unbesetzt, frohe Gesichter schaueten aus allen herab; Kopf an Kopf, dicht gedrängt, sogar die Dächer wimmelten von Zuschauern, eine unzählbare Menge wohlgekleideter Leute drängte sich auf der Straße weit über den Fußpfad hinaus, so daß in der Mitte kaum Platz für die Wagen blieb. Eine Menge Equipagen und Miethwägen bildeten an der einen Seite eine lange stillstehende Reihe. Fast lauter hübsche Frauen und Mädchen blickten neben den reizendsten blühendsten Kinderköpfchen neugierig daraus hervor in das bunte Gewühl. Vor dem Schlosse paradirte die schöne königliche Garde zu Pferd, reich gekleidete Hofbedienten standen am Thore desselben, auch die hundert Yeomen des Königs, eigentlich eine Art Schweizergarde. Ihre Kleidung ist noch genau dieselbe, die sie im funfzehnten Jahrhunderte war, bunt und wunderlich an-

zuschauen. Das Volk nennt diese Trabanten des Königs Ochsenfresser: (the Kings Beefeaters): und ihre wohl genährten Figuren scheinen diesen Ehrentitel reichlich zu verdienen. So sonderbar sie in der über und über mit Gold besetzten scharlachrothen altenglischen Kleidung, mit den auf Brust und Rükken glänzenden silbernen Schilden und dem flachen, mit bunten Schleifen gezierten Baret auch aussehen, so giebt ihre Erscheinung dem Feste doch etwas Feierliches, Altväterisches, das uns in vergangene Zeiten versetzt. Dieser Eindruck wurde noch vermehrt, da die lange Reihe der Leute von der Feuerassecuranz-Compagnie aus dem Palaste, wo sie ihren Glückwunsch abgelegt hatten, in Prozession nach einer Taverne zog, um dort des Königs Gesundheit feierlichst zu trinken. Auch diese erschienen in wunderlicher, karmesinrother Kleidung. Vor ihnen her wurde das beliebte God save the King geblasen. Durch Alles dieses hindurch bewegte sich langsam die unabsehbare Reihe Kutschen, in welchen die Gratulanten nach Hofe fuhren. Diese gaben den reichsten und mannichfaltigsten Anblick. Nirgends kann man prächtigere Kutschen von der neuesten, noch nie zuvor gesehenen Form, nirgends schönere, stolzere Pferde erblicken. Ein Schwarm reichgekleideter Livrei-Bedienten umgab die, Schritt vor Schritt lang-

sam fahrenden Wagen, ungeduldig schnoben die Pferde, aber der mit einer großen, runden Perücke versehene, auf dem befranzten Bocke majestätisch trohnende Kutscher hielt sie in Respect. Wie in andern Ländern Schnurrbärte, so sind in England solche dicke runde Perücken Abzeichen der Kutscher, und je vornehmer der Herr, je größer sind die Perücken. Die reichgekleideten Herren und Damen in den Kutschen schienen sich bei der langsamen Cavalcade ein wenig zu langweilen. Die Damen nahmen sich von oben nicht sehr graziös aus in dem überladenen Putze und der steifen ängstlichen Stellung, die ihnen der aus dem Kutschfenster hervorragende Reifrock gab; fast wie die überfüllte umgestülpte Schachtel einer Modehändlerin, ein formloser Berg von Flor, Blumen, Federn und tausend schönen Sachen. Der Lord Major und die Sheriffs der City in ihrer schwarzen Amtskleidung, mit schweren goldnen Ketten geschmückt, fuhren in großen, über und über vergoldeten altmodischen, doch neuen Staatswagen, an welchen überall fast eben so vergoldete Bedienten mit großen Federhüten hiengen. Zum Theil ziemlich rostige Hofkutschen, (die uns an die Dresdner Fahrten nach Pillnitz erinnerten) machten von Zeit zu Zeit von ihrem Vorrechte Gebrauch, aus der Reihe hinaus, allen Andern vorbeizufahren.

Digitized by Google

Die Herzöge von York, von Glocester, und andere Glieder der königlichen Familie saßen beinahe in ganz gläsernen Staatswagen, so daß man sie von allen Seiten deutlich sehen konnte. In alle diese Pracht mischten sich ganz gewöhnliche Fiaker und behaupteten ihren Platz in der glänzenden Reihe so gut, wie die Andern. Größtentheils saßen Officiere und Geistliche darin, ja ein Spottvogel neben uns wollte in einem derselben drei Bischöfe erblicken, die so, das Stück für sechs Pence, an den Hof fuhren. Zur Seite dieses langen Zugs trabten brillant gekleidete Portchaisenträger ihren Hundstrott, mit schön aufgeputzten Portchaisen, deren Deckel eine Grafen = oder Herzogskrone zierte, als ein Zeichen des hohen Standes der darin sitzenden glänzenden Dame und ein Schwarm reichgekleideter Livrei = Bedienten begleitete jede derselben. Von ein Uhr bis sechse währte dieser Zug ununterbrochen fort, ohne zu stocken; die Herren und Damen stiegen aus, so wie sie ankamen, machten dem König und der Königin ihr Compliment, vielleicht ohne im Gewühle der Menge einmal bemerkt zu werden, und fuhren dann wieder fort, um andern Neuankommenden Platz zu machen. Dies war die ganze Freude, mit so vielem Aufwande an Geld, Zeit und Vorsorge errungen.

Nach der Cour giebt die Königin ein Familien-Diner, das einzige im ganzen Jahre, auf dieses folgt ein Conzert, zu welchem der dafür besoldete Hofpoet jedes Mal eine neue sogenannte Ode machen muß. Auch zum Conzert werden nur Wenige von den Vornehmsten auserwählt und zugelassen. Sonst pflegte diesem Conzerte noch ein Ball zu folgen, der höchstens zwei Stunden währte und bei welchem die strengste Rangordnung und Etikette den Vorsitz hatte; seit einigen Jahren aber begnügt man sich mit den übrigen Freuden des Tages. Abends waren einige öffentliche Gebäude, die Theater und die Häuser der Kaufleute und Handwerker, welche den Hof bedienen, ziemlich hübsch illuminirt, und damit endigte dieser wichtige Tag.

Der Cour-Tag.

Nirgends macht es weniger Schwierigkeit, bei Hofe eingeführt zu werden, als in London; der Zutritt dort ist leichter zu erhalten, als der in guten Privathäusern und Familien; aber nirgends ist auch wohl weniger Vergnügen mit dieser Ehre verbunden. Alle Feste und Vergnügungen, durch welche andere Höfe glänzen, sind von diesem verbannt, sie beschrän-

ken sich einzig auf die Cour, welche alle Sonntage Vormittags im Palaste von St. James gehalten wird und gewöhnlich in zwei Stunden abgethan ist. Bei Fremden, die sich vorstellen lassen wollen, frägt man weder nach Adel noch Rang; ohne Unterschied können Herren und Damen zu dieser Ehre gelangen, wenn sie die dazu erforderlichen Kosten nicht scheuen. Daß man gebildet genug sey, um sich in einem solchen Zirkel anständig zu benehmen, ist eine Bedingung, die sich von selbst versteht. Auch der große Londoner Kaufmann kann mit seiner Frau bei Hofe erscheinen, so gut als der erste Pair des Reichs, so wie Geistliche und Gutsbesitzer. Nur wer einen offenen Laden hält, ist von dieser Ehre ausgeschlossen, und wäre er reich wie ein Fürst, er wird zu der Klasse der Handwerker gezählt, welche gewöhnlich auch Läden halten. So geschieht es denn, daß gerade die reichsten und in andern Ländern angesehensten Kaufleute, die eigentlichen Banquiers oder Wechsler von dieser Ehre ausgeschlossen sind, da sie bei ihren, übrigens ins Unermeßliche gehenden, Geschäften doch auch ein Zimmer haben, in welchen einzelne Guineen und kleine Banknoten eingewechselt werden. Dies nennt man in London einen Wechslerladen; darum sieht man sie für mit Geld en détail Handelnde an, und stellt sie

in jene geringere Klasse. Wir lernten die stolze Frau eines der reichsten Banquiers kennen, welche durch diese Einrichtung fast bis zur Verzweiflung gebracht war, und Jedermann zum Vertrauten dieses, ihr am innersten Gemüth nagenden, Kummers machte. Umsonst gab sie die brillantesten Routs, umsonst lebte sie in der höchsten Pracht, umsonst war sogar ihr Gemahl zum Knight (Ritter) und sie dadurch Milady geworden. So lange die verwünschte Wechselstube offen stand, blieben ihr die Thüren jenes Paradieses verschlossen, und der am schnöden Golde haftende Sinn ihres Gemahls ließ ihr wenig Hoffnung, daß jene sich jemals schließen würde, um ihr diese zu öffnen.

Doch nur wenige Kaufleute, die durch andere Gründe dazu bestimmt werden, machen von der Erlaubniß, am Hofe zu erscheinen, Gebrauch, noch weniger Fremde, außer solchen, deren Rang es durchaus erfordert. Das Vergnügen dabei kömmt gegen den, dennoch damit verknüpften, Zwang kaum in Anschlag, und die erforderliche Kleidung, besonders der Damen ist sehr kostbar, und kann bei keinen andern Gelegenheiten gebraucht werden. Auch wir ließen uns nicht präsentiren, da wir aber doch das Ganze gern ein Mal in der Nähe sehen wollten, so verschafften uns

unsere Freunde Billete vom Lord Chamberlain, welche uns den Eintritt in das, an das Cour-Zimmer stoßende Vorzimmer gewährten, und zwar für den ersten Sonntag nach des Königs Geburtstage. Alle bei jenem erschienene Pracht, wird an diesem Tage noch ein Mal zur Schau getragen, um dann größtentheils nachher auf immer zu verschwinden. Dort konnten wir Alles genau mit ansehen, ohne in dem glänzenden Schauspiele eine Rolle mitzuspielen. Zwar mußten wir in vollem Anzug erscheinen, jedoch nicht in der Hoftracht. Eine gute Stunde ergötzte uns das reiche bunte Gewimmel; viele, aus den Zeitungen uns bekannte, berühmte Männer sahen wir hier von Angesicht zu Angesicht, ganz in der Nähe. Die Herren, theils in Uniform, theils in reichgestickten Kleidern sahen aus, wie an andern Höfen. Einige Bischöfe und andere Geistliche gaben den Schatten zu all diesem Glanze; doch machte sie die hier zu Lande übliche Tracht ihres Standes recht ehrwürdig; sie besteht aus einem ziemlich langen Unterkleide mit einer breiten Binde unter der Brust; darüber ein faltenreiches Oberkleid mit sehr weiten Ermeln; das Ganze ist von schwarzer Seide. Die Damen aber erregten unser wahres Mitleid, um so mehr, je schöner und jünger sie waren. Nichts entstellenderes

giebt es, als ihre Kleidung, und ungern sahen wir die vielen schönen Gestalten so unleidlich verputzt. Schon die hohen spitzigen Absätze an den Schuhen, die aus dem gewöhnlichen Leben längst überall verbannt sind, gaben ihnen etwas ängstliches im Stehen und Gehen, man sah deutlich, wie ungewohnt sie dieses Zwangs waren. Das nach griechischer Mode frisirte Haar, reich mit Perlen und Diamanten durchflochten, wäre sehr hübsch gewesen, aber viele himmelhohe, gar nicht dazu passende, weiße Straußfedern schwankten darauf, denn diese gehören in England durchaus zur Galla. Einige der modernsten Damen trugen ganze Paradiesvögel statt dieser Federn auf den Köpfen. Nun denke man sich das doppelte Balanciren, welches die schwankende Last auf dem Kopfe und der unsichere Stand auf den spitzigen Absätzen nöthig machen; hier muß alle Grazie zu Grunde gehen; dicht unter der Brust breitet sich der weite, besonders nach unten sehr breit auslaufende Reifrock aus. Unsere Großmütter trugen ihn über den Hüften, und behielten so die Arme ziemlich frei; in dieser, aus alter und neuer Zeit zusammengesetzten Kleidung aber, bei den kurzen Taillen, mußten die Damen die Arme ganz vor über den Reifrock legen, und konnten sich kaum bewegen. Der sehr reich, bis

oben zu mit Garnirungen bedeckte Rock ist das Hauptstück des Putzes, er ist das Feld, auf welchem die Damen ihren Reichthum, die Modehändlerin ihren Geschmack und ihre Kunst zeigt. Alles ist darauf angebracht, reiche in Gold, Silber und Stahl gestickte Garnirungen, Draperien, Puffen, Blumen, Perlen, Quasten, Trodbeln, Schnüre, alles Ersinnliche, so daß man den Grundstoff nicht mehr unterscheidet. Ein unendlich langer schmaler Schlepp von reichem Stoff, der hinten von der Taille herabhängt, vollendet das Ganze. Gewiß die medizeische Venus selbst käm um ihren Ruhm, wenn sie so einhergehen müßte. Der König erschien bald nachdem ein Theil der Gesellschaft versammelt war; ein großer stattlicher Mann, der sich für sein Alter noch sehr rasch bewegt. Die klaren blauen Augen blickten freundlich und lebendig unter den schneeweißen Augenwimpern und Augenbraunen hervor; er trug eine eben so weiße Perücke und die englische Uniform. Er grüßte Alle, sprach mit Vielen im Vorzimmer und war freundlich gegen alle Welt. Bald darauf kam die Königin. Sie sieht viel älter aus als ihr Gemahl, ist klein, hat eine stolze Haltung, und wenig Zuvorkommendes in ihrem Aeußeren; ihr folgten die Prinzessinnen, eine nach der andern, wie sie im Alter sich folgen, reich

gekleidete Pagen trugen ihnen die Schleppen. Nach und nach sahen wir die Prinzen, die Herzogin von York, und die übrigen Verwandten des königlichen Hauses ankommen. Vor Allen zog die Prinzessin von Wales unsere Aufmerksamkeit auf sich. Diese eben so liebenswürdige, als unglückliche Dame erschien schon damals nur bei seltnen feierlichen Gelegenheiten am Hofe. Verkannt von ihrem Gemahl und seiner Familie, verläumdet von boßhaften Neidern, die auf ihren Untergang ein Glück zu bauen denken, aber geliebt und geschätzt von dem besseren Theile der Nation, lebt sie stille und einsam, in ihrer einfachen Villa auf Blackheath nahe bei London, ist gut und wohlthätig gegen Arme, übt jede schöne Kunst, vor allen Musik, und trägt das Unabwendbare mit ruhiger Fassung und wahrem Heldenmuthe.

Pension für Mädchen.

Oft begegneten wir Sonntags auf unsern kleinen Lustreisen in der Gegend bei London einem Zuge von dreißig bis vierzig jungen Mädchen, andächtig auf dem Fußpfade neben der Landstraße zur Kirche wandelnd. Es war ein lieblicher Anblick. Schneeweiß ge-

kleidet, mit artigen Strohhüten, giengen sie paarweise hinter einander fort, Einige in eben aufblühender jugendlicher Schönheit, Andere frisch und roth in knospender Kindheit. Mehrere Aufseherinnen begleiteten sie, strenge wachend über jeden Tritt, jede Miene, damit ja kein Freudensprung, kein lautes Lachen, ihnen auf dem ernsten Wege entschlüpfe. Zuweilen kam von der andern Seite ein ähnlicher Zug Knaben daher, dem nämlichen Ziele zuwandelnd, begleitet von seinen Lehrern. Die Aufseher und Aufseherinnen grüßten sich wohl als Bekannte, aber die Kinder schielten sich nur von der Seite ein wenig an, und wandelten mit gezwungenem Ernste weiter. Es waren die Zöglinge aus irgend einem Paar der vielen Pensionen, welche jeden Sonntag zwei Mal feierlich zum Gottesdienste getrieben werden. Dörfer und Flecken rings umher wimmeln von solchen Erziehungs Anstalten, die Alle gedeihen, da fast Niemand seine Kinder zu Hause erzieht, wo sie zu viel Unordnung und Unruhe machen würden. So, wie Knaben und Mädchen aus der Kinderstube kommen, werden sie in jene Pensionen gegeben; diese kehren erst nach ganz vollendeter Erziehung fast erwachsen, ins väterliche Haus zurück; jene verlassen ihre Schule, wenn die eigentlichen Vor-

bereitungen zu ihrem künftigen Stande im Leben anfangen.

Die Mädchen lernen in ihren Pensionen von Allem etwas, aber wenig Gründliches. Man lehrt sie Geschichte und Geographie; dennoch weiß eine Engländerin selten, wie es außer ihrem Vaterlande aussieht, und was dort in frühern Zeiten sich begeben hat. Auch in der französischen und italienischen Sprache erhalten sie Unterricht, aber der Fremde, der nicht Englisch kann, ist damit nichts gebessert; schwerlich wird er in der Gesellschaft eine Dame finden, die ihm in einer fremden Sprache Rede stünde. Musik und Zeichnen wird sehr oberflächlich und gewöhnlich nur getrieben, um Beides späterhin sobald als möglich wieder zu vergessen. Die Mädchen lernen Sticken, Papierblumen machen, sie fabriciren artige Papparbeiten, Kästchen von vergoldetem Papiere, Vasen von Eierschalen, tausend zierliche Dinge; aber was man eigentlich für's Haus braucht, bleibt ihnen gewöhnlich unbekannt. Der Hauptzweck des größten Theils der Vorsteherinnen solcher Anstalten ist, vor allen Dingen ein Mal im Jahre mit ihren Zöglingen recht zu glänzen, wenn sich die Aeltern und Verwandte derselben bei dem großen Prüfungsfeste versammeln.

Mehrere Monate vor diesem Feste hört schon aller ernstliche Unterricht auf, Alles wird angewendet, um die Kinder für den wichtigen Tag zu dressiren. Musikstücke werden ihnen eingelernt, die sie vor der entzückten Versammlung mechanisch ableiern sollen, Zeichnungen werden mit Hülfe des Lehrmeisters verfertigt, und dergleichen mehr. Die Hauptsache aber bleibt: sie für den Ball, der Abends gegeben wird, abzurichten, und der Tanzmeister kömmt mehrere Wochen lang kaum aus dem Hause. Eine Dame unserer Bekanntschaft, deren Töchter in dem, nahe bei London gelegenen, Flecken Southwark in Pension waren, führte uns zu solch einem Feste dahin. Die Vorsteherin des sehr großen Hauses empfieng uns mit vieler Artigkeit. Wir wurden in einen großen Saal geführt, an dessen einem Ende die hocherfreuten Mütter und übrigen Verwandten der jungen Mädchen saßen; die Zöglinge selbst waren am entgegengesetzten Ende auf mehrern Reihen, amphitheatralisch über einander sich erhebender Bänke, wie zur Schau ausgestellt. Auch gewährten sie einen sehr reizenden Anblick. Man denke sich funfzig junge Mädchen von acht bis sechszehn Jahren, Alle hübsch, in blühender Gesundheit, Alle einfach, aber geschmackvoll in der Uniform des Hauses gekleidet, mit schneeweißen kurzen Kleidern, und blauen

Schuhen. Ein silbernes Netz ums Haar, eine silberne Schärpe um den Leib, war ihr ganzer Putz; so saßen sie da, glühend vor rascher jugendlicher Erwartung und Freude. Unter Anleitung des Tanzmeisters begann endlich der Ball. Die Mädchen tanzten unter sich lauter ganz bescheidene Tänze; keinen Walzer, keinen Shawltanz, keine künstlichen Sprünge, sondern eine Art Menuets zu sechs bis acht Paaren, welche der Tanzmeister für sie eigens componirt hatte, und die wohl sonst nirgends in der Welt getanzt werden, als in Pensionsanstalten, wie diese. Die geschickten Tänzerinnen hatten kleine Solos darin, um sich recht zu zeigen. Nach Endigung jedes Tanzes wurden sie von Müttern und Verwandten gelobt und geliebkoßt. Nur zwei arme kleine Holländerinnen standen traurig und unbemerkt in einer Ecke allein, Niemand bekümmerte sich um die Fremden, die aus ihrem Vaterlande hieher zur Erziehung geschickt waren. Nur wir, Fremdlinge wie sie, fühlten uns ihnen verwandt. Wir riefen sie zu uns, erzählten ihnen, daß wir ohnlängst aus ihrem Vaterlande kämen, und hatten bald den Trost, auch aus ihren kindlichen klaren Augen die Freude leuchten zu sehen. Wie die, auf die Länge etwas langweiligen, Parade-Tänze abgethan waren, kamen einige Englische und Schottische an die Reihe. Froh, des

Zwanges entledigt zu seyn, hüpften die lieblichen Kinder unbefangener umher, und einige junge anwesende Vettern und Brüder erhielten die Erlaubniß, sich mit ihnen herumzudrehen. Mit stiller Rührung sahen wir ihre sorglose Freude. Tanzend bereiteten sich die holden Geschöpfe zu dem Leben, welches sie jetzt, da wir dies niederschreiben, mit seinem ganzen Ernste ergriffen hat. Erwartungsvoll blickten damals so viele helle Augen der Zukunft entgegen, als wäre auch sie ein Tanz der Freude, jetzt füllen sich diese Augen beim Andenken an jene unwiederbringlich hingeschwundenen Tage wahrscheinlich mit Thränen der Sehnsucht. Ahnend dachten wir damals ihre Zukunft, und verließen sie noch mitten in der Freude, mit stillen Wünschen für ihr Glück.

Pension für Knaben.

Gewöhnlich sind es Landprediger, die irgend ein großes schönes Local, unfern der Kirche, in welcher sie predigen, miethen oder kaufen, und neben ihren Berufsgeschäften, dieses Erziehungsgeschäft treiben, wobei sich die sehr *) ehrwürdigen Herren ungemein

*) Most reverend Sir, sehr ehrwürdiger Herr, der Titel der englischen Geistlichen.

wohl befinden. Wir hatten Gelegenheit, die Erziehungs-Anstalt des Herrn Lancastre in Wimbleton, acht englische Meilen von London, genau kennen zu lernen. Sie gilt für eine der besten, selbst Lord Nelson ließ zwei seiner Neffen da erziehen. Im Grunde gleichen sich Alle; nur die Zahl der Zöglinge, die größere oder beschränktere Einrichtung des Ganzen unterscheidet sie von einander. Der sehr ehrwürdige Herr zu Wimbleton befaßte sich gar nicht mit dem Unterrichte; unsichtbar für die Schüler, saß er den Tag über in seinem Studierzimmer, wo er eine Anzahl junger Fremder, die bloß als Kostgänger, nicht als Schüler in seinem Hause lebten, im Englischen unterrichtete. Nur Mittags nach vollendeten Schulstunden, erschien er auf einem Katheder im Schulzimmer, um sich von den Lehrern Rapport abstatten zu lassen. Vier Lehrer, die im Hause wohnten, und von denen wechselsweise Einer alle Woche die Spezialaufsicht über die Schüler hatte, gaben den nothwendigen Unterricht, und zwar Alle zugleich, in dem nämlichen großen Zimmer. Jeder steht auf einem kleinen Katheder, und die Schüler gehen wechselnd, pelotonweiße von Einem zum Andern. Dies währt vier Stunden lang ununterbrochen von acht Uhr bis zwölf. Die Schule wird mit Gebet eröffnet und geschlossen, ganz

nach der englischen Liturgie, wobei auch des Königs, seines Hauses, der Schwangern und Säugerinnen u. s. w. von den Knaben christlich gedacht werden muß. Die Knaben erhalten Unterricht in den alten Sprachen, in Geographie, Geschichte, Schreiben, Rechnen und der französischen Sprache. Wer Fechten, Musik, Tanzen und Zeichnen lernen will, muß es besonders bezahlen; die Lehrer dazu kommen wöchentlich einige Mal von London herüber; an alles übrige Wissenswerthe, was unsere Kinder in Teutschland lernen, wird nicht gedacht. Die Zöglinge essen zusammen, ziemlich schlecht, unter Aufsicht des die Woche habenden Lehrers, werden zu bestimmten Zeiten von ihm auf der Gemeinhut des Dorfes spazieren getrieben, spielen unter seiner Aufsicht auf dem großen Hofe, und werden täglich in einem großen Bassin gebadet, auch im Winter, wo dann erst das Eis aufgehauen werden muß. Alles, Lehre, Strafe, die ganze Behandlung der Kinder wird nach angenommenen Gesetzen mechanisch betrieben, ohne Rücksicht auf Alter, Charakter und Fähigkeit. Wie könnte es anders seyn, ihrer sind sechzig, zwischen sechs und sechszehn Jahren; alle Woche wechselt der die Aufsicht habende Lehrer, und dankt Gott, daß er auf drei Wochen der Last los ist, und sich bei der sehr reichlich besetzten Tafel des sehr ehrwürdigen Herrn

mit den Kostgängern und übrigen Gesellschaft von der, in der Woche ausgestandenen Noth und Mangel erholen kann. Kein Lehrer lernt die Kinder genauer kennen, da jeder sie nur ungefähr zwölf Wochen im Jahre in so verschiedenen Zeiträumen unter seiner Aufsicht hat. Die Kostgänger haben dagegen ein herrliches Leben. Nur einige Schüler, deren Aeltern es zu bezahlen vermögen, gehören auch dazu. Diese nehmen zwar an den Schulstunden Theil, essen aber an dem gut besetzten Tische, können nach Herzens Wunsch im Lust-Garten und im Obst-Garten ihr Wesen treiben, während ihre Cameraden auf dem öden Hofe bleiben müssen, und entsetzlich geprügelt werden, wenn sie sich einmal in jene ihnen verbotene Reviere eingeschlichen haben. So müssen die Kinder schon in der Jugend lernen, daß dem Reichen Alles erlaubt, und Geld daher das höchste Ziel ist, wonach man zu trachten hat.

Hat ein Knabe einen Fehler begangen, seine Lection nicht gelernt, oder beim Spiel Unordnung gemacht, so wird ihm vom Lehrer zur Strafe aufgegeben, eine Seite Griechisch oder Latein auswendig zu lernen. Wenn er diese zur bestimmten Zeit nicht auswendig weiß, so schreibt der Lehrer seinen Namen auf, und legt ihn auf's Katheder des Hrn. Lancastre.

Abends werden dann die so Verklagten zu ihm ins Studierzimmer gerufen, so viel ihrer sind, Alle zugleich. Er redet sie mit Sir oder Gentleman an, und fragt, ohne fernere Untersuchung ihres Vergehens, ob sie ihre Aufgabe gewußt haben? Sie müssen natürlich mit nein! antworten. Ohne sich auf etwas Weiteres einzulassen, fragt er: was sie dafür verdient hätten? Sie antworten: geprügelt zu werden, und ohne Aufschub vollzieht der sehr ehrwürdige Herr an ihnen dies Urtheil mit eigner Hand, oft an sieben oder acht nach einander, ohne Rücksicht: ob der Knabe sechs oder sechszehn Jahr alt ist, und dazu auf die beschimpfendste Weise. Haben zwei Knaben mit einander Streit gehabt oder sich geschlagen, so verklagt Einer den Andern, wenn aber auch seine Klage noch so sonnenklar wäre, er bekömmt kein Recht, so lange der Beklagte läugnet. Der Kläger muß Zeugen mitbringen; sagen dagegen er und seine Zeugen noch so augenscheinlich die Unwahrheit, der Beklagte wird bestraft, wenn er nicht andere Zeugen beibringen kann, die seine Unschuld beweisen. Alles wird nach der Form abgethan, wie vor den englischen Richterstühlen; den Charakter der Kinder zu ergründen, ihr Gefühl für Recht und Unrecht im höhern Sinn, ihre Liebe für das eigentliche Wissen zu bilden, daran denkt Niemand. Wir

enthalten uns aller Bemerkungen über eine solche Erziehungs-Methode, Jeder macht sie gewiß selbst, und fühlt, welchen Vorzug auch in dieser Rücksicht wir Teutsche vor jenen stolzen Insulanern haben, und welche Resultate sich von einer solchen frühen Behandlung erwarten lassen. Sonntags Morgens werden die Schüler im Schulzimmer versammelt. Hr. Lancastre ist nicht Prediger in Wimbleton, sondern in Murton, einem eine halbe Stunde weiter entlegenen Dorfe; aber zu seiner Uebung hält er seinen Schülern die Predigt, die er Mittags dort halten wird, erst ein Mal in der Frühe. Damit verbindet er den in der englischen Liturgie vorgeschriebenen Gottesdienst, so daß das Ganze eine starke Stunde währt. Um eilf Uhr werden sie in saubern Sonntags-Kleidern paarweise auf dem Hofe rangirt, und treten dann, in Begleitung der vier Lehrer, den Marsch nach der Wimbletoner Kirche an, wo sie bei Predigt, Gesang und Litanei zwei Stunden verweilen müssen. Nachmittags werden sie wieder auf die nämliche Weise zur Kirche getrieben, und Abends um acht Uhr wird abermals in der Schulstube großer Gottesdienst gehalten, wobei wieder des Königs und seines Hauses gedacht wird. Zwischen allen diesen Andachtsübungen müssen sie in der Bibel lesen, und dürfen, in Begleitung der

Lehrer einen Spaziergang machen; alle Spiele aber und alle laute Ausbrüche der Freude, sind hoch verpönt, und werden strenge bestraft.

Das Brittische Museum.

Diese reiche, in einem schönen Local aufgestellte Sammlung, verdient der großen Nation anzugehören, deren Namen sie führt. Der unermüdete Sammler, Sir Hans Sloane, legte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Grund dazu, indem er sein eignes sehr bedeutendes Museum der Nation vermachte. Mehrere große Sammlungen wurden damit vereinigt, und so erreichte das Ganze den Grad von Vollständigkeit, auf welchem es sich heute befindet. Die prächtige Vasen-Sammlung des Sir William Hamilton ist die schönste Zierde desselben; froh verweilten wir im Anschauen dieser schönen Formen, welche von den englischen Fabrikanten glücklich benutzt, durch ganz Europa die bis dahin Mode gewesenen häßlichen, verkrüppelten Formen verbannten, und nach und nach unserem Hausgeräthe die jetzt übliche schöne, geschmackvolle Gestalt gaben. Alles, was uns an die goldene Zeit, an die schönen Jahrhunderte der Römer und

Griechen erinnern konnte, fanden wir hier vereint. Mannichfaltiger Schmuck, Siegel = Ringe, Lampen, Hausgötter, unendliches kleines Geräth, aus den Gräbern von Pompeji und Herkulaneum aufs neue zum freundlichen Tageslichte gefördert, vergegenwärtigten uns das heitere gefällige Daseyn der Alten; wir lebten mit ihnen, so lange wir in diesen Zimmern verweilten.

Schnell streiften wir hernach durch die Säle, welche das Naturalien = Kabinet, die ausgestopften Thiere und Mineralien enthalten, so auch durch das sehr beträchtliche Münz = Kabinet. Wenn man in seiner Zeit so beschränkt ist, wie wir es hier waren, so muß man entbehrend zu genießen wissen, und lieber Vieles aufopfern und nur etwas mit Muße betrachten, um davon eine bestimmte und interessante Erinnerung mit sich zu nehmen. Momentanes Verweilen bei vielen Gegenständen verwirrt und ermüdet ohne allen Nutzen. Auch die, von Capitän Cook aus dem fünften Welttheile mitgebrachten Merkwürdigkeiten, die hier ein ganzes Zimmer anfüllen, betrachteten wir diesmal nur im Vorübergehen, und Vieles davon kannten wir schon aus dem Museum des Sir Ashton Levers. Mehrere Zimmer enthalten in Schränken, mit Drahtgittern versehen, die große reichhaltige Bibliothek.

Außer einer großen Zahl älterer, zum Theil sehr seltener Bücher, faßt sie beinahe Alles, was bis auf den heutigen Tag in England herauskömmt; denn von jedem mit Privilegium gedruckten Buche muß ein Exemplar hier abgeliefert werden. Wir giengen Alles vorbei, um einige Zeit in dem Zimmer zu verweilen, in welchem sich die Manuscripte befinden. Nicht nur alte Handschriften aller Art, von den beschriebenen Palmblättern und in Stein gehauenen Aegyptischen Hieroglyphen an, bis auf die krausen bunten Schriftzüge der Mönche des Mittel-Alters werden hier aufbewahrt, sondern auch zahllose Briefe und Manuscripte der interessantesten und berühmtesten Menschen unsrer Zeiten. Eine unendliche Fundgrube für den Geschichtsforscher, dem ein freundliches Geschick erlaubt, sie mit Muße und Auswahl zu benutzen. Und welch ein Feld würde sich hier dem Anekdoten-Jäger und Journalisten eröffnen, der nach Willkühr fouragiren könnte! Wie viel Bände interessanter Briefe könnten da ausgewählt werden, zum Nutz und Frommen unseres lese- und schreibsüchtigen Zeitalters, vor welchem kein Schreibetisch, kein Portefeuille mehr sicher ist! Briefe aller englischen Könige und Königinnen, aller Männer, die auf ihr Zeitalter wirkten, füllen wohlgeordnet, in Mappen, eine Menge Schränke an. Man war

so gefällig uns Manches zu zeigen; unter andern einen ganzen Band eigenhändiger, mitunter ziemlich zweideutiger, Briefe der Königin Elisabeth an ihren unglücklichen Liebling, Graf Essex. Ihre Handschrift ist merkwürdig. Diesen nicht schönen, aber mit Schnörkeln überladenen, sehr großen Buchstaben, sieht man es an, daß sie langsam und vorsichtig geformt wurden, und troß aller Schmeichelworte, die sie ihrem Geliebten hinzirkelte, möchte man in etwas verändertem Sinne, mit Schiller's Maria Stuart ausrufen: „aus diesen Zügen spricht kein Herz". Auch von dieser unglücklichen Nebenbuhlerin Elisabeths, werden hier viel Briefe aufbewahrt, größtentheils in französischer Sprache. Besonders rührend war uns der, welchen sie an Elisabeth liebend und vertrauend schrieb, so wie sie die englische Gränze betreten hatte, ohne die traurige Zukunft zu ahnen, die sie sich mit diesem Schritt bereitete. Ein langer Brief Cromwells an seine liebe Frau in Edinburgh, voll gottseeliger Gesinnungen und Ermahnungen zur christlichen Demuth, erbaute uns ungemein; er war während der Zeit des Prozesses gegen den unglücklichen König Karl geschrieben. Man zeigte uns auch den Entwurf einer ziemlich langen Rede, welche Wilhelm der Eroberer an das englische Volk halten wollte. Sie ist durch-

aus von seiner Hand in französischer Sprache geschrieben, ziemlich unorthographisch und voll Correcturen und ausgestrichener Stellen. Nach ihrem Inhalte war er bloß aus Liebe zu dem Volke herüber gekommen, um Alles glücklich zu machen.

Unter den neuen Manuscripten bemerkten wir Popes Essay on man, so wie er ihn zuerst niederschrieb, ebenfalls voll Verbesserungen und Aenderungen. Nicht ohne Grund nennt ihn einer seiner Zeitgenossen den Papier sparenden Pope (paper sparing Pope.) Das ganze Gedicht ist auf kleinen Papierstückchen, sehr schlecht und unleserlich niedergeschrieben; auf Briefcouverte, Visiten-Karten, Einladungsbillete, ja sogar auf den Rändern alter Zeitungsblätter, und dann mit Stecknadeln und seidenen Fäden bestmöglichst zusammengeflickt. Ein kleines, in blau Papier geheftetes Büchlein von Rousseaus eigener Hand, sehr klein und zierlich geschrieben, hätten wir gern gelesen. Es führte den Titel: Rousseau, juge de Jean Jaques. Man versicherte uns, es wäre gedruckt, doch haben wir es nie zu Gesichte bekommen können. Auf der ersten weißen Seite stand, mit etwas größeren Buchstaben, folgende Anrede an den Leser, die man uns erlaubte abzuschreiben:

Qui, que vous soyez, que le ciel a fait l'arbitre de cet écrit, quelque usage que vous ayez résolu d'en faire, et quelque opinion, que vous ayez de l'auteur, cet auteur infortuné vous conjure par vos entrailles humaines et par les angoisses, qu'il a souffert en l'écrivant: de n'en disposer qu'après l'avoir lu tout entier. Songez, que cette grâce, que vous demande un coeur brisé de douleur est un devoir d'équité, que le ciel vous impose. Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis.

Mit welchem bittern Gefühl, mag der arme Jean Jaques dies niedergeschrieben haben! Sey sein Unglück auch nur eingebildet gewesen, ihm war es dennoch nur zu wirklich. Freudig dachten wir, als wir diese Zeilen lasen, daß das gequälte Herz, aus welchem jener Schrei des Schmerzes noch jetzt zu uns herüber tönt, nun schon lange nicht mehr schlägt, und endlich Ruhe fand.

Mitten in diesem Zimmer thront triumphirend das Heiligthum der Engländer, die ursprüngliche Magna charta unter Glas und Rahmen auf einem Pulte. Lange war sie verloren, und ward glücklicher

Weise in dem Moment entdeckt, da ein Schneider seine entheiligende Scheere schon ansetzte, um Riemchen zum Maaßnehmen daraus zu schneiden. Jetzt wird sie, wenn auch etwas verblichen, etwas zernagt vom Zahn der Zeit, dennoch sicher, kommenden Jahrhunderten hier aufbewahrt und von jedem ächten Britten mit Ehrfurcht betrachtet.

Gern wären wir an einem andern Tage ins Museum zurückgekehrt, aber die bestehende Einrichtung erschwerte uns diesen zweiten Besuch. Zu viel Fremde wünschen das Museum zu sehen, als daß die nämlichen öfter, als ein Mal dazu kommen könnten. Nur wenige Personen dürfen zugleich zugelassen werden, und man muß sich lange zuvor um die Erlaubniß dazu melden. Donnerstag Morgens wird's zwar öffentlich gezeigt, aber es ist weder Freude, noch Nutzen dabei, von ziemlich unwissenden Aufsehern mit einer Menge von Leuten durch die Zimmer gedrängt zu werden. Wer zu wissenschaftlichem Zwecke diese Sammlungen benutzen will, kann auf gewisse Bedingungen die Erlaubniß dazu von den Vorstehern erhalten. Ein mit Schreibmaterialien und allem Erforderlichen wohl versehenes ruhiges Zimmer steht einige Stunden des Tages den Arbeitenden offen.

Herrn Whitbreads Brauerei.

Wie viel Anstalten zu einem Kruge Porter! Welch ein Treiben und Knarren und Rasseln aller Maschinen! Fässer, größer wie ein Haus in den Hochlanden! Meere von Kühlfässern! — Diese Brauerei verdiente in Walhalla für Odins Helden den stärkenden Gerstentrank zu bereiten.

Ohne fernere Ausrufungen können wir versichern, diese Brauerei gehört zu Londons ersten Sehenswürdigkeiten. Der König, welcher sie einmal mit seiner ganzen Familie besuchte, nahm im Brauhause ein Frühstück ein, das dem Eigenthümer auf funfzehn hundert Pfund Sterling zu stehen kam, und der berühmte englische Dichter Peter Pindar war beflissen, diese merkwürdige Begebenheit in wohlgesetzten Reimen auf die Nachwelt zu bringen. Unter andern fragte damals der König Herrn Whitbread: wie viel Fässer er besitze? Die Antwort war, der Länge nach dicht an einander gelegt, möchten sie wohl von London bis Windsor reichen. Bekanntlich liegt Windsor zwei und zwanzig englische Meilen*)

*) Etwas über vier teutsche Meilen.

von London; sieht man aber diese ungeheuere Anstalt, so erscheint die Behauptung Herrn Whitbreads gar nicht unwahrscheinlich.

Eine nicht große, im Souterrain angebrachte, Dampfmaschine ist die Seele des ganzen ungeheuern Werks, die sauberste, einfachste, geräuschloseste, die wir je sahen. Man hat berechnet, daß sie die Arbeit von siebenzig, Tag und Nacht beschäftigten, Pferden verrichtet. Sie schafft das nöthige Wasser herbei, leitet den fertigen Porter durch unterirdische Kanäle quer über die Straße in ein anderes Gebäude, wo er in Fässer gefüllt wird, bringt die Fässer zum Aufladen aus dem Keller herauf, mahlt das Malz, rührt es in den zwanzig Fuß tiefen Malzkufen, und windet es vermittelst einer schraubenartigen Vorrichtung bis oben in die Spitze des Gebäudes. Dort sind auch die ungeheuer großen, aber nur sechs Zoll tiefen Kühlschiffe, oder Zisternen zum Abkühlen des Porters, wahre Seen, von denen man uns versicherte: sie würden fünf englische Acker Land bedekken; auch braucht der Porter nur sechs Stunden darinnen zu stehen, um kalt zu werden. Alles in dieser großen Anstalt trägt das Gepräge der höchsten Reinlichkeit und Ordnung, Alles geht mit anscheinender Leichtigkeit von Statten. Täglich werden neue Erfindungen

gemacht, zur Verbesserung des schon so Vollkommnen; besonders ist man auf Ersparung der Feuerung bedacht, welche die drei großen Kessel, jeder zu fünf hundert Faß, erfordern. Zweihundert Arbeiter werden täglich beschäfftigt, und achtzig ungeheuer große Pferde. Letztere sind vielleicht die größten Thiere ihrer Rasse, die es giebt; denn die Hufeisen eines derselben, welches Krankheits halber getödtet werden mußte, wogen vier und zwanzig Pfund. Wahre Pferde = Riesen! In einem Gebäude, hoch und groß, wie eine Kirche, stehen neun und vierzig große Fässer, in welchen der Porter aufbewahrt wird, bis man ihn zum Gebrauch in kleinere abfüllt. Dadurch, daß er eine Zeit lang in so großer Masse beisammen bleibt, soll er vorzüglich verbessert werden. Wäre das Faß, welches Diogenes bewohnte, von solchem Caliber gewesen, so konnte der Philosoph füglich an einem runden Tische zwölf Personen bewirthen, und noch ein artiges Boudoir für sich behalten. Das größte dieser Fässer hat oben eine Art Balcon, zu welchem eine Treppe führt, es ist sieben und zwanzig Fuß hoch und hält zwei und zwanzig Fuß im Diameter; von oben bis unten ist es mit eisernen, etwa vier Zoll von einander entfernten Reifen beschlagen, unten gegen den Boden liegt Reif an Reif. Alle Fässer sind von starkem Eichenholz, meh=

rere enthalten drei tausend fünf hundert gewöhnliche Fässer, der Heidelberger College käme in dieser respectablen Gesellschaft um seinen Ruhm.

Als wir das Haus verließen, waren wir wie betrunken vom Geruche des Porters; man müßte in dieser Atmosphäre schon von der Luft leben können. Die darinn beschäfftigten Arbeiter sahen indessen gar nicht aus, als ob sie sich auf solche Experimente einließen.

Greenwich.

Mitten im Geräusche der, in ewiger Arbeit ämsig sich bewegenden City, an der Londoner Brücke, schifften wir uns auf einem der Böte ein, die auf der Themse, so wie die Fiaker in den Straßen, numerirt und unter polizeilicher Aufsicht, dem Publicum zu Gebote stehen. Diese Brücke, die älteste der drei, welche in London über die Themse führen, ist schon seit einiger Zeit bestimmt, abgebrochen zu werden, um einer, auf einem einzigen Bogen ruhenden, eisernen, Platz zu machen. Sollte dieser Plan noch ausgeführt werden, so giebt er der Welt ein neues Wunder. Wie die Brücke jetzt da steht, sind ihre Bogen viel zu enge für den mächtigen Strom, den sie beherrscht. Unge-

stüm drängt er sich wildbrausend hindurch, und verschlingt jährlich mehrere Opfer, welche die Verwegenheit, hier troz der augenscheinlichen Gefahr durchzuschiffen, mit dem Leben bezahlen müssen. Unabsehbar erstreckt sich in einer langen Reihe, viele Meilen weit der Wald von Masten, durch den wir schifften. Der Strom wimmelt, wie die befahrenste Landstraße, von Barken und kleinen Fahrzeugen aller Art; eben ankommende oder abgehende große Schiffe bewegen sich majestätisch durch sie hin, von allen Seiten ertönt das Rufen des fröhlichen Schiffvolks, Lebewohl und Willkommen schallen durch einander; die mit Auf- und Abladen beschäftigten Arbeiter an den Schiffen, die Schiffswerfte am Ufer, Alles verkündigt hier den Markt der Welt. So wie wir uns von London entfernten, boten uns die Ufer des Stromes von beiden Seiten die mannichfaltigsten lachendsten Aussichten. Endlich, fünf *) Meilen von der Stadt breitete sich prächtig und groß vor unsern Augen das Invaliden-Hospital von Greenwich aus, mit seiner schönen Terrasse und allen seinen reizenden Umgebungen. Diese Freistatt, welche die Nation dem, vom Kampfe mit den wilden Elementen endlich ermüdeten Helden darbietet, ist mit Recht ihr Stolz; denn die

*) Eine teutsche Meile.

Welt hat ihres Gleichen nicht. Eigentlich sind es vier, von einander ganz abgesondert liegende Gebäude, die aber, von der Wasserseite gesehen, sich ausnehmen, wie ein einziger großer Palast, geziert mit Säulen, Ballustraden und aller Pracht der neuern Architektur. Eine große Terrasse, die eine entzückende Aussicht nach London zu bietet, zieht sich davor hin, bis an den Strom, zu welchem man auf breiten steinernen Treppen herabsteigt. Hier bestieg Georg der erste zuerst das Land, über welches er herrschen sollte. Mit welchen Erwartungen mag er nach St. James gefahren seyn, wenn er vom Hospital auf die Residenz der Könige schloß. Das ganze Gebäude ist aus schönen Quadersteinen erbaut. Vor Allen bewundert man die, mit fast verschwenderischer Pracht geschmückte Kapelle. Sie prangt mit Marmor-Säulen, einem gut gemalten Plafond und jeder, einem solchen Ort geziemender Zierde. Einige schöne große Hallen dienen bei schlechtem Wetter zum Spazieren, besonders zeichnet sich die größte, mit einer Kuppel versehene Halle aus; sie ist hundert und sechs Fuß lang, und hat einen gut gemalten Plafond, schöne Säulen und Malereien. Ein angenehmer Park mit einer, auf einem Hügel erbauten Sternwarte, umgiebt das Gebäude von der andern Seite.

Es war ein schöner menschenfreundlicher Gedanke, diese Ruhestätte am Ufer der Themse zu erbauen, im Angesichte aller ankommenden und auslaufenden Schiffe. Die abgelebten Helden haben hier den Tummelplatz ihres ehemaligen Lebens noch immer vor Augen; sie leben gleichsam noch darinn, und dem in die See stechenden Schiffer giebt der Anblick dieses Ruhehavens Trost und Muth. Nahe an drei tausend Veteranen ruhen hier von ihrem mühevollen Leben aus. Sie wohnen fürstlich, werden gut genährt und gepflegt, alle zwei Jahr neu, anständig, bequem gekleidet und erhalten wöchentlich ein gar nicht unbedeutendes Taschengeld zu ihren kleinen Bedürfnissen und Vergnügungen. Krank, werden sie mit Sorgfalt gewartet. Sie sind nicht wie in andern Verpflegungs-Anstalten, von allem was ihr Leben bedeutend machte, geschieden, sie leben und weben noch darinnen; und kämpfen mit alten Kampfgenossen nochmals alle ihre gewonnenen Schlachten in froher Erinnerung vor Gemälden, die diese vorstellen, und die Wände ihrer Speise- und Wohnsäle schmücken.

Besonders gut eingerichtet fanden wir die Schlafstellen. In langen hohen luftigen Sälen, welche zur Winterszeit von mehreren großen Kaminen er-

wärmt werden, sind auf der, den Fenstern entgegen stehenden, Seite eine Reihe, Schiffskajüten ähnlicher, Kabinette dicht an einander angebracht. Jedes derselben hat neben der, nach dem Saale ausgehenden, Thüre zwei Fenster, und ist groß genug, um ein geräumiges Bette, einen Tisch, einen Stuhl, und einen Koffer zu enthalten. Es giebt nichts netteres und saubereres, als diese kleinen Zimmerchen; jedes hat einen Teppich, Fenster und Bette sind mit reinlichen Vorhängen versehen, an den Wänden auf dazu angebrachten Leisten stehen die zierlichen Tabaks- und Theekästchen, Gläser, Tassen und dergleichen in gefälliger Ordnung. Kupferstiche zieren die Wände. Jeder hängt daran, nach Gefallen, Porträte des Königs, der Königin, oder berühmter Seehelden auf; dazwischen Seeschlachten, Häven und auch wohl manche lustige Caricatur.

Hundert und vierzig Wittwen verdienter Seemänner wohnen ebenfalls im Hause, sie verrichten darin alle weiblichen Arbeiten, pflegen die Kranken und werden in aller Hinsicht eben so gut gehalten, als die Veteranen selbst. Auch für die Waisen der gebliebenen Seemänner ist hier gesorgt; denn einige Hundert Knaben werden in einem abgesonderten Theile

des Hauses zum Gewerbe ihrer verstorbenen Väter erzogen. Noch drei tausend Invaliden, die im Hause nicht Platz fanden, erhalten außer demselben Pensionen.

Die St. Pauls-Kirche.

Das Aeußere von St. Paul ist durch Kupferstiche allbekannt. Leider übersieht man auf diesen das ungeheure Ganze besser, als in der Wirklichkeit, in deren Umgebungen es nirgends einen guten Standpunkt dafür giebt. Diese Kirche, nach der Peters-Kirche in Rom die erste in Europa, liegt auf einem viel zu kleinen Kirchhof eingeklemmt, zwischen Häusern, umgeben von engen Straßen. Auch im Innern findet sich keine Stelle, von der man sie ganz übersehen könnte, überall drängt sich die Architektur vor und verhindert eine reine Uebersicht. Mit allen diesen Fehlern macht dies wunderbar große Gebäude dennoch einen imposanten Eindruck. Es scheint ganz leer, denn leicht übersieht man einige wenige Statüen und eine kleine, zum Gottesdienst eingerichtete Abtheilung. Diese befindet sich in einem der Flügel, welche die Kreuzform bilden, in der die Kirche erbaut ist. Ueberall herrscht Ehrfurcht gebietende, schauerliche

Stille und Einsamkeit; nichts wird man von dem kleinlichen Geräthe gewahr, welches die Menschen nöthig zu haben glauben, um sich mit dessen Hülfe zur Gottheit zu erheben. Es ist ein Tempel, im höchsten Sinne des Worts. Ein feierliches Grauen, eine Art Bangigkeit, die uns fast des Athmens beraubte, ergriff uns, da wir mitten in der Kirche stehend, hinaufblickten bis wo beinahe unabsehbar der Dom sich wölbet, „ein zweiter Himmel in dem Himmel". Es war kein erhebendes, es war mehr ein beängstendes Gefühl. Die wenigen Menschen um uns her schwanden fast vor unsern Blicken und machten durch ihre Kleinheit die gewaltige Größe dieser Steinmasse uns erst recht anschaulich. Es wurde sehr schwer, sich von diesem ersten Eindrucke loszureißen. Solche Pygmäen waren es doch auch, welche dies erstaunenswerthe Werk durch vereinte Kraft emporthürmten, und ein Einziger unter ihnen bildete es vor seinem Geiste, noch ehe es sich in die Lüfte erhob. Ja, er dachte es sich noch weit herrlicher, als es jetzt dasteht,*) er

*) Man zeigt noch in St. Paul ein Modell von dem ersten Plan des Baumeisters Sir Christopher Wren. Die damaligen regierenden Zeloten, verwarfen ihn wegen seines heidnischen Ansehns, und wählten dafür die jetzige Kreuzform.

allein leitete die Kräfte der vielen Hunderte, die arbeiteten, und sich abmüheten, und doch nicht deutlich wußten, was sie thaten. Jetzt ruhen der Werkmeister und die Arbeiter; aber ihr Werk wird stehen, trozzend der mächtigen Zeit, in herrlichen Ruinen, wenn die ganze volkreiche Stadt längst eine Wüste ward, wie Palmyra und Persepolis. Beherzter blickten wir nun herauf und wandelten in dem hohen Raume, in welchem unsere Tritte feierlich wiederhallten; wie lauter Donner ertönte es durch das weite Gewölbe, als man oben auf der Galerie, die am Fuße des Doms rings um denselben hinläuft, eine Thüre zuwarf. Wir stiegen hinauf zu dieser Galerie; wunderbar ist der Blick von dort hinab und hinauf. In der Höhe glaubt man eine zweite Kirche sich erheben zu sehen, so hoch ist noch immer von hier das Gewölbe des Doms. In der Tiefe scheint der, aus großen schwarzen und weißen Marmor-Quadern zusammengesetzte, Fußboden wie feine Mosaik. Die Galerie heißt die Flüster-Galerie,*) weil das an die Mauer gelegte Ohr auf einer Stelle derselben alles deutlich vernimmt, was auf der entgegengesetzten Seite ganz leise gegen die Wand gesprochen wird.

*) Whispering Gallery.

Von dieser Galerie stiegen wir noch weiter, bis außen, wo auf der höchsten Höhe des Doms sich die sogenannte Laterne erhebt. Wir betraten die ihren Fuß umgebende Galerie, mit der Hoffnung, von hier aus die Stadt und die sie zunächst umgebende Gegend zu übersehen. Der heitere Tag berechtigte uns zu dieser Hoffnung, aber der Steinkohlen-Rauch der vielen Feueressen verbarg uns die Nähe, und der, dem englischen Himmel eigne nebelartige Duft, die Ferne.

Ein Trupp Matrosen, den wir mit großem Geräusche hinaufsteigen hörten, trieb uns herunter. Jetzt waren wir gewöhnter an den großen Eindruck, welchen das Ganze zuerst auf uns machte und begonnen uns nach dem Einzelnen umzuschauen. Man hat die Idee, in Zukunft hier die Monumente solcher Männer aufzustellen, die diesen Ehrenplatz verdienen. Die Westminster-Abtei ist längst schon für diesen Zweck zu enge geworden, durch die Menge der darin aufgestellten Werke. So schön dies gedacht seyn mag, so wissen wir doch nicht, ob die Ausführung dieses Gedankens wünschenswerth sey; ob die hohe Einfachheit des Gebäudes nicht durch diesen Schmuck gestört werden möchte? Bis jetzt stehen in einem Flügel der Kirche zwei große Monumente von weißem Marmor.

Beide sind Admiralen gewidmet, und weder Gedanke noch Ausführung daran vorzüglich zu nennen. Auf dem einen zieht Neptun einen sterbenden Jüngling in sein Reich hinab, die Wellen sehen aus wie zerwühlte Federbetten. So geht es immer, will man das lebendigste Element versteinern.

Vorzüglicher sind zwei marmorne Statüen an der eisernen Gitterthüre, die zu der, dem gewöhnlichen Gottesdienst geweihten, Abtheilung der Kirche führt; Beide, das Werk eines geschickten englischen Bildhauers, Namens Bacon. Eine stellt den edlen Howard, den Freund und Tröster der Gefangenen vor. Mit etwas gesenktem Haupte steht er da, wie der heilige Petrus, einen Schlüssel und eine Pergamentrolle in der Hand; sein Fuß tritt auf zerbrochene Fesseln. Der edle, schöne Kopf hat alle Zeichen sprechender Aehnlichkeit. Ihm gegenüber steht, sonderbar genug, die Statue des berühmten Kritikers, Dr. Samuel Johnson.

Wie wir durch Ludgatehill, eine dem Kirchhof zunächst gelegene, sehr volkreiche Straße nach Hause giengen, sahen wir alle Fußgänger still stehen und ängstlich nach dem, von unten sehr klein scheinenden Kreuze hinblicken, welches über einer Kugel oben auf

der Laterne des Doms von St. Paul befestigt ist. Auch wir sahen natürlicherweise hin, und bemerkten etwas oben am äußersten Ende des Kreuzes sich bewegendes. Mit Hülfe eines Glases entdeckten wir endlich einen der Matrosen, die uns vorhin in der Kirche begegneten. Er machte sich das halsbrechende Vergnügen, auf dieser entsetzlichen Höhe allerhand gefährliche Stellungen anzunehmen, den Hut zu schwenken, auf einem Beine zu stehen, bloß um die Zuschauer unten, in ängstliche Bewunderung zu versetzen. Ihm, der auf dem wilden Meere, oben im hohen schwankenden Mastkorbe, gewiß längst jede Idee von Schwindel verlernt hatte, mochte dieser, doch immer unbewegliche Standpunkt, troß seiner Höhe, wohl gar nicht gefährlich dünken, während uns Andere beim bloßen Anblicke banges Grausen ergriff.

Der Tower.

Wir wollen die Löwen sehen, sagen die englischen Pachter- und Landjunker-Familien, wenn sie eine Wallfahrt nach der Hauptstadt und ihren Merkwürdigkeiten unternehmen. Diese Löwen, eigentlich die im Tower aufbewahrte königliche Menagerie, dienen

ihnen als die Hauptmerkwürdigkeit der Stadt, zur Bezeichnung alles Sehenswerthen in derselben. Leider sind die edlen Thiere mit sammt ihrer Residenz durch diese Popularität etwas verrufen, und ein Fremder von gutem Tone wagt es kaum den Tower zu besuchen. Wir giengen indessen doch hin, auf die Gefahr etwas gar Unmodisches, mit dem hohen Styl ganz Unverträgliches zu unternehmen, und suchten den Tower mit seinen Löwen am äußersten Ende der City auf, wo er nahe am Ufer der Themse liegt.

Grämlich und düster blickt dieser uralte Schauplatz unzähliger Gräuel mit seinen grauen Thürmen über den ihn umgebenden Wassergraben. Ein dicht über dem Wasser erbautes, ziemlich niedriges Gewölbe enthält die Pforte, durch welche die Gefangenen und Staatsverbrecher hineingeführt wurden. Sie heißt Thüre der Verbrecher, Traitor's gate, und man brachte diese in einem Boote von der Themse bis zu diesem Eingange, der sich hinter ihnen oft für immer verschloß. Wir giengen durch das Thor des Haupteinganges hinein, welches zur Noth für eine Kutsche Raum hat. Man machte uns aufmerksam auf die kleinen vergitterten Fenster über dem Thore. Sie befinden sich in dem Zimmer, wo der entsetzliche Ri=

chard der Dritte die beiden jungen Söhne seines Bruders ersticken ließ, als sie eben sanft und ruhig im festen Schlummer der Kindheit da lagen, und von keiner Gefahr träumten. Uns gelüstete nicht, das Mordzimmer zu betreten. Eine alte Sage giebt Julius Cäsar für den ersten Erbauer dieser Veste an; die Geschichte aber sagt uns, daß Wilhelm der Eroberer in der Mitte des eilften Jahrhunderts den Grund dazu legte, um seine vielgeliebten Londoner im gehörigen Respecte zu erhalten. Man sieht es dem sehr weitläuftigen Ganzen an, daß kein fester Plan bei dessen Gründung vorwaltete; sondern während der Regierung mehrerer Könige bald hier bald da daran gebaut und zugesetzt ward. Jetzt gleicht der Tower fast einer kleinen Stadt; er umschließt in seinem Bezirke mehrere Straßen, eine Kirche, Magazine, Kasernen für die Garnison, Häuser für die Officiere, Zeughäuser, die Münze nebst Wohnungen für die dabei beschäftigten Officianten und sonst noch mancherlei Gebäude. Ein breiter Wassergraben läuft rings umher, und zwischen diesem Graben und der Themse befindet sich eine Art Terrasse, auf welcher sechzig Kanonen stehen, die bei feierlichen Gelegenheiten abgefeuert werden. Der Tower wird, wie es bei Festungen Gebrauch ist, mit Sonnen-Untergange geschlos-

sen. Die Yeomen, oder Ochsenfresser, haben die Wache darin, und dienen zugleich den besuchenden Fremden als Ciceronen. Hier sind sie ganz augenscheinlich am rechten Platze; ihre Kleidung und ihr ganzes Ansehen trägt gleich am Eintritte dazu bei, uns in frühe dunkle Jahrhunderte zu versetzen.

Die Münze, mit den dazu gehörigen Gebäuden, nimmt ein gutes Drittheil des Towers ein; sie wird nicht gezeigt, uns blieb der weiße Thurm, die Schatzkammer und die Löwen zu sehen. Letzteren machten wir zuerst unsern Besuch. Nicht nur Löwen werden hier in einer besondern Abtheilung in starken Käfigen bewahrt, auch Panther, Leoparden, Tiger und mehrere Arten wilder Bewohner der Wüsten, grimmige stattliche Bestien, denen man es ansieht, daß sie gut gehalten werden. Nach englischer Sitte hat jede derselben außer dem Schlafkabinete noch ein Wohnzimmer in ihrem Käfig, wo sie Besuch annimmt. Alle prangen mit christlichen Namen, besonders die Löwinnen; da findet man Eine Miß Howe, Miß Jeanny, Miß Charlotte, Miß Nanny, als wäre man auf einer englischen Assemblée. Viele dieser Thiere wurden hier im Tower geboren und erzogen, und es ist

merkwürdig, daß diese gerade die wildesten und unbändigsten sind.

Die Juwelen zeigt man auf eine wunderlich ängstliche Weise. Sie sticht sehr gegen die Liberalität ab, mit welcher Fremde im Dresdner grünen Gewölbe herumgeführt werden. Der uns leitende Ochsenfresser öffnete uns eine kleine Thür, wir traten hinein, und mußten uns Alle in einer Reihe, auf eine da stehende Bank setzen. Die Thüre ward hinter uns abgeschlossen, und wir befanden uns in einem kleinen steinernen, ganz dunklem Gewölbe wie in einem Gefängniß. Die unerwartete Finsterniß blendete uns; es währte lange, ehe wir dicht vor uns ein starkes eisernes Gitter entdeckten und hinter demselben eine alte Frau zwischen zwei Lichtern.

Dieser etwas drachenähnliche Hüther unterirrdischer Schätze, zeigte uns nun viele Kostbarkeiten. Manches Stück davon war wegen der alten, mitunter sehr feinen Arbeit merkwürdig; zum Beispiel ein goldner Adler, dessen Hals das heilige Oel zur Salbung der Könige enthält, der goldne Löffel, in welchen der Bischof bei der Krönung dieses Oel gießet, und vieles uralte Tischgeräthe von Gold und Silber.

Dann sahen wir auch den, mit französischen Lilien verzierten Scepter, den Reichsapfel, viele Kronen, und mehr dergleichen Dinge, die bei Krönungen und andern festlichen Gelegenheiten noch zum Theil gebraucht werden. Eine Perle von unschätzbarem Werthe, ein Smaragd, der im Umfange sieben Zoll groß ist und ein wunderschöner Rubin schmücken die Krone, welche der König im Parlamente auf dem Haupte trägt; die Krone des Prinzen von Wallis wird im Parlamente vor ihm hingesetzt, als ein Zeichen, daß er noch nicht berechtigt ist, sie zu tragen. Alle diese Herrlichkeiten blitzen von köstlichen Edelsteinen. In der düstern Höhle sahen sie wie ein von bösen Geistern bewachter Feenschatz aus; ihr Werth wird über zwei Millionen Pfund Sterling angegeben, ohne die seltenen Steine, deren Werth man gar nicht bestimmen kann.

Von hier wandten wir uns zum weißen Thurme, der aber weder ein Thurm noch weiß ist, sondern ein großes viereckiges Gebäude mitten in der Festung, alt, grau, und rostig anzuschauen. Vier Wachtthürme krönen dessen Zinnen, von welchen einer zur Sternwarte eingerichtet ist. Im ersten Stock sahen wir die der großen spanischen Armada abgenom-

menen Trophäen. Lauter alte, zum Theil recht sonderbar erdachte Mordgewehre. Eine Menge Daumschrauben befinden sich dabei; die Spanier führten sie bei sich, um bei ihrer Landung damit von den besiegten Engländern Auskunft über etwa verborgene Schätze zu erpressen.

In diesem Saale ist die Figur der Königin Elisabeth zu schauen, wie sie eben im Begriffe ist einen weißen Zelter zu besteigen. Sie trägt die Kleider, welche Ihro Majestät trug, da sie nach diesem merkwürdigen Siege zum Volke sprach. Wir möchten aber keiner Schauspielerin rathen, sich zur Rolle der Elisabeth nach diesem Muster zu costumiren. Die gute Dame sieht erschrecklich aus, besonders das zu einem hohen, breiten Thurme aufgekräuselte Haar, welches gar nicht mehr wie Haar aussieht, und die unendliche, spitzig zulaufende, in einen Harnisch gepreßte Taille. Hier sahen wir auch das Beil, unter welchem Anna Bullen schönes Haupt fiel, und mehr dergleichen traurige Merkwürdigkeiten, von denen der Tower wimmelt. Die Waffen neuerer Zeit sind in einem andern, sehr großen Saale aufgestellt. Nimmer hätten wir diesen Mordgewehren zugetraut, daß sie einen so hübschen Anblick gewähren können. Alles ist hier aufs zier=

lichste und mit einer Art Erfindungsgeist und Geschmack geordnet; die Wände blitzen von Bayonetten, Pistolen, Degen und Säbeln in tausend verschiedenen Formen gestellt; da sieht man daraus zusammengesetzte Kirchenfenster, eine Orgel, Wappen, Sterne, Schlangen; die Decke ruht auf Pfeilern von Musketen, um welche zierliche Guirlanden von Pistolen sich winden.

In einem andern großen Saale sind alle Könige Englands, von Wilhelm dem Eroberer an, bis auf Georg den zweiten, in einer langen stattlichen Reihe, zu Pferde in voller Rüstung. Die zum Theil sehr prächtigen Rüstungen sind die nämlichen, welche ihre Inhaber bei Lebzeiten trugen. Auch Georg der Zweite hat eine über und über vergoldete Rüstung an; der Ochsenfresser, unser Cicerone, versicherte uns sehr naiv, dieser Herr habe solche nie getragen. Der berühmte John of Gaunt, Sohn Eduard des Dritten, muß ein Riese ohnegleichen gewesen seyn; seine Rüstung ist sieben Fuß hoch, Schwert und Lanze dem angemessen. Auch Heinrich der Achte war gewiß ein ansehnlicher Herr: die für ihn in seinem achtzehnten Jahre verfertigte Rüstung giebt der des John of Gaunt an Größe wenig nach.

Digitized by Google

Der Palast von Westminster.

In diesen Ueberbleibseln eines uralten, von Eduard dem Bekenner erbauten Palastes, thront jetzt die Göttin Themis. So wie die Könige von England, ist auch sie schlecht logirt, und ihre Residenz sieht von innen und außen sehr zerfallen aus. Neugierig den Schauplatz so vieler merkwürdigen Entscheidungen, den Tummelplatz der berühmtesten Redner der Welt zu sehen, eilten wir an einem Morgen hin. Zuerst traten wir in die Westminster-Halle. Es ist ein hoher, gewölbter Saal, zweihundert und fünf und siebenzig Fuß lang, und vier und siebenzig breit. Man hält ihn in England für den größten in Europa, dessen Decke nicht auf Säulen ruht. Dies mögen wir nicht bestreiten, aber trotz seiner Größe, gewährt er keinen brillanten Anblick. Die Wände sind ohne alle Verzierung und die künstlich geschnitzte Decke von Eichenholz nimmt sich, von unten aus gesehen, schon wegen der braunen Farbe des Holzes nicht besonders aus. In der Nähe betrachtet sollen diese Verzierungen im gothischen Geschmacke nicht ohne Kunstwerth seyn. In früheren Zeiten diente diese Halle bei großen Festen und Schmausereien den Königen

zum Speisesaal. Richard der Zweite soll darin einmal zehntausend Personen bewirthet haben. Oft ward hier das Parlament versammelt, hier war der große Gerichtshof, in welchem der König persönlich präsidirt. Der unglückliche Karl der Zweite ward in dieser Halle verhört und verurtheilt, und noch jetzt versammeln sich hier die Richter bei wichtigen seltenen Rechtsfällen, wenn ein Pair des Reichs oder irgend eine andere sehr wichtige Person angeklagt wird. Gewöhnlich aber dient diese Halle den Advocaten und ihren Clienten zur Promenade, bis die Reihe sie trifft, bei Gericht vorgelassen zu werden. Wir sahen hier Viele der Erstern in schwarzen Mänteln, mit großen, weiß gepuderten Perücken auf und abwandeln. Sehr ungenirt giengs übrigens zu; Jeder gieng wohin es ihm beliebte; keine Wache, kein Thürsteher, Niemand, der auf Ordnung hielte, war sichtbar. Auch wir irrten ungestört umher, traten von ungefähr hinter einen, an der Seitenwand der Halle angebrachten, Vorhang und sahen uns plötzlich, zu unserm Erstaunen, in einem nicht großen, nicht schönen, aber ziemlich dunkeln Zimmer, das uns wie eine Dorf-Kapelle vorkam. Auf einer kleinen Erhöhung hinter einem Tische, saß ein schwarzbemäntelter Herr, mit einer gewaltig respectablen Staatsperücke. Er sprach sehr angele-

gentlich und eindringend; wir aber verstanden kein Wort von dem was er sagte, denn eine Menge Leute giengen mit großem Geräusche aus und ein, und machten einen Lärm, als wären sie für sich allein zu Hause. Zuweilen rief wohl irgend Jemand: Silence! aber Niemand kehrte sich sonderlich daran, der Lärm dauerte fort, nach wie vor. Rund um den Tisch saßen dreißig bis vierzig andere Herren auf Bänken, ebenfalls mit schwarzen Talaren und weißen, obgleich etwas kleineren Perücken. Alle schienen emsig beflissen dem Redner zuzuhören, so gut es sich bei so bewandten Umständen thun ließ. Zu unserm Erstaunen vernahmen wir, dies sey der*) hohe Gerichtshof und der Herr oben an, der Lord-Kanzler, Milord Eldon; die andern wären die Richter, welche in diesem unruhigen Winkel sich versammelten, um sehr bedeutende Prozesse zu entscheiden. Man kann indessen von ihrer Entscheidung noch an das Oberhaus appelliren. Verwundert über die leichte Art, mit der hier die wichtigsten Dinge betrieben werden, irrten wir eine Weile im alten Palaste umher, durch viele uralte gewölbte Gänge, Treppen auf und ab, die Kreuz und Quere; zuletzt fanden wir uns wieder nahe an der großen

*) High court of chancery.

Halle, im *) Gerichtshofe von Kingsbench. Hier sah es nicht besser aus, als im hohen Gerichtshofe; derselbe Lärm, dieselbe Unordnung. Zwei Herren mit Perücken angethan, die auf einer größern Erhöhung sich befanden, präsidirten; einer von ihnen war der Oberrichter, Lord Ellenborough. Vor ihnen, hinter Schranken, standen ein paar arme Teufel, mit wahren Armensündergesichtern, über deren Haut es eben herzugeben schien. Vor dem Gerichtshofe von Kingsbench werden fast alle Criminal- und Polizei-Verbrechen gerichtet; der berühmte Mr. Erskine und sonst noch mehrere ausgezeichnete Rechtsgelehrte treten hier oft als Vertheidiger oder Kläger vor die Schranken. Hoffentlich gönnt man diesen Männern mehr Aufmerksamkeit, als sonst hier gebräuchlich ist. Nie und nirgend sahen wir das, was doch das ernsteste Geschäft in der Welt ist; die Entscheidung zwischen Recht und Unrecht, Schuld und Unschuld, Lohn und Strafe, Leben und Tod auf eine so leichtsinnige Weise betreiben. Keine Spur war zu erblicken von dem imponirenden Ernste, der von jedem Richterstuhle unzertrennlich seyn sollte. Unbegreiflich ist es nur, wie Richter und Advocaten diesen Lärm ertragen, ohne alle

*) Court of Kingsbench.

Aufmerksamkeit für ihr Geschäft zu verlieren. Wir eilten hinaus und resignirten gern darauf, noch zwei Gerichtshöfe zu sehen, die sich ebenfalls im Palaste von Westmünster befinden, und in welchen es nicht besser hergeht, als in den Beiden, welche wir besuchten.

Da das Parlament leider nicht versammelt war, so wollten wir doch wenigstens das Local sehen, in welchem das Oberhaus zusammenkommt. Dieses ist ein alter, mittelmäßig = großer, räucheriger Saal. Verblichne, gewirkte Tapeten, welche den Sieg über die Armada vorstellen, bekleiden die Wände; man rühmt ihren Kunstwerth, aber die verheerende Zeit und der ihr treulich beistehende Staub und Schmutz, haben sie dermaßen entstellt, daß wenig mehr von ihrem ehemaligen Glanze zu entdecken ist. Am oberen Ende des Saals, auf einer Erhöhung steht der königliche Thron, der wie der Baldachin einer vom Trödel geholten, altmodischen, roth damastnen Himmel = Bettstelle sich ausnimmt. Daneben, zur rechten Hand, steht ein eben so alter und unscheinbarer Lehnstuhl für den Prinzen von Wallis, und zur Linken sechs Stühle für die übrigen Prinzen. Mitten im Saal liegen vier große viereckige, mit rothem Zeuche bezogene Wollsäcke für die

Lords, welche zugleich Richter sind, die übrigen Lords finden ihre Plätze auf einigen, zu beiden Seiten stehenden Reihen Bänken. Ein sehr großes Kamin vollendet das Ganze; es ist mit einer Barriere von eisernem Gitterwerke versehen, vermuthlich damit Niemand im Eifer des Debattirens hinein falle.

So sieht der Saal aus, in welchem oft das Schicksal von Millionen entschieden wird, der Saal, in welchem die ersten und mächtigsten Glieder einer Nation sich versammeln, die gern dem ganzen Erdball Gesetze gäbe, und die noch nie fremde annahm. Vielleicht ist gerade diese Unscheinbarkeit der sprechendste Beweis des Stolzes, der, auf innerem Bewußtseyn ruhend, allen äußeren Glanz verachtet.

Im Unterhause sieht es nicht glänzender aus; nur der Thron und die Wollsäcke fallen weg, sonst ist die Einrichtung des Saals ungefähr die nämliche. Die Wände sind mit braunem Holze getäfelt und an einer Seite, oben, befindet sich eine Galerie für die, so den Sitzungen als Zuschauer beiwohnen wollen. Keine Frauen werden hier während derselben zugelassen. Auch möchten wenige es ertragen können, schon um neun oder zehn Uhr Morgens sich einzufinden, um

einen guten Platz zu erhalten, und dann oft bis Mitternacht dort auszudauern. Fürs Verhungern ist indessen gesorgt; ein Gastwirth in einem unter dem nämlichen Dache befindlichen Kaffeezimmer hält Erfrischungen für die Mitglieder des Unterhauses bereit; auch Fremden ists erlaubt, sich in seiner Küche zu erquicken und zu stärken. Es ist Sitte, daß man nach einer solchen Excursion seinen Platz in der Galerie unbesetzt wieder findet.

Ursprünglich war der Saal des Unterhauses eine Kapelle, vom Könige Stephan dem Schutzheiligen seines Namens gewiedmet. Der Pracht liebende Eduard der Dritte stellte sie in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts wieder her. Heinrich der Sechste gab ihr ihre jetzige Bestimmung, ließ sie dazu einrichten und durch mancherlei Abtheilungen zu Gängen und Nebenzimmern verkleinern. Leider ward dadurch eins der schönsten Werke gothischer Kunst so gut als vernichtet. Vor mehreren Jahren riß man einen Theil der Vertäfelung, welche die Wände bekleidet, herab, um den Saal zu vergrößern. Mit Erstaunen sah man die Ueberbleibsel der reichen Verzierungen an der ursprünglichen Mauer, und schloß mit Bedauern aus diesem Wenigen auf die ehemalige Pracht des Ganzen.

Man fand unschätzbare Spuren der Kunst jener Zeiten, wunderkünstliches Schnitzwerk, Malereien und Vergoldungen, frisch und glänzend, als wären sie von gestern; besonders am östlichen Ende der Kapelle, wo man noch deutliche Spuren des Hochaltars sah. Seitenwände und Decke waren dort mit schönem Schnitzwerke und alten Wappenbildern ganz bedeckt; dazwischen einige lebensgroße gemalte Figuren und ein uraltes Gemälde, die Anbetung der Hirten vorstellend, für den Freund der Kunst-Geschichte von unendlichem Werthe. Alles wurde barbarischer Weise zerstört und gänzlich vernichtet, um dem jetzt existirendem traurigen Saale Platz zu machen, als gäbe es in ganz London keinen andern Raum, in welchem die Herren des Unterhauses sich versammeln könnten. Von aller dieser Herrlichkeit blieb nur ein einziges, schönes, gothisches Fenster, durch welches die Sonne jetzt trübe blickt, als vermisse sie den ehemaligen Glanz. Von außen sieht das ganze Gebäude traurig und verfallen aus, so wie auch die schöne gegenüberstehende, dazu gehörige Kirche, die berühmte Abtey von Westmünster. Man wendet wenig Mühe und Kosten daran, diese Denkmäler früherer Zeiten zu erhalten, und sie sinken allmählich ihrem Untergange zu.

Die Westmünster Abtei.

Diese Behausung berühmter Todten steht öde und trauernd, selbst einem großen Grabmale vergangener Jahrhunderte ähnlich. Die alte Herrlichkeit und Schönheit der in der gewöhnlichen Kreuzform erbauten gothischen Kirche kann man von außen nur ahnen; denn hier so wenig, wie bei St. Paul ist ein Standpunkt zu finden, von welchem es möglich wäre, das Ganze zu überblicken. Zwei schöne viereckige Thürme krönen die hohe Zinne; jeder derselben ist nach gothischer Art mit mehrern kleinern, leicht in die Luft sich erhebenden, geziert; ein prächtiges Portal führt in das innere Heiligthum. Vom Eingange an der Westseite überblickt man den ganzen Plan desselben. Einem versteinerten heiligen Haine gleich, steht es vor uns in seiner ehrwürdigen erhabenen Pracht. Schlanke und doch verhältnißmäßig starke Pfeiler tragen das hohe, wie von Geisterhänden kühn geschaffene Gewölbe, an welchem Bogen über Bogen sich leicht und luftig erheben. Jeder dieser Pfeiler besteht aus einer Gruppe von fünf Pfeilern, die sich zu einem einzigen vereinigen. Das durch die hohen, gemalten Fenster verschleiert hereindringende Sonnenlicht verbreitet eine heilige Dämmerung rings umher auf alle die unzäh=

ligen, mit unendlichem Kunstfleiße gearbeiteten Verzierungen, die diesen ehrwürdigen Tempel schmücken.

Alles Alte darin ist groß, herzerhebend und erfreulich; desto unangenehmer sticht alles Neuere dagegen ab. Besonders fremd nimmt sich der moderne, von weißem Marmor im sogenannten griechischen Geschmacke erbaute Altar, in dem wunderherrlichen alten Chor aus, in welchem die englischen Könige gekrönt werden. Auch die unzähligen Monumente, die diese Kirche eigentlich überfüllen, zerstören die Einheit des Gebäudes. Ohne Ordnung und Wahl stehen sie durch einander, als hätte man sie vor irgend einem Unfalle hierher geflüchtet und einstweilen hingestellt, wo eben ein freies Plätzchen zu finden war. Obendrein scheinen die wenigsten, wenn man sie als Kunstwerke betrachtet, diese Sorgfalt zu verdienen. Viele sehen in dieser hohen Umgebung nur um so kleinlicher aus; oft sind Mauern aufgeführt, an die sie sich lehnen, und obgleich es ein schöner Gedanke ist, daß eine große Nation hier in ihrem heiligsten Tempel bei den Gräbern ihrer Könige das Andenken großer verdienter Männer dankbar aufbewahrt, so kann man sich doch nicht enthalten zu wünschen, daß dieses in einem andern Local oder doch auf eine weniger störende Weise

geschehen möge. Ein großer Theil dieses schönen Zwecks geht obendrein durch die Art verloren, mit welcher Alles unter und über einander gestellt ist; durch Staub, Schmutz und unzählige Spinneweben muß man sich drängen, um manches Monument in seinem engen Winkel zu betrachten und dabei den Kummer fühlen, das wahrhaft Schöne und Große durch so viel Mittelmäßiges verdrängt und entstellt zu sehen.

Eine Ecke in einem der kürzeren Flügel ward dem höheren Talent geweiht; sehr unpoetisch nennt man diese Abtheilung den Poetenwinkel. *) Hier fanden wir Goldsmith, Händel, Shakespeare, Garrik, Chaucer, Buttler, Thomson, Gay, Johnson, Milton, Dryden, und viele mehr; nur nach Swift, Sterne und Pope suchten wir umsonst. Der Platz ist sehr enge, und mancher hochgefeierte Name muß sich in diesem Pantheon, aus Mangel an Raum, mit einem unscheinbaren Winkel behelfen. Ein Medaillon mit dem Profil des, durch Talent und Schicksal unserm Hölty so nah verwandten Goldsmith ist über der Thüre angebracht. Händel sitzt schreibend und aufhorchend, als belausche er die Melodie der Sphären und eile, sie auf dem Papiere fest zu

*) The Poets Corner.

halten. Im königlichen Schmucke tritt Garrik hinter einem Vorhange hervor, den er mit beiden Händen zurückschlägt, und schaut entzückt und geblendet die neue Scene. Gedankenvoll lehnt Shakespeare an einem Postament und zeigt auf eine herabhängende Pergamentrolle mit folgender Inschrift aus seinem Tempest.*)

*) „The cloud capt tower, the georgeous palaces,
„The solemn temples, the great globe itself,
„Yea, all which it inherit, shall dissolve;
„And like this unsubstantial pageant faded
„Leave not a rack behind: We are such stuff
„As dreams are made on, and our little life
„Is rounded with a sleep."

Unter den, im übrigen Theil der Kirche zerstreuten Denkmälern wird das dem Lord Mansfield gewiedmete von den Engländern besonders hoch gehalten. Es ist vom jüngern Flaxmann gearbeitet.

*) So werden
Die wolkenhohen Thürme, die Paläste,
Die hehren Tempel, selbst der große Ball,
Ja, was daran nur Theil hat, untergehen;
Spurlos verschwinden. Wir sind solcher Zeug
Wie der zu Träumen, und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf. —"

Uebersetzt von A. W. Schlegel.

Dieses und das des Lord Chatham Vater des berühmten William Pitt, wurden jedes mit sechstausend Pfund Sterling bezahlt. Lord Mansfield, in weiter, der plastischen Kunst gar nicht vortheilhafter Tracht der englischen Richter, sitzt in ziemlich ungraziöser Stellung auf dem Richterstuhle; eine Hand stützt sich aufs Knie, die andere hält eine Pergamentrolle. Neben seinem Sitze, etwas niedriger, stehen Weisheit und Gerechtigkeit, hinter ihm der die Fackel auslöschende Tod, gewagt genug, in der Gestalt einer schönen, nackten, weiblichen Figur dargestellt.

Hoch auf einem Piedestal, in Redner-Stellung steht Lord Chatham, viele Tugenden weinen zu seinen Füßen, und lassen es unentschieden, ob seine Rede sie rührt, oder ob er Dinge sagt, über welche die Tugend weinen muß? Die traurigen Manen des unglücklichen Major Andree, der im americanischen Kriege als Spion vom erbitterten Feinde gehängt ward, finden hier ein ehrenvolles, seinem Andenken geweihtes Monument.

Zwölf, an die Kirche sich anschließende Kapellen, enthalten die Asche der Könige und einiger sehr vornehmer Familien. Seit Elisabeth's Zeiten ward keinem

Könige ein Monument hier errichtet, obgleich Alle hier begraben liegen. Gern betrachteten wir jene alten Denkmäler; fast Alle sind große, viereckige Sarkophage, auf welchen die Statue des Verstorbenen, in völliger Staatskleidung ausgestreckt da liegt, mit gefaltenen Händen, ruhig wie im Schlummer. Keine Zerrbilder fanden wir, wie in Paris aux petits Augustins, wo Franz der Erste, Marie von Medizis und Karl der Neunte in den gräßlichsten Verzerrungen des Sterbens mit wild zerstreutem Haare, fast nackt in entsetzlichen Convulsionen auf ihren Gräbern abgebildet liegen. Gerührt standen wir hier am Grabe der Maria Stuart; man hat sie ohnweit ihrer Todtfeindin und Mörderin gebettet, das Gesicht ihrer Statue war fast unkenntlich durch die Zeit geworden.

Die älteste der zwölf Kapellen enthält das Grab Eduards des Bekenners; es war mit Mosaik von farbigen Steinen geziert, welche leider größtentheils von ungezogenen Alterthumsfreunden ausgebrochen und mitgenommen wurden. Eduard der Erste ruht ebenfalls hier; neben ihm seine Gemahlin, Eleonore von Kastilien, dieses Muster ehelicher Liebe und Treue bis in den Tod. Als ihr Gemahl noch Kronprinz war, zog auch er 1274 zum frommen Kriege, ins gelobte Land.

Eleonore begleitete ihn, achtete nicht der weiten gefahrvollen Reise, wollte lieber alles Ungemach dulden, als von dem so hoch Geliebten entfernt leben. Gestärkt durch ihren Anblick, angefeuert durch ihren Muth, richtete er bald, siegend, unter den Sarazenen große Verwüstungen an. Die Ungläubigen rächten sich aber fürchterlich und tückisch. Sie sandten Meuchelmörder gegen ihn aus, die ihn mit einem tödtlich vergifteten Pfeile am Arm verletzten. Die Mörder fielen zwar unter den rächenden Schwertern seiner Getreuen, aber Eduard ward bewußtlos in sein Zelt getragen. Die Aerzte gaben ihn ohne Rettung verloren, wenn nicht einer seiner Diener das Gift aus der Wunde zu saugen, und das Leben des Gebieters mit Aufopferung des eigenen Lebens zu erhalten, sich entschlösse. Starr und stumm standen Alle um das Sterbebette ihres künftigen Königs; Alle hatten oft dem Tode in seiner furchtbarsten Gestalt getrotzt, dennoch konnte keiner zu diesem Opfer sich entschließen. Da eilte Eleonore herbei; Niemand durfte es wagen sie zu hindern, sie warf sich auf den verwundeten Arm, und bald schlug der Gerettete die Augen wieder auf. Mit welchem Gefühl er auf diese Weise sich dem Leben wieder geschenkt sah, wie sie, fürchtend ihn aufs neue zu vergiften, es nicht wagte, ihn zum

letzten Male an die treue Brust zu drücken, und nur von ferne, zitternd vor Freude, vor ihm stand, dafür haben wir keine Worte.

Konnte das Gift diesem engelreinen Wesen nicht schaden? War es vielleicht nur bei einer äußern Verletzung tödlich? dies wissen wir nicht. Eleonore lebte noch mehrere Jahre ein glückliches schönes Leben an der Seite ihres Gatten, theilte bald darauf mit ihm den Thron, und fand erst neunzehn Jahr später hier ihre letzte Ruhestätte.

So erzählt die Sage, und zu schön, um ihre Wahrheit zu bezweifeln, wenn auch einige berühmte Geschichtschreiber dieser rührenden Begebenheit nicht erwähnen.

Auch auf diesem Sarkophage ist die Gestalt der darunter Schlummernden abgebildet. Die Kunst war damals noch in der Kindheit, aber dies Mal führte ihr Genius den Meisel des Künstlers, ein schützender Engel wachte über das Bild und barg es vor der zerstörenden Zeit. Eleonorens Gesichte strahlt noch von hoher Schönheit und wunderbarer Güte und Milde auf dieser, ihre Züge der Nachwelt aufbewahrenden, wohlerhaltenen Abbildung.

Die Gräber Eduard's des Dritten und Heinrich des Dritten sind ebenfalls in dieser Kapelle.

Das Monument Heinrich's des Dritten, ein merkwürdiges Denkmal alter Kunst, ist reich verziert mit Porphyr, Mosaik und Vergoldungen, seine in Erz gegossene Statue ruht darauf. Hier stehen auch die alten Sessel, auf welchen die Könige bei der Krönung sitzen; in einem derselben ist der Stein eingefügt, welcher den Königen von Schottland zum Königsthrone diente. Eduard der Erste ließ ihn von Scone, welches der Leser aus dem ersten Theile dieser Erinnerungen kennt, hieher bringen.

Die dicht daran stoßende Kapelle Heinrich's des Fünften ist wegen ihrer alterthümlichen Pracht eine der merkwürdigsten. Leider liegt der gute König ohne Kopf auf seinem Grabmale, auch Reichsapfel und Scepter sind seinen Händen entrissen. Alles dies war dem, solide Pracht liebenden Geschmack jener Zeiten gemäß, ganz von gediegenem Silber, und konnte selbst in diesem Heiligthume der schlauen Habsucht listiger Diebe nicht entgehen.

Neun andere Kapellen, verschiedenen Heiligen geweiht, deren Namen sie noch führen, enthalten viele,

für den Alterthumsforscher höchst merkwürdige Gegenstände, viele Belege zur Geschichte des Kunstgeschmacks und der Lebensweise im Mittelalter; selbst das uralte, hölzerne Monument des sächsischen Königs Sebert, welcher zuerst an diesem Ort eine Kirche erbaute. Merkwürdig war uns das Grab eines Grafen Leicester, wegen seiner Aehnlichkeit und zugleich Unähnlichkeit mit der berühmten Bettsponde des Grafen von Gleichen. Gar stattlich ruht der edle Graf im ritterlichen Schmucke, mitten auf dem ungeheuer breiten Sarkophage, den er sich selbst errichten ließ; neben ihm zur rechten Hand, in holder Bescheidenheit, seine erste Gemahlin, aber der ziemlich weite Platz zur linken ist leer. Seine zweite Gemahlin konnte unmöglich sich entschließen, ihrer, wenn auch todten, Nebenbuhlerin im Range zu weichen; sie wollte durchaus nicht mit der linken Hand vorlieb nehmen, während ihre Vorgängerin zur Rechten läge. Noch auf dem Todtenbette war es bis zum letzten Augenblicke die angelegentlichste Sorge der rangsüchtigen Frau, solche Unbilde zu verhindern. Sie erreichte ihren Zweck, man begrub sie anders wohin, Niemand weiß wo ihre Gebeine ruhen, das Andenken ihres Lebens wäre längst verschollen, wenn nicht das ihrer Thorheit auf

dieser leeren Stelle kommenden Jahrhunderten aufbewahrt worden wäre.

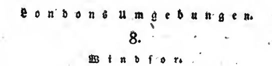
Alle diese Kapellen sind mit der Westmünster-Abtei unter einem Dache, nur die letzte und schönste, die Kapelle Heinrich des Siebenten ist daran angebaut, so daß nur der Eingang dazu in der Kirche steht. Dies Gebäude ist eins der schönsten seiner Zeit, aber leider in einem unverantwortlich vernachlässigten Zustande, mehr noch als die Kirche selbst. Kaum wird das Dach desselben nothdürftig unterhalten; läßt man die langsam zerstörende Zeit noch länger so ungehindert fortwüthen, so wird bald Alles zu einer schönen Ruine zusammen sinken, die überall sich besser ausnehmen würde, als an dieser, dem heiligen Andenken großer Vorfahren geweihten Stelle. Von außen ist die Kapelle mit aller Pracht der gothischen Baukunst geschmückt, Alles im schönsten Ebenmaße, leicht und erfreulich. Vierzehn schöne durchbrochene Thürme sind ihre Hauptzierde. Zum Eingange von der Kirche aus, dient ein prächtiges in Stein gehauenes Portal, welches drei sehr künstlich gearbeitete Gitterthüren von vergoldetem Eisen verschließen. Die Decke ist über und über mit schöner Bildhauer-Arbeit von Stein geschmückt, schöne gewölbte Bogen, unterstützt

von Pfeilern im reinsten Ebenmaße, prächtige Fenster, herrliches Schnitzwerk, alle Pracht gothischer Architektur ist hier zu finden. Unmöglich kann man dieses schöne Ueberbleibsel früherer Zeit zu hoch preisen, und wohl wäre es wünschenswerth, daß diese Kapelle einen Freund und Verehrer fände, wie der Dom von Kölln ihn an dem Herrn von Boisserée fand, der, der kommenden Zeit wenigstens, im treuen Bilde ein Andenken der sichtbar hinsinkenden Herrlichkeit aufbewahrte.

Mitten in der Kapelle steht das Grab Heinrich's des Siebenten von schwarzem Basalt, verziert mit vergoldeter Bronze, umgeben von einem eben solchen, sehr prächtigen Geländer. Sechs Basreliefs und vier Statuen von vergoldetem Erze schmücken das Werk des Florentiners Pietro Torregiano.

Außer diesen wirklich merkwürdigen und ehrwürdigen Kunstwerken werden hier auch aufbewahrte Wachsbilder alter Könige und Königinnen in alten Glasschränken gezeigt. Wahre Vögelscheuchen, die dem Untergange längst hätten übergeben werden müssen. Nur das leiht ihnen einiges Interesse, daß sie mit den nämlichen Kleidern angethan sind, welche die hohen Herrschaften bei Lebzeiten trugen. Wüßte besonders die Königin Elisabeth, welch ein häßliches

Bild von ihr die Nachwelt hier anstaunt, so würde die ihr im Leben so eigen gewesene Eitelkeit ihr noch im Grabe keine Ruhe lassen.



Londons Umgebungen.

8.

Windsor.

An dem südlichen Ufer der Themse, zwei und zwanzig englische Meilen westlich von London, thront auf einer Anhöhe das alte stattliche Schloß von Windsor. Von dieser herab, genießt man eine der ausgebreitetsten Aussichten auf die schöne reiche Gegend umher. Wunderbar contrastirt diese mit dem ernsten Anblicke des Schlosses, seinen alten Mauern und Epheu umrankten Thürmen. Wilhelm der Eroberer erbaute dieses Schloß kurze Zeit, nachdem er sich zum Herrn von England gemacht hatte. Mit einer Mauer umgab es Heinrich der Erste, und vergrößerte es. Später erwählte Eduard der Erste Windsor zu seinem Lieblings-Aufenthalte, und Eduard der Dritte ward hier geboren. Vorliebe für den Ort, an welchem seine Wiege stand, bestimmte diesen, das Schloß, welches er zu seiner Sommer-Wohnung wählte, nach einem neuen Plane prächtiger zu bauen.

Auch König Karl der Zweite wendete viel auf die Verschönerung von Windsor, und seit seiner Zeit blieb es der Lieblings-Aufenthalt der Könige von England, und ihre gewöhnliche Sommerwohnung. Unter der jetzigen Regierung ist ebenfalls manche Veränderung und Verschönerung damit vorgenommen worden. Der Schloßgraben ward ausgefüllt, ein Hügel, welcher die Aussicht gegen Morgen beschränkte, geebnet, Festungswerke wurden abgetragen. Dennoch sieht das Schloß noch immer ehrwürdig und alterthümlich genug aus; obgleich es viel von seinem ersten imponirenden Ansehen verloren haben mag. Es hat zwei Höfe, den oberen und unteren, beide werden durch den sogenannten runden Thurm, der Wohnung des Commandanten, von einander getrennt. An der Nordseite des oberen Hofes befinden sich die Staats- und Audienz-Zimmer, an der Ostseite die Appartements der Prinzen, und gegen Süden die der vornehmsten Kronofficianten. Der untere Hof ist wegen der St. Georgenkapelle bemerkenswerth. Die verschiedenen Säle und Staatszimmer zieren Tapeten und Malereien, bald von höherem, bald von geringerem Werthe. An Allen ist die Wirkung der Zeit sichtbar, und sie machen im Ganzen keinen heitern Eindruck. Der merkwürdigste unter den Sälen ist der Georgen-Saal, der Kapitel-Saal

der Ritter des Ordens vom Hosenbande. Er ist einhundert und acht Fuß lang, am Ende desselben steht der königliche Thron, über diesem sieht man das St. Georgen-Kreuz in einer Glorie, umgeben mit dem von Amoretten getragenen Strumpfbande und der bekannten Inschrift: Honny soit qui mal y pense. Die Staatszimmer hängen voll Gemälde, welche man, aus Mangel an Zeit, nur zu flüchtig betrachten muß. Dem Anschauer werden nur im Vorübereilen die Namen der größten Meister, wie Titian, Poussin, Vandyk, Holbein und viele Andere genannt. Auch eine heilige Familie von Raphael, und eine Anbetung von Paul Veronese, zeigt man den Fremden als die Krone der Sammlung.

Der schönste Punkt von Windsor Castle ist die große, in ihrer Art einzige Terrasse. Sie erstreckt sich längs der östlichen und einem Theil der nördlichen Seite des Schlosses, ist ein tausend acht hundert und siebenzig Fuß lang, und von verhältnißmäßiger Breite. Die Aussicht auf die Themse, welche sich durch eine der reichsten Landschaften hinschlängelt, auf die mannichfaltigen Landhäuser, Dörfer, und Flecken, die ihre Ufer beleben, auf den parkähnlichen Wald von Windsor, und die in der Nähe liegenden Gär-

ten, ist über alle Beschreibuug schön und reizend. Nicht im eigentlichen Schlosse von Windsor wohnt die königliche Familie, sondern in einem modernen Gebäude, welches der südlichen Terrasse gegenüber liegt. Hinter diesem Gebäude erstreckt sich ein wohlangelegter Garten, welchen man von einem Winkel der großen Terrasse übersieht. In ihm befindet sich ein zweites Gebäude, welches die Prinzessinnen bewohnen. Die Königin besitzt noch nahe bei Windsor ein kleines, bürgerlich aussehendes Haus, mit einem unbedeutenden Garten. Diese ihre sehr geliebte Besitzung heißt Frogmore. Hierher macht sie oft Landpartieen mit ihren Töchtern und einigen Lieblingen unter ihren Damen. Kleine ländliche Feste an den Geburtstagen der Prinzessinnen, Dejeuners und dergl. werden hier gegeben, immer nur in einem sehr beschränkten Familienzirkel.

In Windsor mußte man vor der jetzigen Krankheit des Königs die königliche Familie sehen, um sich von ihrer Lebensweise und ihrer Persönlichkeit einen Begriff zu machen. Hier fielen die Schranken, welche Etikette und strenge Eingezogenheit in London um sie ziehen. Dort hat man kaum Gelegenheit, sie zu Gesichte zu bekommen, wenn man sich nicht präsentiren

lassen will. Im Theater erscheinen sie sehr selten, und beim Spazierenfahren oder Reiten, eilen sie wie im Fluge zu schnell vorüber, als daß man ihre Gestalt auffassen könnte.

Während ihres Aufenthaltes zu Windsor sieht man sie dagegen alle Sonntage Morgens im bescheidenen Negligeen, nach englischer Sitte, beim Gottesdienst in der Georgen-Kapelle versammelt. Ist der König gesund, so versäumt er auch an Wochentagen nie, um sieben Uhr des Morgens in der königlichen Kapelle, im oberen Hofe des Schlosses feierlich seine Morgenandacht zu halten, wobei ebenfalls Jedermann zugelassen wird. Später traf man ihn Vormittags oft in den Wirthschaftsgebäuden, in den Pferdeställen, überall. Er trug dann einen einfachen dunkelblauen Oberrock, mit einer runden braunen Perücke, die ihm völlig das Ansehen eines wohlhabenden Pächters gab. Er pflegte es nicht ungern zu hören, wenn man ihn Farmer George nannte; denn ländliche Oekonomie war in früheren Zeiten seine Lieblingsbeschäftigung.

Die ganze Familie promenirte an jedem heiteren Sonntags-Abend auf der großen Terrasse, und diese gewährte dann einen in seiner Art einzigen Anblick.

Von der einen Seite die grauen alterthümlichen Mauern des Schlosses mit ihren Zinnen und Thürmen, von der anderen die oben erwähnte reiche Aussicht auf Strom, Feld und Wald, im verklärenden Glanze der sinkenden Sonne, und nun das bunte drängende Gewühl aller Stände, jedes Alters, beinahe jeder Nation; denn kein Fremder versäumte es leicht, wenigstens einmal von London aus, Windsor an einem Sonntage zu besuchen. Zu der Menge von Fremden gesellten sich die Bewohner der umliegenden Gegend, vom vornehmen Gutsbesitzer bis zum geringsten Landmann; zwischen ihnen bewegten sich schwerfällige Bewohner der City mit ihren wohlbeleibten geputzten Ehehälften, und zierlichen, trippelnden Misses.

Auch wir waren an einem Sonntage, gleich den andern Fremden, nach Windsor geflüchtet, und mischten uns unter die bunte Menge. Auf und ab wogte das Gewühl, die große Terrasse war fast zu enge. Um sieben Uhr erschienen zwei Banden*) militärischer Musik auf der Schloßmauer an beiden Ecken der Terrasse. Beide spielten gar lustig God save the

*) In England sagt man immer eine Bande Musiker: uns dünkt dies recht charakteristisch.

King, ohne sich sonderlich um einander zu bekümmern; die Entfernung und das Geräusch waren auch zu groß, als daß sie viel von einander hätten hören können. Mit dieser beliebten Melodie fuhren sie ohne weitere Abwechselung den ganzen Abend fort zu musiciren. Die königliche Familie erschien bald darauf; ein einziger Constable gieng mit dem Stabe voraus, um nur einigermaßen Raum für sie zu machen. Alles drängte sich von allen Seiten um sie her. Der König gieng zuerst, an seiner Seite die Königin. Wo er einen Bekannten erblickte, redete er ihn an, oder nickte ihm einen freundlichen Gruß zu, ohne Unterschied von Rang und Stand. Neugierig forschte er nach dem Namen jeder ihm auffallenden Gestalt, und wir hörten verschiedentlich, wie er nach seiner alten, durch Peter Pindar so bekannt gewordenen, Gewohnheit ein einsylbiges Wort oft drei bis vier Mal hinter einander wiederholte. Mit dem Astronomen Herschel sprach er, so oft er ihm begegnete, einige Worte; auch die Königin war ausgezeichnet freundlich gegen diesen, ihren Landsmann. Die Promenade schien ihr viel weniger Freude zu machen, als ihrem Gemahl, an dessen Arm sie hieng. Das Gehen auf den hohen spitzigen Absätzen, die sie noch immer trägt, wurde ihr sichtbar schwer; sie ist sehr klein, und in dem grau taffet-

nen Kleide, welches sie trug, und hoch in die Höhe nahm, mit einem altmodischen Mäntelchen, von weißem Taffet, sah sie gar nicht königlich aus. Der König schien oft ganz zu vergessen, daß er sie führte, und gieng, stand, oder kehrte plötzlich um, wie es ihm eben gefiel. Hinter dem königlichen Paare wandelten die beiden ältesten Prinzessinnen am Arme einer Hofdame. Die zweite, Mary, hat ein interessantes Gesicht. Alle diese Prinzessinnen sind sehr blaß. Die Königin duldet kein Rouge. Jetzt folgte Prinzessin Elisabeth, auf zwei Hofdamen gestützt. Sie ist sehr stark, und ohne Aehnlichkeit mit ihren Schwestern, blickte sie stolz umher mit ihren dunkeln funkelnden Augen. Ihr citrongelbes Kleid schleppte weit hinter ihr her; die Andern waren weiß und einfach gekleidet. Nach der Prinzessin Elisabeth folgten die beiden jüngeren Schwestern am Arme ihres Bruders, des Herzogs von Cambridge. So zogen sie in Prozession durch das Gewühl auf und ab; stand der König, so standen Alle, wendete er um, so folgten sie ihm. In der Zeit von anderthalb Stunden begegneten wir ihnen wenigstens zwanzig Mal, denn so wie der König in einen etwas menschenleeren Theil der Terrasse kam, kehrte er um. Diese Promenaden machten ihm viel Vergnügen; selten kehrte er vor der Dämmerung zu Hause. Wir waren

ihrer eher überdrüßig, als er, denn er wandelte noch ganz munter umher, da wir sie verließen.

Das Städtchen Windsor hat wenig Ausgezeichnetes; es zieht sich den ganz beträchtlichen Hügel hinan, auf welchem das Schloß liegt. Die Straßen sind folglich bergig und unbequem zum Fahren und Gehen; auch die Gasthöfe fanden wir weniger gut, als man es in dieser Nähe des Hofes vermuthen sollte. Das Dorf Eaton, bekannt durch die hohe Schule Eaton College, liegt am Fuße des Hügels, jenseits der Themse, und wird nur durch eine Brücke von der Stadt Windsor getrennt. Die Schulgebäude zeichnen sich nicht durch ihre Bauart aus; die Kapelle aber ist ein schönes gothisches Gebäude, welches die reiche Landschaft noch mehr verschönert. Heinrich der Sechste stiftete und erbaute diese Schule im Jahr 1441. Sechzig Pensionärs werden dort auf Kosten des Königs erzogen, aber auch Söhne guter Familien für Bezahlung darin aufgenommen. Die Schüler sind in zwei Classen getheilt, deren jede noch drei Unterabtheilungen hat. Die Erziehung in diesen Anstalten, so wie auch das Studieren in Oxford und Cambridge, haben noch viel Strenges und Klösterliches, sogar in der Kleidung. Im Monat August werden die Schüler in Eaton examinirt, und die-

jenigen ausgewählt, welche nach Cambridge gehen sollen, um ihre Studien fortzusetzen. Die Zwölfe unter diesen, die sich im Examen am besten auszeichnen, haben das Recht, nach drei Jahren Mitglieder der Universität Cambridge zu werden „Fellows of the University", welches ehrenvoll und einträglich ist. Die Bibliothek in Eaton ist bedeutend. Weitläuftige, wohl unterhaltene Gärten umgeben die Schulgebäude.

9.

Die Gärten von Kew.

Durch den Hydepark hindurch, vorüber den schönen Gärten von Kensington, führt der Weg zu diesen, besonders in botanischer Hinsicht mit Recht berühmten königlichen Gärten. Vier englische Meilen fährt man von Kensington nach Kew, zwischen einer selten unterbrochnen Reihe eleganter, mit zierlichen Grasplätzen und Gärten eingefaßter Landhäuser. Größtentheils sind diese der Aufenthalt wohlhabender Londoner Familien, deren Häupter in der Stadt ihren Geschäften nachgehen, während Frau und Kinder, fern von der dunstigen Atmosphäre der City, sich hier einer reinern Luft, und aller Annehmlichkeiten eines länd-

lichen Aufenthalts in der schönen Gegend erfreuen. Oft schon erwähnten wir in diesen Blättern der unbeschreiblichen Reize, welche Sauberkeit, Geschmack und augenscheinliche Wohlhabenheit diesen halb städtischen, halb ländlichen Wohnungen geben; beinahe ist es unmöglich, nicht immer in neue Lobsprüche auszubrechen, so oft man ihrer gedenkt, und sich dabei des Gefühls von häuslicher Ruhe und behaglichen Wohllebens erinnert, welches ihr bloßer Anblick, selbst dem vorüber eilenden Wanderer, einflößt.

Nur die Gärten sind in Kew merkwürdig; das Haus des Königs ist klein, unbedeutend und dient ihm und seiner Familie bei den nicht seltnen Morgenpromenaden zu diesem Lieblingsorte, nur gelegentlich zum Absteigequartier. Es wird nie von der königlichen Familie bewohnt, und ist auch auf keine Weise solcher Bewohner würdig. Indessen war man während unsers dortigen Aufenthalts beschäftigt, ein großes massives Gebäude zum künftigen Witwensitz der Königin zu erbauen. Nie sahen wir etwas ungeschickt-schwerfälligeres als diese, im seynsollend-gothischen, ganz verfehlten Geschmack aufgethürmte Steinmasse. Ungeheure dicke Mauern, kleine spaltenähnliche enge Fenster, dicke unbeholfne Säulen, geben ihr eher das

Ansehen eines Staatsgefängnisses, als der Wohnung einer Königin.

Die botanischen Gärten von Kew vereinigen eine unzählige Mannichfaltigkeit von Pflanzen aller Welttheile, aller Zonen, und gehören gewiß zu den merkwürdigsten in Europa, wenn sie nicht vielleicht alle übrigen übertreffen. Die überall wehende englische Flagge brachte von den entferntesten Ufern auf diesen kleinen Punkt fast alles zusammen, was nur auf Erden wächst. Alles, von der Zeder des Libanon an, bis herab zum Ysop, findet hier Pflege, Boden und Klima, wie es sie bedarf, um nicht nur kümmerlich zu vegetiren, sondern üppig zu wachsen, zu grünen und zu blühen. Der König liebte die Botanik, er wandte viel Geld und Mühe auf diese Gärten, und freute sich ihres Gedeihens. Der berühmte Weltumsegler Sir Joseph Banks nahm sie unter seine spezielle Aufsicht, und seine, in den entferntesten Weltgegenden mit unsäglicher Mühe und Gefahr erworbenen, botanischen Kenntnisse fanden hier ein weites fruchtbares Feld. Auf diese Weise mußte etwas sehr Vollkommenes entstehen. Das durch die wärmende Seeluft unendlich gemilderte Klima, der natürlich warme Boden Englands tragen das Ihrige bei, um der Anstalt das

höchste Gedeihen zu geben. Hier, wo der Winter den Wiesen ihren grünen Teppich nie raubt, wo die Heerden das ganze Jahr hindurch im Freien ihre Nahrung finden, wird jede, aus einem milden Klima hergebrachte Pflanze, bald einheimisch. Sehr viele, welche selbst im südlichsten Theile von Teutschland den größten Theil des Jahres im warmen Hause gehalten werden müssen, und nur während der heißesten Sommermonate dort der Luft ausgesetzt werden dürfen, wachsen hier üppig im Freien, wie in ihrem Vaterlande, z. B. die großblättrige Myrthe, der duftende Heliotrop und noch viele mehr. Es ist eine große Freude, auf den fest gewalzten, bequemen Kieswegen dieser Gärten, zwischen mannichfaltig geformten Blumenbeeten zu wandeln, und sich an dem freundlichen, ewig wechselnden Spiele der Natur mit Farben und Formen, zu ergötzen; dann in die großen Treibhäuser zu treten, in jedem derselben eine andere neue Welt zu finden, in dem einen die seltensten Producte des glühend heißen Afrika, im andern alles zu bewundern, was im südlichen America wächst; dann wieder sich an den Pflanzen milderer Zonen zu erfreuen, und doch immer das auf einem Punkte vereinigt zu sehen, was zusammen gehört und gleichsam ein für sich bestehendes Ganze ausmacht. Auch die lebendigern Blumen

der Lüfte werden hier gepflegt. Eine große Volière vereinigt eine Menge der schönsten ausländischen Vögel, die darin wenigstens in scheinbarer Freiheit ihr lustiges Wesen treiben, als wären sie zu Hause. In einer größern Abtheilung des Gartens werden eine Menge der schönsten Gold- und Silberfasane gehalten; neben ihnen stolzieren prächtige, zum Theil seltne Pfauen, und mehrere andere Arten größerer fremder Vögel. Mitten in dieser Abtheilung des Gartens befindet sich ein Teich mit einer Insel, auf welcher ein chinesischer Pavillon erbaut ist. Wasservögel aller Art, mit langen und breiten Schnäbeln, schwimmen auf den silberhellen Wellen, oder wandeln auf langen Stelzbeinen gravitätisch am Ufer. Alles dieses fremde Volk ist froh und lustig, als wäre es im Vaterlande.

Auf einer großen grünen Wiese sahen wir ein anderes lustiges Schauspiel; einige vierzig Kängurus hüpften darauf in völliger Freiheit umher. Nichts lächerlichers giebt es in der Natur als diese wunderlichen Thiere. Sie wandeln mit Hülfe ihrer langen Schwänze aufrecht, und machen dabei ganz gewaltige Sätze. Die kurzen Vorderbeinchen, die sie zum Gehen gar nicht brauchen können, halten sie auf eine possierliche Art vor der Brust. So aufrecht, haben

sie wohl Mannshöhe. Neugierig gucken die Jungen aus dem Beutel, in welchem die Mütter sie tragen, in die weite Welt. Macht die Mama ein Mal zu arge Sprünge, so fällt wohl so ein liebes Kleines aus dem Beutel heraus auf die Erde, wird aber gleich wieder sorgfältig aufgehoben und eingesteckt. Bisweilen erzürnten sich ein paar Männchen und fochten mit einander, indem sie auf einem Hinterfuße und dem Schwanze stehend, sich mit dem langen scharfen Nagel am andern Hinterbeine gewaltige Hiebe versetzten. Lange sahen wir dem argen wilden Treiben dieses närrischen Volkes zu, das uns oft lautes Lachen abnöthigte.

Als wir die eigentlichen Lustgärten von Kew zu sehen wünschten, gieng unsre alte Noth wieder an. Sie werden nur Sonntags gezeigt, und wir waren an einem Wochentage da. Als kein Zureden, kein Bitten, keine Vorstellungen etwas fruchteten, wurden wir verdrüßlich und ließen unsern Unmuth unter einander in gutem vernehmlichen Teutsch aus. Zu unserm Glück hörte dies ein in der Nähe arbeitender teutscher Gärtner. Der süße Klang aus dem Vaterlande bewegte sein Herz, und er nahm sich der Landsleute so kräftig an, daß ihm endlich erlaubt ward,

unser Führer zu seyn. Wir fanden die Promenaden sehr angenehm und hohe herrliche Bäume in einzelnen Gruppen; dichte Schattenpartien wechselten mit lichten Gängen zwischen Gras, Blumen und kleinem Gesträuche. Besonders reizend erschien uns ein reich geschmückter Blumengarten mit einem kleinen Wasser-Bassin, in welchem Goldfischgen spielten. Nur ein wenig zu überladen mit Gebäuden sind diese Gärten. Da giebt's Tempel in Menge, der Bellona, dem Pan, dem Aeolus, dem Frieden, der Einsamkeit und wem nicht noch sonst geweiht; da ist ein Haus des Konfuz, eine Wildniß mit einem maurischen Gebäude, eine chinesisch seyn sollende Pagode, eine Moskee, römische Ruinen, kurz — viel zu viel für den guten Geschmack. Keins dieser Gebäude ist ausgezeichnet schön, aber auch keins seines Platzes ganz unwerth. Man kann sich indessen doch nicht enthalten, Manches davon weg zu wünschen; denn dieses bunte Allerlei wird Niemanden gefallen, der die liebliche Einfachheit der englischen Parks zu bewundern Gelegenheit hatte.

10.
Richmond=Hill.

—

Ein höchst angenehmer Weg führt durch die Gärten von Kew zu den daran stoßenden von Richmond. Viele Gebäude, mit denen auch die letztern Gärten unter der Regierung mehrerer Könige und Königinnen überladen wurden, sind glücklicherweise wie von selbst verschwunden. Auch waren sie wohl nirgends schlechter angebracht, als auf diesem zauberisch schönen Flecke, wo die ganze Gegend rings umher einem großen herrlichen Garten gleicht. Nur ein Landhaus der Königin, welches diese oft mit ihrer Familie besucht steht an einem der freundlichsten Plätzchen des Gartens, einfach und anspruchlos; an einem andern Orte die vom jetzigen Könige erbaute Sternwarte. Sie soll besonders wegen mehrerer, von Dr. Herschel verfertigter Instrumente merkwürdig seyn. Wir besuchten sie nicht, die Erde erschien uns hier zu schön, um von ihr weg den Blick zum Himmel zu wenden.

Schon von der hübschen, steinernen Brücke aus, die nahe vor dem berühmten Hügel von Richmond über die Themse führt, genießt man einer entzückenden Aussicht auf den Strom, seine mit schönen Villen

geschmückten Ufer, und den sich sanft zu keiner sehr beträchtlichen Höhe erhebenden, grünenden und blühenden Hügel. Weit schöner noch ist es, wenn man diese Anhöhe ersteigt, und nun aus dem Fenster des darauf erbauten Gasthofs hinabblickt auf eines der reizendsten Thäler der Welt. Größere, ausgebreitetere, romantisch schönere Aussichten giebt es viele, aber keine, die an Anmuth diese überträfe. Ein unaussprechlich süßes Gefühl von Ruhe, stillem Glück, Freude am Leben, ergreift jeden mächtig, der von hier aus den Blick herabsenkt. Alles grünt und blüht, in der herrlichsten, üppigsten Vegetation. Die höchstmögliche Cultur schmückt das weite, von einem der schönsten Ströme belebte, von sanft anschwellenden, waldgekrönten Hügeln umgebene Thal. Selbst England bietet keine solche zweite Aussicht dar, und außer dieser Insel kann es keine ähnliche geben; denn wo fände man noch dieses frische Grün in Wiese und Garten, Feld und Wald?

In mannichfaltigen Biegungen und Krümmen durchströmt die Themse dieß Paradies. Hier ist sie noch nicht der mächtige Strom, der dort nahe bei der Hauptstadt sich prächtig weit ausbreitend, die Schätze aller Welttheile auf seinem Rücken trägt.

Nur schiffbar für kleinere Fahrzeuge, gleitet sie durch die friedliche Landschaft, selbst das Bild eines schönen thätigen Lebens in stillem Frieden. Ueberall trägt sie die klaren Wellen hin, verschönt, erfrischt, tränkt Alles und wandert dann geräuschlos weiter. Das üppigste Gedeihen füllet Wald, Höhe und Thal, krönet die Ufer, die schönen Hügel, so weit das Auge nur reicht. Weiße Giebel freundlicher Pächterwohnungen, schöne Fasaden prächtiger, mit Säulen geschmückter Villen, Landhäuser, umrankt von Jelängerjelieber, Thürme entfernterer Kirchen, stattliche Schlösser, freundliche Dörfer und Städtchen blinken überall hervor, aus Bäumen und Gebüsch, in der Höhe und in der Tiefe, in der Nähe und in der Ferne. Wohin das Auge sich wendet, überall erblickt es freundliche Gegenstände, überall ist Lebensgenuß und Freude, nirgends Geräusch und ängstliches Treiben. Am Ufer des schimmernden Stromes drängt sich Alles dieß noch freundlicher zusammen, und spiegelt sich in den klaren Wellen, damit alles Schöne und Herrliche verdoppelt erscheine. Aus der Ferne schauen die ehrwürdigen grauen Thürme von Windsor von ihrem Hügel herüber, unten, mehr in der Nähe, breitet sich stattlich das große königliche Schloß Hampton-Court aus; fast ganz im Vorgrunde, nahe an der Themse, liegt das reizende

Schloß Strawberry = Hill; dicht daran das, aus lauter schönen Häusern zusammengesetzte Dorf Twikenham, mit seiner hübschen Kirche. Hart am Strome zeichnet sich die elegante, ehemals vom Dichter Pope bewohnte, Villa aus. Es wäre sehr zwecklos, diese wunderbar reizende Gegend umständlich beschreiben zu wollen; nicht einmal der Pinsel, vielweniger die Feder können ihren Zauber wiedergeben. Wer von unsern Lesern vielleicht einst aus dem einen Eckfenster des kleinen Schlosses auf der Höhe von Dornburg bei Jena, herab in das stille Saalthal, auf die sanft sich hinwindende Saale blickte, der hat einen schwachen Abriß, ein Miniaturbild des Thales von Richmond gesehen. Uns ergriff die Aehnlichkeit dieser Aussicht mit der von Richmond = Hill beim ersten Anblick. Nur daß dort Alles groß, mannichfaltig, ausgebreitet daliegt, was hier sich eng und klein zusammenschmiegt; auch schmücken nicht unzählige Thürme und Gebäude das stille einsame Saalufer, wie sie dort die Ufer der stolzen Themse krönen.

Aus den Fenstern des, auf Richmond=Hill erbauten, Gasthofs zum*) Stern und Strumpfband, übersieht man alle diese Herrlichkeit mit einem Blick.

*) Star and Garter.

Nicht nur die einzig schöne Lage, sondern auch die vorzüglich gute Einrichtung und Bedienung erheben diesen Gasthof zu einem der ersten in England. Ihm gegenüber ist der Eingang zum Park, den man zu den größten rechnet, und dessen Umfang acht englische Meilen beträgt. Bescheiden hat die Kunst hier nur für die Bequemlichkeit der Wandelnden gesorgt, ohne sich vorzudrängen. Zahme Hirsche und Rehe weiden hier in großer Anzahl, zwischen herrlichen Bäumen. Sie wurden von Hampton-Court, wo sie sonst wohnten, hierher gebracht, da dort der König selten hinkömmt. Ueberall im Park öffnen sich Aussichten auf einzelne Theile der großen Landschaft, die man von Richmondshügel erblickt; in andern Zusammenstellungen, von einem andern Standpunkte aus gesehen, bilden sie hier neue Ansichten, und vervielfältigen den Genuß ins Unendliche.

II.
Hampton-Court.

Unwiderstehlich angelockt von dem Blicke in das Thal, den Richmond-Hill uns gewährte, eilten wir an die Ufer der Themse hinab, um in der Nähe die Gegenstände einzeln zu bewundern, deren Zusam=

menstellung uns aus der Ferne entzückt hatte. Wir fuhren zu dem, sechs englische Meilen weiter im Thal gelegenen Hampton = Court. Der schöne ebne Weg bot uns mit jeder seiner Wendungen eine neue liebliche Landschaft. Die Ferne trog nicht, auch in der Nähe fanden wir Alles so, wie es uns vom Hügel erschienen war. Welch ein Thal! Ueberall zeigt der Augenschein, daß glückliche wohlhabende Landleute hier neben reichen Gutsbesitzern wohnen. Bald führte uns der Weg näher zu dem lieblich sich krümmenden Strome, bald entfernte er uns kurze Zeit von seinen Ufern; immer erschien uns der Punkt, auf dem wir uns befanden, als der schönste von allen. Auf der Hälfte des Wegs, in Twikenham, hielten wir bei Pope's ehemaliger Wohnung an. Man hatte uns gesagt: der jetzige Besitzer derselben freue sich, wenn auch Fremde zu den Reliquien des von seiner Nation hochverehrten Dichters wallfahrteten; gern zeige er ihnen die von Pope ehemals bewohnten Zimmer, in welchen Alles sorgfältig gelassen und bewahrt würde, so wie es war, da er hier noch lebte; gern führe er sie zu den Spaziergängen, die Pope größtentheils selbst anlegte und pflanzte. Leider aber fanden wir dieß Alles nicht mehr so; die Villa war vor einiger Zeit

an einen andern Besitzer verkauft, Alles wurde darin verändert und kein Fremder mehr zugelassen.

Nicht weit von Pope's Wohnung liegt Strawberry-Hill, ehemals die Wohnung und das Eigenthum des bekannten Sir Horatio Walpole. Jetzt gehört es einer Dame von Stande, Mrs. Damer, welche dadurch bekannt ist, daß sie sich mit mehr gutem Willen als Glück, in der Bildhauerkunst versucht. Ein seltnes Unternehmen für eine Dame, besonders da sie sich nicht bloß mit dem Formen in Thon begnügt, sondern sogar an große Statuen sich wagt. Das nicht große, im gothischen Styl gebaute, mit Fenstern von buntem Glase verzierte Haus nimmt sich auf diesem Standpunkte sehr angenehm aus.

Auch hinter Twickenham blieb die Gegend schön und reizend wie vorher, und nur zu bald erreichten wir Hampton-Court, diesen größten Palast des Königs, den er aber nie bewohnt, sondern fast ganz an Privatpersonen zur lebenslänglichen Wohnung vertheilt hat. Cardinal Wolsey, der berüchtigte und berühmte Liebling Heinrich des Achten, der mit letzterem eine Zeit lang England mit eisernem Zepter regierte, erbaute hier zuerst ein Schloß. Später ließ es Wilhelm der Dritte unter der Direction des Sir

Cristopher Wren, Erbauer der Paulskirche in London, erneuern und ihm seine jetzige wirklich königliche Gestalt geben. Der unglückliche König Karl der Erste, ward hier eine Zeitlang als Staatsgefangener gehalten, ohne daß sich Cromwell gescheut hätte, es nach Karls Tode zu bewohnen. Mehrere Könige benutzten Hampton = Court zum Sommeraufenthalte, selbst Georg der Zweite, nur der jetzige König besuchte es sehr selten und bewohnte es nie. Dem verbannten Erbstatthalter der vereinigten Provinzen diente es vom Jahre 1794 an bis 1800 zum Zufluchtsorte. Giebt es einen Ort, wo man alles Leid vergangener Zeiten vergessen könnte in stiller ruhiger Abgeschiedenheit, in einer himmlischen Gegend, so ist es hier, an diesen freundlichen Ufern der Themse. Der Palast von Hampton-Court macht wegen seiner Größe einen imposanten Effect, obgleich er sich übrigens nicht durch höhere architektonische Schönheit auszeichnet. Die Fasade nach der Themse zu ist dreihundert und acht und zwanzig Fuß lang. Das Gebäude umschließt drei große Höfe und enthält mehrere Hundert Zimmer, von welchem aber nur den Fremden sechzehn Staatszimmer gezeigt werden. Sie sind anständig, obgleich nicht modern möblirt. Viele gute Gemälde bekannter Meister zieren die Wände; unter ihnen mehrere vorzügliche von

Sir Godfrey Kneller und Hans Holbein, größtentheils Porträte. Der schönste Schmuck von Hampton-Court, die berühmten Cartons von Raphael, sind leider nicht mehr dort. Spurlos verschwanden sie vor einigen Jahren, Niemand weiß recht wohin. Eine Zeit lang wurden sie in Windsor aufbewahrt, aber auch dort sind sie nicht mehr zu finden.

Die großen, etwas altmodischen Gärten und der Park sind des Schlosses würdig, ihr größter Reiz bleibt immer ihre Lage. Zwar werden sie gut und ordentlich gehalten, und sinken nicht zu dem verfallenen Zustande herab, in welchem man wohl in andern Ländern dergleichen verlaßne Besitzungen sieht, dennoch merkt man deutlich, daß das Auge des Eigners hier nicht waltet, das Alte bleibt darin wie es war, aber nichts Neues kömmt hinzu.

Die Treib- und Orangerie-Häuser sind sehr groß, doch enthalten sie fast keine Orangen-Bäume. Bei allem Luxus, der in England mit exotischen Pflanzen getrieben wird, hat man im Durchschnitt überall wenig Bäume dieser Art. Wir erinnern uns keiner einzigen Orangerie, die sich mit denen messen könnte, welche man in Teutschland nicht nur in Kassel, Dresden, Potsdam und andern Residenzen, sondern auch

faſt in allen Landhäuſern reicher Privatleute findet. Eine bedeutende Merkwürdigkeit aus dem Pflanzenreiche ſahen wir indeſſen in den Treibhäuſern von Hampton = Court, die größte Weinrebe, die es vielleicht in Europa giebt. Sie bildet in einem derſelben eine wunderſchöne Laube, ſiebenzig Fuß lang und zwanzig Fuß breit. Dieſe Wunder = Rebe iſt etwa vierzig Jahre alt, und bringt, ein Jahr ins andere gerechnet, an zweitauſend Pfund Trauben. Eine große Seltenheit in dieſem Lande, wo die immer gemäßigte feuchte Wärme zwar die Vegetation befördert, aber nicht das Reifen ſüdlicher Früchte. Dieſe verlangen wenigſtens einige Wochen hindurch ſtarke Sonnenhitze, und der hier faſt immer mit einem leichten Schleier bedeckte Himmel, gewährt ſie ſelten oder nie. Im Freien würde dieſe Rebe nie zu dieſer Vollkommenheit gelangt ſeyn, denn man ſieht deren überhaupt in England ſehr wenige.

12.

Roehampton. Sion = houſe. Chiswick.

Quer durch den ſchönen großen Park von Richmond führt der Weg nach dem, etwa zwei engliſche Meilen von Richmond = Hill entfernten Roehamp-

lön. Man nennt es ein Dorf, gleich jedem mit Häusern bebauten Fleck, der nicht Stadtgerechtigkeit hat oder kein Borough ist und Mitglieder ins Parlament erwählt. Daher entstehen dann in England Dörfer, welche mehr schöne, zum Theil prächtige, Gebäude aufzuweisen haben, als manche sehr bedeutende Stadt in andern Ländern. Ihr Anblick, im Gegensatz mit ihrer demüthigen Benennung muß jeden Fremden in Erstaunen setzen, besonders wenn er sein Ideal eines Dorfes aus der Mark, aus Böhmen oder Westphalen mitbrachte. Roehampton ist denn auch so ein, fast nur aus schönen Landhäusern und Palastähnlichen Villen zusammengesetztes Dorf. Die herrliche Gegend und die geringe Entfernung von London machen es zu einem sehr angenehmen Sommeraufenthalte für die reichen Londoner. Wir besahen hier die Villa des Herrn Goldschmidt, eines sehr reichen jüdischen Banquiers. Das nicht sehr große Haus ist gleichsam als eine Musterkarte aller Erfindungen moderner Eleganz zu betrachten, so schön als es Tischler, Tapezierer und Spiegelfabrikanten nur machen konnten. Nichts fehlt darin, Alles ist sauber, köstlich und bequem im höchsten Grade; besonders mußten wir eine sehr sinnreiche Erfindung bewundern, mit deren Hülfe das ganze Ameublement eines Zimmers in weniger

als zwei Minuten Form und Farbe veränderte. Nur kein einziges Kunstwerk war in dem schönen Hause anzutreffen, ein einziges recht artiges Gemälde ausgenommen, welches die Kinder des Eigenthümers vorstellt. Die Aussicht auf die herrliche Gegend rings umher, die der Leser schon aus dem Vorigen kennt und die wir hier von einer andern Seite erblickten, ist entzückend; die Gärten sind mit Geschmack angelegt, schattig und angenehm. Ganz nahe neben diesem modernen Tempel des Luxus liegt das ernstere Schloß des Lord Besborough, umgeben von schönen Anlagen. Weniger modern und elegant decorirt als das Haus des Hrn. Goldschmidt, enthält es dafür das, was dort fehlt, einen Schatz von Gemälden und Antiken, bei denen wir nur aufs neue den Mangel an Zeit bedauern konnten. Anderthalb Meilen weiter kommt man zu dem schönen Park von Wimbleton welcher dem Lord Spencer gehört. So häuft sich alles Schöne und Reizende auf diesem glücklichen, wenig Meilen im Umkreise beschreibenden Flecke, der wohl allein einer Reise nach London werth wäre.

Am entgegengesetzten Ufer der Themse, den Gärten von Richmond gerade über, liegt Sion=house, die stattliche Besitzung des Herzogs von Northumber=

land. Das große prächtige Schloß ist seines vornehmen und unermeßlich reichen Besitzers würdig. Kolossale, antike Statuen, und eine in Bronze gegossene Copie des sterbenden Fechters, zieren die prächtige Eintrittshalle, der Fußboden derselben ist mit großen Quadern von schwarzem und weißem Marmor getäfelt. An diese Halle stößt ein anderes, von schönen Säulen getragenes Vorzimmer, geschmückt mit sechzehn kostbaren Pilastern von Verde antiko. Die größten Spiegel in England strahlen von den Wänden der übrigen Zimmer, dazwischen Malereien, mehrere Gemälde vorzüglicher Meister, marmorne Büsten und Statuen, Tafeln von antiker, aus den Bädern des Titus hergebrachter Mosaik, kurz alles, was das Auge erfreuen und das Gemüth erheben kann. Die große prächtige Bibliothek erfüllet einen ganzen Flügel des Schlosses. Die Gärten sind sehr schön, und die Lage himmlisch; Alles vereinigt sich, um Sion-house zu einem der schönsten und merkwürdigsten Landsitze in England zu machen.

In nicht großer Entfernung von Sion-house, ebenfalls am Ufer der Themse, liegt Chiswick, der reizende Aufenthalt der schönsten Frau ihrer Zeit. Wer kennt nicht den Namen der schönen Herzogin

von Devonshire, deren Ruf während des letzten Viertels des vergangenen Jahrhunderts durch halb Europa erscholl? Selten gelingt es der schaffenden Natur, ein Wesen dieser Art hervorzubringen, eine Frau, die mit der vollkommensten Schönheit, Grazie und Talente verbindet, welche auch eine gewöhnliche Form schon höchst liebenswürdig machen würden. Die Herzogin ist noch immer schön, selbst unter jugendlichen Schönheiten, und wer sie kennt, versichert: daß sie mit dem flüchtigen Reiz der Jugend wenig verlor. Alle sprechen noch immer mit Entzücken von ihr, nicht nur von ihrer Gestalt, auch von ihrem Geiste, ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer milden Güte, ihrer Wohlthätigkeit gegen Arme.

In Chiswick, diesem ihrem ländlichen Lieblingsaufenthalte, wehte uns überall der Geist entgegen, der diese seltne Frau beseelt, hier sprachen sogar die Wände von ihr. Das Haus ist nicht groß, ganz in italienischem Geschmacke nach einer Zeichnung des Palladio erbaut. Wie ein Tempel steht es da, umgeben von schönen hohen Cederbäumen. Blumen und Gesträuche aller Art dufteten uns entgegen, unter dem von Säulen getragenen Portale. Nichts Zierlicheres, nichts einfach Schöneres giebt es, als die innere Einrichtung dieses

in jeder Hinsicht weit hinter der Herzogin von Devonshire zurückstehen, und deren Beschreibung seit manchem lieben langen Jahre in teutschen Journalen und Reisebeschreibungen den teutschen Frauen bis zum Ueberdrusse mitgetheilt wird. Die zu Chiswick gehörigen Gärten sind, wie das Haus, nicht groß, aber unbeschreiblich reizend. Ueberall hat man auf die herrliche Natur rings umher Rücksicht genommen, und sich wohl gehütet, ihr durch zu viel Kunst in den Weg zu treten.

13.

Staines. Slough. Oatlands.

Wenige Meilen hinter Hampton-Court, etwas entfernter von der Themse, fuhren wir durch den schönen Park von Clermont, alsdann durch das nahe daran gelegene freundliche Städtchen Cobham, nach Painshile. Das Haus von Clermont-Park wird Fremden nicht gezeigt, seine Außenseite verspricht nichts Außerordentliches. Man lobt sehr dessen innere Einrichtung, und die vielen Gemälde und andre Kunstwerke, die es verbirgt. Die Gärten von Painshill waren die ersten, welche wir vor mehrern Jahren bei einem frühern Aufenthalte in London besuchten. In

der Nähe dieser Hauptstadt giebt es keinen Landsitz, dessen Promenaden sie an Größe und Schönheit überträfen. Erwartungsvoll, als giengen wir einem alten Freunde entgegen, langten wir an, aber der heutige Tag war ein Tag getäuschter Hoffnungen für uns. Wir wurden nicht eingelassen. Painshill war seit kurzem verkauft, der jetzige Besitzer, ein reicher Londoner Banquier, erlaubte Niemanden mehr den Eintritt in sein, mit baaren Guineen bezahltes Paradies. Traurig sahen wir von weitem die schönen Bäume, nach deren Schatten wir uns sehnten, und wandten uns wieder zur Themse, nach dem hart an ihren Ufern erbauten Städtchen Staines, in dessen Nachbarschaft es eben sehr lustig beim Pferderennen hergieng. Das frohe bunte Gewühl der Zuschauer ergötzte uns, und zerstreute schnell den Verdruß über unser Mißgeschick in Painshill und Clermont-Park. Es erinnerte uns aufs lebhafteste von neuem an die Jahrmärkte und Kirchmessen, welche in Teutschland von Zeit zu Zeit Dörfern und kleinen Städten Leben und Freude bringen. Dicht neben dem Gasthofe in Staines führt eine hoch und kühn gewölbte eiserne Brücke über den Strom. Nicht ganz so groß als die bei Sunderland, gleicht sie jener aufs genauste und verdient allein, daß man die kleine Reise von London hierher

macht, besonders wenn man nicht nach Newcastle und Sunderland zu reisen Gelegenheit hat. Leicht und zierlich wie ein kühner Sprung, wirft sie sich über den Strom, und der Pont aux arts in Paris läßt sich, trotz seiner mit Orangenbäumen garnirten Geländer, auf keine Weise mit diesem schönen, wie von Feenhänden durch die Luft gezogenen, Bogen vergleichen.

Von Staines führte uns ein sehr angenehmer Weg durch eine höchst reizende fruchtbare Gegend, fast immer im Angesicht der Themse, über Windsor, nach dem nahe dabei gelegenen Salthill, einem einzelnen Gasthofe, welcher alle Bequemlichkeiten bietet, die man nur wünschen kann. Von London aus werden oft Land-Partieen dahin gemacht, besonders von Fremden, die mehrere Tage hier verweilen, um alles das Schöne mit Muße zu genießen, was Windsor und die mannichfaltigen Reize der Gegend rings umher gewähren. Ganz nahe an Salthill liegt das kleine Dorf Slough, in welchem Doctor Herschel seit mehrern Jahren in einem nicht großen, aber sehr hübschen, vom Könige ihm geschenkten Hause wohnt. Wir hatten ein Empfehlungsschreiben an unsern berühmten Landsmann; freundlich empfieng er uns, er

und seine ihm an Geist und Ausbildung ähnliche Schwester. Während diese die Sorge für den Himmel mit dem Bruder theilt, macht sie ihm zugleich das Leben auf der Erde so angenehm als möglich, und überhebt ihn jeder irrdischen Sorge. Fast gleich einander an Jahren, beide ganz demselben hohen Zwecke ergeben, genießen diese seltenen Geschwister in ruhiger, ländlicher Stille hier ein schönes glückliches Daseyn. Die königliche Familie, unter deren besonderm Schutze sie einzig ihrer Wissenschaft leben, zeichnet sie auf alle Weise aus, besonders während des Sommeraufenthalts in Windsor. Die ganze Nachbarschaft, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, ehren und lieben sie; Alles war ihres Lobes voll, so wie wir nur ihren Namen nannten. Trotz seines hohen Alters und der von seiner Wissenschaft unzertrennlichen Beschwerden, die in den feuchten kühlen englischen Nächten vielleicht zerstörender sind als irgendwo, erfreut sich Dr. Herschel einer festen, dauerhaften Gesundheit. Im Umgange ist er heiter, anspruchlos und nimmt aufs erste Wort für sich ein, so auch seine Schwester, welche die Güte selbst zu seyn scheint. Durch den langen Aufenthalt in England, haben beide ihre Muttersprache verlernt, wenigstens wird es ihnen schwer, sich geläufig darin auszudrücken; übrigens

aber sind sie Teutsche geblieben, und ihr ganzes Wesen trägt unverkennbar den Stämpel unsrer Nation. Gefällig und freundlich zeigte uns Herschel seine astronomischen Instrumente. Das große Riesen-Teleskop in seinem Hofe betrachtet er selbst mehr nur als eine Seltenheit, und bedient sich fast immer kleinerer Fernröhre. Er gesteht selbst, daß er mit diesen alle seine wichtigen Entdeckungen machte, und daß nicht die Größe der Gläser, sondern unablässige Aufmerksamkeit, Fleiß und Treue in seinen Beobachtungen, ihn zu der Höhe brachten, auf der er jetzt steht. Alles was wir hier sahen, ist in Teutschland bekannter, als wir es bei unserm Mangel an den dazu gehörigen Kenntnissen durch unsere Beschreibung machen könnten. Herschel selbst erschien uns immer das merkwürdigste unter allen seinen Umgebungen. Nach dem bekannten Sprüchworte, lobt zwar das Werk den Meister, aber uns dünkt doch, daß der Meister immer über sein Werk erhaben bleibt. Dr. Herschel gehört zu den merkwürdigen Menschen, die ohne äußere Unterstützung, ohne daß ihre Aeltern sie durch eine, ihrem Talent angemessene Erziehung auf das Leben vorbereiten konnten, in die Welt treten, arm, freundlos, aber mit festem Willen, hellem Blicke, und nie zu ermüdenden Muthe bei allen Stürmen des Lebens. Er

ward 1738 im Hannövrischen geboren. Sein Vater, ein armer Musiker mit vielen Kindern, konnte wenig mehr für ihn thun, als daß er ihn seine eigne Kunst lehrte, so gut er es vermochte. Doch fand der Knabe bald Gelegenheit Französisch zu lernen, und glücklicherweise war sein Lehrer auch übrigens ein unterrichteter Mann, der ihm einige logische und mathematische Kenntnisse beibrachte, die den jungen Geist des lehrbegierigen Schülers unablässig aufs lebhafteste beschäftigten. Während des siebenjährigen Krieges giengen Herschel und sein Vater mit dem Musikchor eines hannövrischen Regiments nach England; der Vater kehrte nach einiger Zeit mit seinem Regimente zurück ins Vaterland, während der Sohn sich entschloß, in London zu bleiben und dort sein Glück zu versuchen. Aber sein Stern war noch nicht aufgegangen. Verloren in der Menge, übersehen, zurückgestoßen überall, gehörte sein fester Geist dazu, um hier nicht den Muth zu verlieren. Er verließ die glänzende Hauptstadt, die dem schutzlosen unbekannten Fremdling sich so unfreundlich zeigte, und wanderte ins nördliche England. Auch hier irrte er eine Zeit lang von Ort zu Ort, bis endlich in Halifax ihm eine bleibende Stätte ward. Die Stelle eines Organisten war dort eben erledigt, er meldete sich dazu, bestand

in den Proben, und ward angenommen. Außer den Stunden, welche er seinem Amte widmen mußte, und einigen andern, die er, um Geld zu verdienen, auf musikalischen Unterricht verwendete, gab er alle seine übrige Zeit jetzt dem Sprachstudium hin. Mit der italienischen Sprache fieng er an, dann lernte er mit großer Anstrengung Latein, in welchem er große Fortschritte machte; das Griechische, was er auch zu studieren anfing, gab er indessen bald wieder auf. Alle diese Studien trieb er für sich allein, ohne fremde Hülfe. Vom Studium der Sprachen schritt er weiter zu noch ernstern Kenntnissen, immer allein und ohne Lehrer. Zuerst erwarb er sich eine vollkommene Uebersicht des ihm zunächst Gelegenen, der Theorie der Harmonie, dann drang er weiter und immer weiter zur Mathematik und allen ihr verwandten Wissenschaften. So verflossen ihm in Halifax einige von ihm höchst nützlich verwandte Jahre auf das angenehmste, dann ward er, ebenfalls als Organist, nach Bath berufen. Hier fand er mehr Arbeit in seinem, einmal erwählten Stande, er mußte in den Assemblée-Sälen spielen, in Conzerten, im Theater, aber alles dieses hinderte ihn nicht, in seinem eigenthümlichen Berufe fortzufahren. Trotz der überhäuften Arbeit, trotz der Lockungen zu einem zerstreuteren Leben in der glänzen-

den Außenwelt, die ihn umgab, blieb er seinem Genius treu, und verwachte viele Nächte bei den abstractesten Gegenständen. Astronomie und Optik beschäftigten ihn jetzt fast ausschließend. Mit unbeschreiblichem Vergnügen betrachtete er den gestirnten Himmel durch ein von einem Freunde geliehenes Teleskop. Unwiderstehlich erwachte jetzt in ihm der Wunsch, einen ganzen astronomischen Apparat zu besitzen. Unbekannt mit den dazu erforderlichen Kosten, schrieb er einem seiner Londoner Bekannten: er möge ihm fürs erste ein größeres Teleskop aus der Hauptstadt schicken. Dieser, verwundert über den dafür geforderten Preis, wagte den Einkauf nicht, ohne Herschel vorher davon zu benachrichtigen. Auch dieser erschrack nicht wenig darüber, denn die verlangte Summe schien ihm unerschwinglich. Statt sich aber dadurch niederschlagen zu lassen, faßte er jetzt den kühnen Entschluß selbst ein solches Instrument, wie er es sich wünschte, zu verfertigen. Nach unendlichen fehl geschlagenen Versuchen, mit den schlechtesten Hülfsmitteln, immer angefeuert durch seinen strebenden Geist, gelang es ihm endlich im Jahr 1774 den Himmel durch einen, von ihm selbst verfertigten, fünffüßigen Newtonschen Reflector zu betrachten. Jetzt strebte er weiter und immer weiter, verfertigte Instrumente von einer zuvor nie

gesehenen Größe, und hielt doch fest bei seinem einmal angenommenen Berufe. Oft eilte er aus dem Theater, aus den glänzenden Conzert-Sälen während der Pausen hinaus ins Freie, zu seinen Sternen und kehrte dann zur rechten Zeit zurück zum Notenpulte. Von dieser Zeit an datiren sich seine weltbekannten astronomischen Entdeckungen. Herschel ward berühmt, und zuletzt drang sein Ruf bis zum Könige. Im Jahr 1782 nahm ihn dieser ganz unter seinen Schutz, befreite ihn von seinen beschwerlichen Berufsarbeiten, gab ihm eine lebenslängliche Pension, und räumte ihm die Wohnung in Slough ein, wo wir so glücklich waren den ehrenwerthen Mann persönlich kennen zu lernen, und von wo aus er hoffentlich noch lange die Geheimnisse der Sphären belauschen wird.

Von Slough nahmen wir unsern Weg über Oatlands zurück nach London. Diese einsame ländliche Wohnung der Prinzessin Friederike von Preußen, Gemahlin des Herzogs von York, liegt in geringer Entfernung von den Ufern der Themse, fast am äußersten Ende des schönen Thals, welches der Blick von Richmonds Hügel aus beherrscht. Hier wohnt diese Fürstin, die Tochter Königs Friedrich Wilhelm des zweiten, als Kind schon der Liebling ihres großen

Oheims, beinahe das ganze Jahr hindurch in klösterlicher Eingezogenheit, umgeben von wenigen Damen. Selten nur kommt der Herzog mit einigen Freunden nach Oatlands und bringt Abwechselung in ihr einförmiges Leben. Ihre Hauptbeschäftigung sind wunderschöne Stickereien, an welchen sie mit ihren Damen bis tief in die Nacht arbeitet. Wenn der Morgen dämmert, geht sie gewöhnlich erst zur Ruhe, und steht auf, wenn die Sonne wieder zu sinken beginnt.

Der böse Genius, der uns vom Anfange dieser kleinen Reise begleitete und uns so manche Erwartung vereitelte, schien uns auch hier noch nicht verlassen zu wollen. Wir waren leider wieder nicht an dem Tage dort, an welchem Fremden der Eintritt erlaubt wird, und hätten durchaus an einem Sonntage kommen sollen, versicherte uns eine alte, ziemlich grämliche, corpulente Dame, die Frau des Castellans. Neben ihr stand ihr eben so wohlbeleibter und verdrieslicher Berliner Mops und wies uns knurrend die weißen Zähne. Trotz dieser trüben Aspecten versuchten wir unsre Redekünste und glücklicherweise nicht ohne Wirkung. Wir stellten ihr vor, wie wir ausdrücklich aus Teutschland übers Meer hierher gekommen wären, um unsern Landsleuten hernach sagen zu können, wie

es in der Wohnung unsrer Prinzessin aussähe und wie es ihr ergienge? Dies rührte das Herz der alten Dame, zusehends wurde sie freundlicher, der knurrende Mops ward auf sein Kissen verwiesen, sie schrieb ein Billet an Madame Silvester, eine teutsche Favorite der Herzogin, und machte zuletzt noch eine große Toilette, um uns selbst ins Schloß zu begleiten. Langsam wedelnd watschelte jetzt der Mops gesellig neben uns her. In dieser Begleitung durchwanderten wir zuerst einen schönen großen Park, dann traten wir in einen Blumengarten, voll der schönsten und seltensten Pflanzen. Eine Menge großer und kleiner, lang und kurz geschwänzter Affen trieb darin ihr lustiges Wesen. Die Herzogin liebt diese und alle Thiere, welche sich zur häuslichen Geselligkeit erziehen lassen. Fremde und einheimische Vögel, Papageien, Hunde aller Art fanden wir in großer Anzahl überall in und um ihrer Wohnung. Die größte Zierde des nicht groß, nicht prächtig, sondern ganz einfach und fast bürgerlich eingerichteten Schlosses sind die künstlichen Stickereien der Fürstin und ihrer Damen. Die Spaziergänge fanden wir sehr angenehm; sehenswürdig allein eine schöne, mit seltenen Versteinerungen und Fossilien aus Derbishire, etwas fantastisch verzierte Grotte, die ein kal-

tes marmornes Bad enthält. Rund um sie her lagen die mit Inschriften versehenen Gräber der verstorbenen Lieblingshunde und Affen der Fürstin. Diese erinnerten uns lebhaft an den Kirchhof, welchen Friedrich der Große in Sans-Souci für seine vierbeinigten Freunde einrichtete und in dessen Mitte er einst, in einer trüben Stunde, sein eignes Grab bereiten ließ.

14.

Chelsea. Hampstead. Highgate.

Außer diesen, ungefähr drei Stunden höchstens entfernten Oertern, giebt es auch mehrere ganz nah gelegen, in deren Tavernen, Kaffehäusern und Theegärten die lebenslustigen Bürger Londons sich eben sowohl einen guten Tag machen könnten, als die Wiener in ihrem Prater, oder die ehemals glücklichen, sorglosen Bewohner der teutschen freien Reichsstädte in ihren benachbarten Lustörtern. Hätten nur die armen Londoner Zeit, sich vom ewigen Einerlei ihrer mühseligen Werktage zu erholen; gehörte nicht bei der großen Theuerung in diesem Lande, wo kaum die Luft steuernfrei blieb, die unerhörteste Anstrengung aller Leibeskräfte dazu, um nur das unumgänglich

Nothwendige herbeizuschaffen, und gienge nicht in dem ewigen Drängen und Streben und Treiben und Sparen selbst die Fähigkeit zum Genusse bei der, bloß von ihrer Arbeit lebenden Klasse, endlich zu Grunde! Trotz allen diesen, reißt sich doch jeder wenigstens ein oder zwei Mal im Jahre von seinem Joche loß, und eilt ins Freie, um unter grünen Bäumen in einer schönen Gegend mit den Seinen reinere Luft zu athmen, und hinterher Monate lang von der Erinnerung zu zehren. Diese seltnen Ergötzlichkeiten der Einzelnen sind bei der großen Volksmenge der Hauptstadt hinreichend, um den zunächst liegenden Oertern eine große Lebendigkeit zu geben. Wir wollen dem Leser nur wenige dieser Plätze gleichsam im Vorübergehen nennen.

Zuerst Chelsea, der zunächst liegende, nur eine englische Meile von der Hauptstadt entfernte Ort. Der Weg dahin führt ewig durch Straßen, zwischen Häusern hin, so daß man es nicht merkt, man befinde sich außer der Stadt. Außer den nothwendigen Ergötzlichkeits-Plätzen sind hier noch manche Merkwürdigkeiten; vor Allen das Hospital und ein der Londoner Apotheker-Innung gehörender, sehr wohl eingerichteter botanischer Garten. Nichts Seeligeres in der

Welt als ein Londoner Cockney *), der hier mit leiblichen Augen den Kaffee und Thee auf Bäumen und Sträuchen wachsen sieht und das Rohr bewundert, aus welchem der Zucker gemacht wird, welcher Tag täglich durch seine fleißigen Hände geht und ihm zu leben giebt. Das Hospital für Soldaten in Chelsea, obgleich weniger groß und prächtig, als das von Greenwich für die Marine, ist dennoch der großen Nation würdig, die hier fünfhundert ausgediente Krieger verpflegt und ernährt, während sie noch zehn tausend Andern, die in diesem Gebäude nicht Platz fanden, eine Pension giebt. Außer diesen werden noch fünfhundert verwaisete Knaben, Söhne von verdienten armen Offizieren und Soldaten in einem neuerdings

*) Cockney nennt man vor Allen die Bewohner der City, die innerhalb des Schalles der Glocken von Bow-church, einer Kirche mitten in derselben, geboren sind und da sie vielleicht nur drei oder viermal in ihrem Leben ins Freie kommen, nichts kennen, als ihren Laden und ihre Straße. Ein Vater aus diesem Quartier ritt einmal mit seinem Sohne nach Barnet. Das Pferd wieherte. Vater, was macht das Pferd? frug der Sohn. It neighs, es wiehert, antwortete der weise Papa. Nicht lange darauf krähete ein Hahn. Vater, rief der gelehrige Sohn, der Hahn wiehert auch, The Cock neighs too; seitdem hießen diese guten Leute Cockneighs.

Digitized by Google

erbauten, zu Chelsea gehörigen Local verpflegt und erzogen. Das Hospital ward nach einem Plane des Sir Christopher Wren groß und zweckmäßig erbaut. Die innere Einrichtung desselben, die Verpflegungs- und Ernährungsweise der invaliden Krieger, gleicht der von Greenwich. Es umschließt mehrere Höfe und enthält außer den nothwendigen Sälen und Zimmern noch eine sehr große Halle, welche zum Speisezimmer dient und eine einfache geräumige Kapelle zum Gottesdienst. Die große Hauptfaçade breitet sich längs dem Ufer der Themse stattlich aus; sie besteht aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln mit drei schönen Portalen. Die zweite, nach Hydepark ausgehende Façade ist weniger reich decorirt. Vor ihr liegt ein, von einer Ballustrade eingeschlossener, geräumiger, mit Bäumen bepflanzter Vorhof. Die zu dem Hospitale gehörigen Gärten sind groß, aber altväterisch, steif und geschmacklos. Besonders kleinlich nehmen sich in demselben, Angesichts der majestätischen Themse, ein Paar Kanäle aus.

Das schöne, vier Meilen von London auf einer beträchtlichen Anhöhe gelegene, Dorf Hampstead gewährt eine der angenehmsten Excursionen in der Nähe der Hauptstadt. Viele Hundert Einwohner derselben

kommen in ihrem Leben nicht über Hampstead hinaus; für sie ist es im eigentlichsten Sinn das Ende der Welt. Von seinem Hügel übersieht man das ganze herrliche, von der Themse durchströmte Land, das Schloß von Windsor, die Höhen von Surry und Kent; tief blickt man hinein in Buckingham, Bedford, und Northamptonshire. Die reiche Aussicht auf unzählige Dörfer und Städte, unter welchen die große Hauptstadt mit ihren Thürmen und dem herrlichen Dom von St. Paul wie eine Königin thront, auf den mit Masten besäeten Haven, auf das schöne, von sanften wellenartigen Hügeln durchschnittene fruchtbare Land, steht zwar an Reiz und Anmuth hinter Richmond hill zurück, hat aber dafür den Vorzug, daß sie einen viel weitern Umkreis beherrscht und muß Jeden entzücken, der sie zum ersten Male und bei heiterem Wetter erblickt. Außer Caenwood, dem Sitz des Lord Mansfield, liegen wenige oder keine großen Besitzungen der Reichen und Vornehmen des Reichs in der Nähe von Hampstead. Die Entfernung von London ist für sie zu klein; dafür aber enthält der Ort selbst eine Menge der zierlichsten kleinen Landhäuser. Viele wohlhabende Familien, die sich zu Londons Bewohnern rechnen, haben dort nur ein Absteigequartier, einige Zimmer,

in welchen sie ihre Geschäfte betreiben, und wohnen eigentlich in Hampstead. Reiche Londoner Kaufleute beziehen hier Sommerwohnungen, andere, die sich mit dem sinkenden Abend ihres Lebens von Geschäften losmachten, wohnen ganz hier; so daß auch in geselliger Hinsicht Hampstead viele Annehmlichkeiten darbietet. In gleicher Entfernung von der Hauptstadt, ebenfalls auf einem Hügel und nicht gar weit von Hampstead, liegt Highgate. Die Aussicht und Ort sind weniger schön, ausgebreitet und groß, als zu Hampstead. Eine der befahrensten Landstraßen führt hindurch. Dies ist der Grund, warum es weniger von der eleganten, vornehmeren Classe der Londoner Bürger besucht und bewohnt wird, obgleich die mittlere Classe fleißig hinwallfahrtet, und es sich in den vielen guten Gasthöfen des Orts wohl seyn läßt. Die Engländer hassen bei ihren Landhäusern das von einer Poststraße unzertrennliche Geräusch, sie haben dessen in der Stadt genug. Auf dem Lande suchen sie Ruhe und Stille und bauen ihre Häuser gern, soweit als möglich, von der hohen Straße entfernt, zwischen Gärten und Feldern hin. Hierinne weichen sie ab von den ihnen in mancher andern Hinsicht so nahe verwandten Bewohnern des nördlichen Teutschlands, welchen die Passage einer befahrnen Landstraße

jedoch in übleren Rufe steht, als sie es verdient. Im Ganzen scheint die Zahl jener Unholde in England ziemlich abgenommen zu haben und manche Mordgeschichte, die man in den englischen Blättern lies't, wurde nur ersonnen um den Platz zu füllen, oder den übrigen, oft faden Inhalt der Neuigkeiten pikanter zu machen.

Das von der andern Seite an die Haide gränzende schöne Dorf Blackheath dient seit vielen Jahren der Prinzessin von Wallis zum Aufenthalte und sie bewohnt darin ein, für ihren hohen Rang sehr einfaches, Landhaus.

Von Blackheath aus, machten wir eine kleine Lustreise durch einen andern Theil der Grafschaft Kent, als der war, welchen wir auf der Reise von Dover nach London sahen. Gleich Anfangs erfreute uns wenige Meilen von London eine in ihrer Art einzige, wunderherrliche Aussicht. Wir sahen die mächtige Stadt, ihre unzähligen Thürme und den Dom von St. Paul ausgebreitet daliegen am Ufer des Stroms, der, bedeckt mit Masten, wirklich im strengsten Sinne des Worts wie ein, seiner Zweige beraubter, Wald sich zeigte. Gerade vor uns lag

Greenwich, zur linken Hand die nicht unbeträchtliche, fast einzig dem Schiffsbau gewiedmete, Stadt Deptford mit ihrem Haven, ihren Docks, ihren gewühlvollen Schiffswerften, rechts die ihr ähnliche Stadt Woolwich, in welcher sich das ungeheure Arsenal der englischen Seemacht, nebst vielen dazu gehörigen Schmieden, Magazinen und Fabriken befindet. Das sanft-hügliche Land rings umher, belebt durch unzählige Dörfer, trägt ganz den englischen Charakter, Alles ist grün, fruchtbar, angebaut, und geschmückt mit einzelnen Gruppen ehrwürdiger Eichen und Buchen.

Mancheu schönen Park mit seiner Villa, manche reizende ländliche Wohnung sahen wir im Vorbeifahren bis zu dem vierzehn Meilen von London entlegnen Landstädtchen Bromley. Hier drängen sich indessen die Landsitze nicht so an einander, als in der Gegend um Richmond herum, denn es fehlen die höhern Reize, die dort der Alles belebende Strom gewährt, und überhaupt mangelt es der Grafschaft Kent an Gewässern.

Nahe bei Bromley besuchten wir einen alten Freund, den wir vor mehrern Jahren in einem kleinen Hause der City als einen bemittelten Kauf-

mann in seinem Comtoir verließen, und hier als den reichen Besitzer von Sundridge-Park wiederfanden. Ein schöner Park, angenehme Gärten und Spaziergänge umgeben die, von unserm Freunde ganz im italienischen Geschmacke erbaute Villa, welche zu den schönsten und elegantsten gehört, die wir sahen. Der Tempel der Ceres nahe bei Rom diente der Hauptfaçade zum Modell.

Wenige Meilen weiter, nahe beim Städtchen Sevenoaks, liegt Knoles, der uralte Sitz des Herzogs von Dorset. Bis hierher behält die Gegend denselben Charakter, hügelich, grün, angebaut wie ein Garten. Das, durch sein Alter ehrwürdige, Schloß liegt mitten in einem weitläuftigen Parke, dessen himmelanstrebende Eichen vielleicht schon vor seiner Erbauung da standen. Es ist ein düsteres weitläuftiges Gebäude; dessen innere Einrichtung aus einem wunderlichen Gemisch von Altem und Neuem besteht. Einige Zimmer sind ganz modern möblirt, andre wie sie vor ein Paar hundert Jahren es waren; die übrigen, gerade die am meisten bewohnt zu werden schienen, enthalten Altes und Neues durch einander gemischt und nehmen sich eben nicht zum besten aus.

Besonders merkwürdig für den Forscher nach alter Sitte sind zwei Zimmer; das erste steht noch da, wie König Jacob der Erste es verließ, der einmal eine Nacht darin zubrachte. In dem hohen geschnitzten Bette könnten wenigstens sechs Personen bequem Platz finden, an den Spiegeln ist mehr Schnitzwerk als Glas, und die Centner schweren Lehnstühle sind mit kleinen Treppen zum Hinaufsteigen versehen. Das andre Zimmer, dessen Einrichtung aus derselben Zeit stammt, ist ein kostbares Denkmal der damaligen soliden Pracht. Die aus Gold und Silber gewirkten Gardinen des Bettes, welches allein zwanzig tausend Pfund Sterling gekostet hat, scheinen ihre Entstehung eher dem Ambos und Hammer, als dem Weberstuhle zu verdanken, so massiv sind sie, und die mit einer Zoll dicken künstlichen goldnen Stickerei über und über verzierte Decke desselben würde jeden, der darunter schlafen wollte, durch ihre Schwere erdrücken. Eine silberne Toilette von schöner alter getriebner Arbeit, ein großer silberner Tisch und ein geschnitzter Schrank, groß wie ein Haus in den Hochlanden, über und über besetzt mit silbernen Prunkvasen, machen das Ameublement vollständig. Viele andre Zimmer enthalten eine Menge guter alter Gemälde. Besonders merkwürdig in dieser Hinsicht ist eine lange Galerie voll

Familien = Porträts und Bildnisse ausgezeichneter Menschen früherer Zeit. Manche wunderliche Karikatur, aber auch mancher vortrefflich gemalte Kopf blickte hier von den Wänden auf uns herab. Zu den letztern gehört besonders ein sehr charakteristisches Porträt Kromwells, nächst dem Luthers, dessen bleichen Freundes Melanchtons, und Erasmus, gemalt von unserm Lucas Cranach. Die Porträts fast aller bekannten und berühmten Gelehrten und Dichter Englands füllen ein besonderes Cabinet.

Weiter hin, hinter Knoles, erhebt sich die Gegend allmählich; höhere Berge gewähren dem Reisenden manche schöne Aussicht; bald zeigen wunderbar gestaltete Felsen ihre kahlen Scheitel; weiter blickt man hinab in die tiefen Schluchten eines sehr pittoresken Steinbruchs; dann zeigt sich die schöne Ruine eines uralten Schlosses hoch auf einem Berge, der drohend auf das, an seinem Fuße liegende, Städtchen Tunbridge hinabschaut. So geht es fort bis zu dem, einige Meilen weiter hin gelegnen, freundlichen Badeort Tunbridge = Wells. Dieser wird sehr häufig besucht, da er nur sechs und dreißig Meilen von der Hauptstadt entfernt ist und man den Weg dahin in wenigen Stunden zurück legt. Wir würden

indessen die Gränzen der nächsten Umgebungen Londons überschreiten, wenn wir uns auf dessen nähere Beschreibung hier einließen; auch zeichnet er sich weder durch seine innere Einrichtung, noch durch seine Lage vor andern ähnlichen Oertern aus. Tunbridge sey also der Scheidepunkt, wo wir dem Leser, der uns freundlich bisher begleitete, ein dankbares Lebewohl sagen.

2838835 A

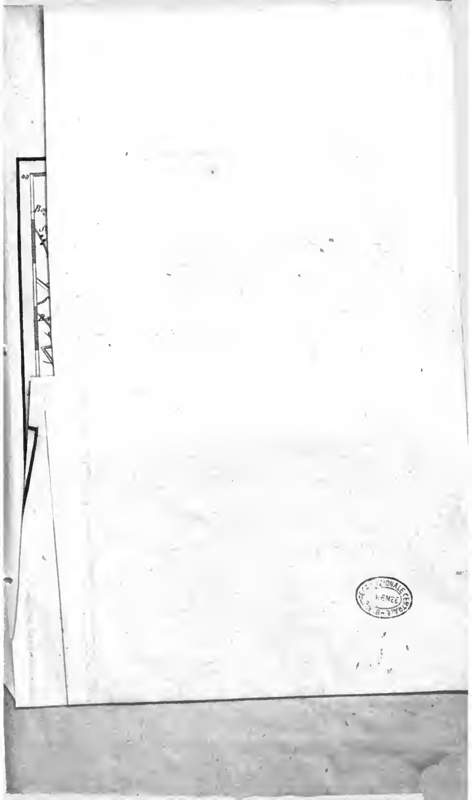
Druckfehler des zweiten Bandes.

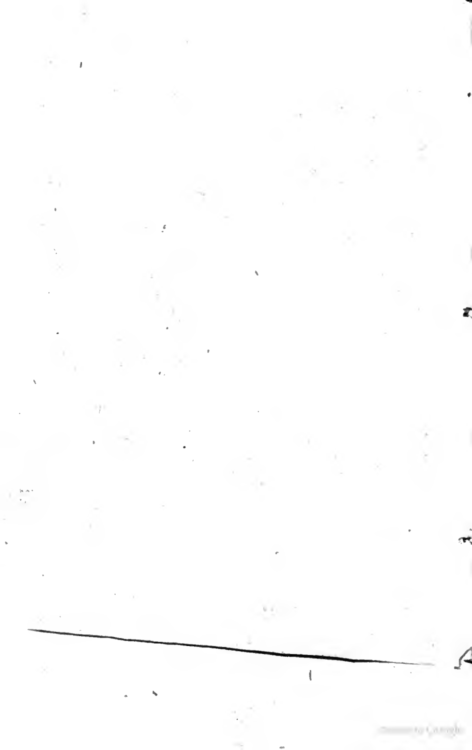
Seite 51 Zeile 8 v. o. l. fest, statt fast.
— 60 — 4 v. o. l. grünseidnen, statt grauseidnen.
— 73 — 6 und 7 Allmela v. o. l. statt Almelco.
— 117 muß die englische Stelle unten in der Note, wie folget, gelesen werden.

She never told her love,
But let concealment, like a worm i' the Bud,
Feed on her damask cheek: She pin'd in thought
And sat like patience on a monument,
Smiling at grief.

Twelfth night or: *what you will.*
Act. II. Sc. IV.

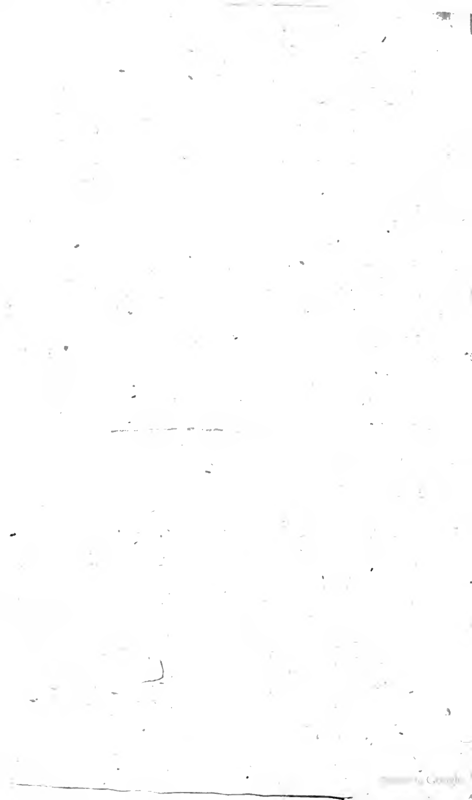
Seite 133 Zeile 5 von unten l. Fremde, statt fremde.
— 180 letzte Zeile l. königliche, statt öffentliche.
— 224 Zeile 9 und 10 v. o. l. vorgebliches, statt vergebliches.
— 318 letzte Zeile l. statt lebendigern, lebendigen.
— 332 Zeile 16 l. Reichen, statt Leichen.







Digitized by Google





B.10.2.208
B.N.C. - FIRENZE

